


# ABRAHAM LINCOLN.



GOtha.  
FRIEDRICH ANDREAS PERTHES.







Digitized by the Internet Archive  
in 2010 with funding from  
State of Indiana through the Indiana State Library



Abraham Lincoln.

---



# Abraham Lincolns Leben

von

**William M. Chayer,**

Verfasser von „James A. Garfields Leben“ u.

---

Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen

von

**Auguste Daniel.**

Zweite Auflage.



**Gotha.**

Friedrich Andreas Perthes.

1897.



## Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
1. Kapitel: Abraham Lincolns Geburtsort . . . . .	1
2. Kapitel: Der Schulknabe . . . . .	10
3. Kapitel: Die alte Farm wird verkauft . . . . .	19
4. Kapitel: Der Bau des neuen Hauses . . . . .	31
5. Kapitel: Die erste Jagdbente . . . . .	42
6. Kapitel: Trübere Tage . . . . .	47
7. Kapitel: Hellere Stunden . . . . .	61
8. Kapitel: Die neue Mutter und die Schule . . . . .	67
9. Kapitel: Abraham entlehnt ein Buch, und was mit demselben geschieht	79
10. Kapitel: Arbeit und Erfolg . . . . .	89
11. Kapitel: Höheres Streben . . . . .	101
12. Kapitel: Auf dem Prahm . . . . .	112
13. Kapitel: Verschiedene Begebenheiten . . . . .	121
14. Kapitel: Die Übersiedelung nach Illinois . . . . .	130
15. Kapitel: Die zweite Fahrt nach New-Orleans . . . . .	137
16. Kapitel: Im Pionierkramladen . . . . .	146
17. Kapitel: Abrahams Einfluß auf seine Kameraden . . . . .	155
18. Kapitel: Auf dem Kriegspfade . . . . .	161
19. Kapitel: Eine ungeahnte Auszeichnung . . . . .	169
20. Kapitel: Abraham Lincoln als Landtagsabgeordneter . . . . .	178
21. Kapitel: Ein tüchtiger Rechtsanwalt . . . . .	189
22. Kapitel: Der an Bedeutung zunehmende Staatsmann . . . . .	205
23. Kapitel: Zu höheren Würden berufen . . . . .	216
24. Kapitel: Das Leben im Weißen Hause . . . . .	233
25. Kapitel: Lincolns warmes Interesse für die Vaterlandsverteidiger	258
26. Kapitel: Lincolns Wirken im Interesse der farbigen Rasse . . . . .	277
27. Kapitel: Verlängerter Aufenthalt im Weißen Hause . . . . .	290
28. Kapitel: Vom Meuchelmörder erschossen . . . . .	300
29. Kapitel: Die Begräbnisfeierlichkeiten . . . . .	311





## Erstes Kapitel.

### Abraham Lincolns Geburtsort.

**S**chon die flüchtige Beschreibung der elenden Blockhütte, in welcher Abraham Lincoln das Licht der Welt erblickte, genügt, eine Vorstellung von der bescheidenen Lebenssphäre und den ärmlichen Verhältnissen zu wecken, denen er durch seine Geburt angehörte. Es war ein roh zusammengesetzter Schuppen, der, in einer der unfruchtbarsten und ödesten Gegenden der Grafschaft Hardin im Staate Kentucky stehend, weder mit hölzernem Fußboden, noch mit einem Fenster oder selbst einer Thür versehen war. Sein Vater bezog diese Hütte aus dem einfachen Grunde, weil er zu arm war, sich eine behaglichere Wohnung zu verschaffen; doch darf man hieraus nicht folgern, daß seine Lage eine besonders dürftige, seine Armut eine ungewöhnlich bittere gewesen wäre. Die Bewohner jenes Distriktes waren durchgehend unbemittelt und ungebildet und kaum imstande, dem Boden so vielen Ertrag abzugewinnen, als sie zur Stillung ihres Hungers bedurften.

In dieser anspruchslosen Umgebung begrüßte Abraham Lincoln am 12. Februar des Jahres 1809 das Licht der Welt. Sein Vater hieß Thomas Lincoln, seine Mutter nannte sich vor der Verheiratung Nancy Hanks; als sie den Ehebund schlossen, war Thomas achtundzwanzig, seine Frau dreiundzwanzig Jahre alt, und drei Jahre später wurde ihnen ihr Sohn Abraham geboren. Die Hütte des jungen Paares stand in dem Teile der Grafschaft Hardin, der jetzt zu La Rue County gehört, nicht weit von Hodgensville am

südlichen Arm des Nolinsflusses. Eine niederfließende Quelle, deren silberheller Wasserstrahl aus einem nahen Felsen hervorrieselte, nahm dem Orte etwas von seinem sonst trostlosen Aussehen und verlieh ihm den stolz klingenden Namen „Rock Spring Farm“, d. h. „Felsenquellfarm“.

„Wie aber kam Thomas Lincoln hierher?“, wird man fragen. „Woher kam er und wer waren seine Voreltern?“

Thomas Lincoln wurde im Jahre 1778 in der Grafschaft Rockingham im Staate Virginien geboren. Zwei Jahre später ließ sein Vater sich durch die umlaufenden Gerüchte über die große Fruchtbarkeit des Bodens und die schnell zunehmende Bevölkerung von Kentucky verleiten, nach diesem Staate überzusiedeln und wurde er in Mercer, der jetzigen Grafschaft Bullitt ansässig. Er hatte damals fünf Kinder, drei Söhne und zwei Töchter, von denen Thomas das vorjüngste war.

Nun aber hegten vor hundert Jahren die Indianer im ganzen Nordwesten der Vereinigten Staaten die bitterste Feindschaft gegen den weißen Mann. Der Pionier riskierte sein Leben, wenn er sich dort niederließ; er mußte stets die Flinte zur Hand haben, damit er sich, sei es im Hause, sei es im Freien, jederzeit gegen die wilden Angreifer verteidigen könne. Selbst wenn er den Acker bestellte oder sein Feld umzäunte, oder wenn er im Walde Holz haute, durfte die Schußwaffe nicht fehlen, mußte er doch nicht, ob nicht tückische Indianer ihm aufslauern und ihn unversehens überfallen würden.

Als Thomas Lincolns Vater vier Jahre in Kentucky gewohnt, begab er sich eines Tages ins Feld, um eine Einfriedigung aufzurichten. Den sechsjährigen Thomas nahm er mit sich, seine beiden ältesten Söhne Mordecai und Josias aber stellte er bei der Arbeit auf einem nahegelegenen Acker an. Während er eifrig beschäftigt war, die Pfähle einzuschlagen, ertönte plötzlich ein Schuß und von den Kugeln der im Hinterhalt liegenden Indianer durchbohrt, sank der Vater leblos zu Boden. Die größeren Knaben wurden vom heftigsten Schrecken erfaßt, der kleine Thomas aber stand wie gelähmt vor Entsetzen da. Josias lief in seiner Herzensangst zu der zwei (engl.) Meilen weit entfernten Ansiedelung, und Mordecai, der älteste, floh ohne Säumen zur Hütte, wo er vom Bodenraum



aus durch eine Schießscharte die Indianer sehen konnte. Einer der Wilden war gerade im Begriff, seinen kleinen Bruder vom Boden aufzuheben; doch kaum hatte Mordecai dies wahrgenommen, als er auch schon seine Büchse auf die Rothaut anlegte und den frechen Eindringling tötete. Sowie dieser zusammenstürzte, erwachte Thomas aus seiner Betäubung und rannte aus Leibeskräften der Hütte zu; Mordecai aber blieb auf seinem Posten und feuerte jedesmal drauf los; sobald der Kopf eines Indianers aus dem Unterholz hervorschaute. Indessen dauerte es nicht lange, so kam Josias mit einer Anzahl Kolonisten von der nahen Ansiedelung zurück, und nun machten die Wilden sich eiligst aus dem Staube, ja, sie ließen außer dem toten Kameraden noch einen Verwundeten zurück; Mordecais Büchse hatte treffliche Dienste geleistet.

Dieser Tag brachte tiefe Trauer über die Familie von Abraham Lincoln Großvater; es war wohl die trübste Stunde, die sie je kennen gelernt, da man den entseelten Körper des starken Beschützers in die bescheidene Hütte trug; sein Tod schuf nicht nur eine große Ode, er zog auch schwere Folgen nach sich. Wer sollte sie hinfort gegen Angriffe verteidigen? wer sie mit Brot versorgen? Der Aufenthalt in der unwirklichen Gegend brachte schon Mühsal genug mit sich, und doch wurden die Entbehrungen und die Drangsale durch des Wilden wohlgezielten Schuß hundertfältig vermehrt.

Abraham Lincoln kaufte als Knabe oftmals mit gespanntem Interesse der Erzählung dieses Ereignisses. Es war ein zu erschütterndes, zu wichtiges Kapitel aus der Familiengeschichte, als daß er sich mit dem einmaligen Hören hätte begnügen können. Wieder und immer wieder bat er seinen Vater, der als guter Erzähler bekannt war, ihm die aufregenden Ereignisse jener Zeit zu schildern, und dieser willfahrte seinem Wunsche um so lieber, als es ihn selbst mit einer Art Stolz erfüllte, die Bilder jenes Tages zu entfalten und dem Knaben die früheren Erlebnisse seiner Großeltern mitzuteilen.

„Es würde länger als eine Woche in Anspruch nehmen“, pflegte er zu sagen, „wollte ich dir alles erzählen, was dein Großvater uns über jene trüben Zeiten berichtete. Schon in dem ersten Jahre, da er hierhergezogen war, 1780, griffen die Indianer in großer Stärke die Kolonisten an. Sofort wurden alle Männer aufgefordert,

sich in Compagnieen zusammenzuschließen, und Daniel Boone, ‚der große Jäger von Kentucky‘; der bereits fünf Jahre in unserem Staate ansässig gewesen, ward zum Oberstlieutenant gemacht, während General Clark den Oberbefehl über die Gesamttruppen übernahm. Sie brachen auf und zogen dem Feind entgegen, mit dem sie nahe bei den Lower Blue Sicks zusammenstießen. Hier kam es zu einer furchtbaren Schlacht, in der die Weißen geschlagen und nahezu von den Indianern aufgerieben wurden. Boones Sohn erhielt eine schlimme Wunde; sein Vater machte den Versuch, ihn beim Rückzug mit fortzutragen, lud ihn auf seinen Rücken und schwamm mit ihm über den Fluß, doch ehe er das andere Ufer erreichte, hatte der Jüngling den Geist aufgegeben. Der betrübtete Vater setzte kaum den Fuß aufs Land, als er entdeckte, daß die Wilden hinter ihm her geschwommen kamen, und nun blieb ihm keine Wahl, er mußte sein totes Kind zu Boden werfen und in wilder Hast von dannen fliehen. Er entkam den Verfolgern und erreichte ungefährdet die Station Bryant.

„Kurze Zeit vor diesem Ereignisse hatten die Indianer drei kleine Mädchen geraubt und fortgeschleppt. Die Kinder, die zu den Bewohnern des Fort Boonesboro gehörten und unter denen sich auch Boones Tochter befand, belustigten sich damit, in einem Kanoe auf dem Kentuckyflusse zu schaukeln und nach dem jenseitigen Ufer zu rudern; plötzlich stürzten mehrere Wilde aus den Büschen hervor, sprangen ins Wasser, ergriffen das Kanoe und zogen es ans Land. Die Kinder, von wahnsinniger Angst erfaßt, schrieken so laut sie konnten um Hilfe und ihre Beheruse verhallten nicht ungehört. Aber ehe die aus dem Fort herbeieilenden Männer das Kanoe erreichen konnten, waren die Indianer mit ihrer Beute entflohen. Die Sonne war schon untergegangen und die einbrechende Nacht hinderte die Verfolgung — doch ließ die Aufregung keinen zur Ruhe kommen; man benutzte die Zeit bis zum Tagesanbruch, so viele Männer als möglich zusammenzurufen und machte sich dann in aller Frühe auf, den Feinden nachzusetzen. Erst gegen Abend, nachdem sie vierzig Meilen zurückgelegt, wurden die Kolonisten der Indianer ansichtig, die sich gerade gelagert hatten und mit der Bereitung ihres Essens beschäftigt waren. In der Besorgniß, die Wilden würden die Mädchen eher töten, als sie herausgeben, waren

die Kolonisten übereingekommen, die Feinde so plötzlich anzugreifen, daß ihnen keine Zeit bliebe, den Kindern ein Leid zuzufügen. Aus diesem Grunde feuerten sie, als sie nahe genug gedrungen, alle zu gleicher Zeit auf die Indianer und gaben sorgfältig acht, daß ihre Kugeln keines der kleinen Mädchen trafen. Nicht einer der Wilden wurde verwundet; trotzdem war der Angriff so plötzlich und mit solchem Getümmel verbunden, daß die Rothhäute voller Entsetzen aufsprangen und schleunigst die Flucht ergriffen, während sie nicht nur die Kinder, sondern auch ihre Waffen zurückließen.“

Abraham wurde nicht müde, diesen langausgesponnenen Geschichten zuzuhören, die um so interessanter für ihn waren, als die Begebenheiten sich wirklich zugetragen und seine Vorfahren sie zum größeren Theile persönlich erlebt hatten. Sie prägten sich seinem Gedächtnis aufs lebhafteste ein, gruben sich tief in sein Herz, und wie sehr sie auch sein Gemüt bewegten und erschütterten, ist doch mit Sicherheit anzunehmen, daß ihm die eigenen Verhältnisse trotz aller Entbehrungen als sehr bevorzugte erschienen, wenn er sie mit der Lage verglich, in der seines Großvaters Familie sich befunden.

Nach dem Tode ihres Gatten verließ Abrahams Großmutter den Ort, der für sie die schmerzlichste Erinnerung in sich barg, und Thomas, sein Vater, mußte sich, sobald er nur irgend groß genug war, selbst fortbringen. Von rastlosem Wandertrieb beseelt und durch die bittere Nothwendigkeit zum Erwerb gezwungen, suchte er sich bald hier, bald dort Arbeit und nahm seinen Aufenthalt zeitweilig da, wo sich ihm die günstigste Gelegenheit zu leiblichem Verdienste bot. Er war weder unternehmend, noch auch besonders fleißig, das Umherstreifen behagte ihm wohl und die Gesellschaft lustiger Kameraden sagte ihm zu sehr zu, als daß er am eifrigen Schaffen hätte Freude finden können. Indessen bot sein Wanderleben ihm doch auch einige Vorteile; er sah viel von der Welt, bestand manch heiteres Abenteuer und sammelte nützliche Kenntnisse, die er in späteren Jahren gut zu verwerten wußte, und die ihm überall das besondere Wohlwollen seiner Freunde gewannen.

Als Thomas Lincoln ungefähr sechsundzwanzig Jahre alt war, gab er sich bei Josef Hanks, einem Zimmermanne in Elisabethtown

— Kentucky — in die Lehre und machte hier die Bekanntschaft von Nancy Hanks, der Nichte seines Meisters, die ihm so wohl gefiel, daß er um sie freite und sie als Gattin heimführte. Nun war er nicht nur ein gelernter Chemann, sondern zu gleicher Zeit auch ehrfamer Handwerker geworden, doch erwies sich die Frau von größerem Werte für ihn, als sein Gewerbe, denn er brachte es nie über die rohesten Arbeiten in demselben hinaus. Die Neuvermählten gründeten ihren Haushalt in Elizabethtown in einer Wohnung, welche die Blochhütte am Nolinsflusse noch an Armseligkeit übertraf und die sie deshalb bald gegen die letztere vertauschten.

So kam es, daß Thomas Lincoln (Abrahams Vater) die dürftige Behausung in der Grafschaft Hardin als Eigentum erwarb. Hier wurden ihm drei Kinder geboren; zuerst eine Tochter, die er Sarah nannte, darauf Abraham und endlich Thomas, der schon im zarten Alter starb.

Thomas Lincoln konnte weder lesen noch schreiben, hatte er doch niemals den Fuß in eine Schulstube gesetzt; seine Frau dagegen verstand sich wohl einigermaßen aufs Lesen, aber sie hatte zu wenig Übung im Schreiben, um einen Brief zustande zu bringen. Wenn sie ihre Namensunterschrift für ein Dokument brauchte, flossen ihr die Buchstaben leicht genug aus der Feder, ja sie konnte noch ein paar Worte hinzusetzen und hatte damit viel vor ihrem Manne voraus, der statt seines Namens nur ein Zeichen zu machen verstand.

„Du kannst schreiben lernen“, sagte Mrs. Lincoln bald nach der Hochzeit zu ihrem Eheherrn. „Du bist noch nicht zu alt zum lernen.“

„Das ist denn doch sehr fraglich“, erwiderte ihr Gatte, der seiner sorglosen Natur gemäß es durchaus nicht der Mühe wert hielt, sich im Alter von achtundzwanzig Jahren noch Elementarkenntnisse anzueignen, selbst wenn seine Frau das Lehramt übernehmen wollte.

„Oh nein, es ist garnicht fraglich“, beharrte diese. „Wenn nichts anderes, kannst du wenigstens lernen, deinen Namen zu schreiben und das wäre ein großer Fortschritt gegen das Kreuz, mit dem du jetzt Schriftstücke unterzeichnen mußt. Komm, laß mich dich lehren, soviel kann ich dir schon beibringen.“



Nach längerem Zaudern willigte der gutmütige Gatte endlich ein, bei seiner Frau Schreibstunden zu nehmen und gab sich auch wirklich Mühe, das vorgesezte Ziel zu erreichen. Indessen brachte er es nicht weiter, als bis zur Ausführung seines Namenszuges, dessen Entzifferung allemal den Scharfsinn des Lesers auf die Probe stellte; jedenfalls aber hatte der Schreiber die Genugthuung, sich über die unwissende und indolente Klasse hinausgeschwungen zu haben, die sich damit begnügt, statt der Unterschrift ein X zu machen.

Thomas Lincoln und seine Gattin waren Mitglieder der Baptistengemeinde und gehörten zu den gottesfürchtigen Leuten, die sich alles Ernstes bestreben, einen christlichen Lebenswandel zu führen. Bei Mrs. Lincoln trat die religiöse Gesinnung deutlicher zutage als bei ihrem Manne, dem sie auch geistig weit überlegen war. Dr. Holland sagt von ihr: „Sie war eine zarte, blasse Frau von ernster, empfindsamer Gemüthsart, die viele heroische Eigenschaften und ein so feines Gefühl besaß, daß sie vor manchem in ihrer rohen Umgebung zurückbebt.“ Und Lamou teilt uns mit: „In ihrer Familie galt ihr Verstand für etwas Wunderbares.“ Soviel ist gewiß, sie war eine kluge, verständige, rechtschaffene Christin und ihr Gatte bereute niemals seine Wahl, sondern gab sich vielmehr dem mächtigen und veredelnden Einfluß hin, den sie auf ihn ausübte.

Als Abraham vier Jahre alt war, ließ sein Vater sich sechs Meilen von Hodgenville, in einer fruchtbareren und schöneren Gegend am Knobflusse nieder. Wie es möglich, daß ein so armer Mann ein Grundstück von zweihundert und achtunddreißig Morgen käuflich erwerben und mit hundert und achtzehn Pf. Sterling bezahlen konnte, müßte als Rätsel erscheinen, hätten wir nicht zugleich zu melden, daß er nach Ablauf eines Jahres zweihundert Morgen für hundert Pf. Sterling wiederverkaufte und sich mit dem Besitze von achtunddreißig Morgen Landes begnügte. Aber auch in diesem beschränkteren Umfange erscheint die Erwerbung einer eigenen Farm als ein entschiedener Schritt zur Wohlhabenheit, wenn wir uns der kläglichen Armut erinnern, in der Mr. Lincoln sich bei Schließung seines Ehebundes befunden. Mehr noch als dies tritt uns aus dem Umstand, daß er sich in einer fruchtbareren und malerischen

Gegend ankaupte und während des ersten Jahres seines dortigen Aufenthaltes sogar sechs bis acht Morgen Landes urbar machte, die erfreuliche Thatsache entgegen, er sei endlich von regerem Unternehmungsgeist beseelt worden, als er bis dahin an den Tag gelegt. Der Einfluß seiner Frau hatte ihn über die rast- und planlose, ja verschwenderische Lebensweise emporgehoben, der er sich im Jünglings- und ersten Mannesalter ergeben.

Hier nun, am Ufer des Knobflusses, stellte Abraham oder „Abe“, wie er von Eltern und Freunden vertraulich genannt wurde, die ersten Versuche im Angeln an; hier spielte er im Wasser oder begab sich, gewöhnlich in Begleitung eines gewissen Billy Gallaher, auf lange Wanderungen in die Umgegend. Für einen Knaben von sechs bis sieben Jahren war er verwegen und unternehmend; eines seiner Lieblingsspiele bestand darin, sich an den Zweig einer Sycomore zu hängen und über dem Wasser hin und her zu schwingen. Als er sich eines Tages mit seinem teuren Spielgefährten in dieser gewagten Unterhaltung erging, entschlüpfte der Zweig seinen Händen und er stürzte in den Fluß. Wäre Billy kein besonnener und gewandter Knabe gewesen, würde Thomas Lincoln an jenem Tage einen guten Sohn und Amerika einen guten Präsidenten verloren haben; doch der gute Gallaher säumte nicht, dem verunglückten Kameraden zuhülfe zu kommen und es gelang seinen tapferen Bemühungen, „Abe“ einem nassen Grabe zu entreißen.

Außer diesem Freunde besaß Abraham in Dennis Hanks, seinem um einige Jahre älteren Vetter, einen sehr lieben Gefährten. Der Pflegevater von Nancy Hanks hatte auch Dennis in seine Familie aufgenommen, und da er jetzt in der Nachbarschaft von Thomas Lincoln wohnte, war es natürlich, daß die Knaben viel mit einander verkehrten. Dennis hing mit großer Vorliebe dem Jagen und Fischen nach und „Abe“ folgte ihm oft bei den langen Streifereien durch Wald und Feld, obschon er selbst damals noch zu jung für den Gebrauch von Schußwaffen war und sich auch später weder als Jäger noch als Angler auszeichnete.

Das Lincoln'sche Häuschen am Knobflusse war wenig besser, als das am Molinflusse. Es bestand ebenfalls aus einer Blockhütte ohne Holzfußboden, die außer dem einen Wohnraume zur ebenen

Erde noch einen Bodenraum enthielt und nur mit dem einfachsten Hausrat und den notdürftigsten Kochutensilien ausgestattet war. In dieser anspruchlosen Umgebung stellte es sich bald heraus, daß Abraham einen besonders hellen Kopf besaß; sein Takt und seine Klugheit, sowie sein reges Streben bewiesen unverkennbar, wie sehr er in der geistigen Entwicklung den meisten Kindern seines Alters voraus war, und seine Eltern wußten die Überlegenheit ihres Sohnes wohl zu schätzen.

---

---

## Zweites Kapitel.

### Der Schulknabe.

---

„Niney hat mir mitgeteilt, er wolle eine Schule eröffnen“, bemerkte Mr. Lincoln eines Tages gegen seine Frau, „und hat mich gefragt, ob wir ihm Sarah und Abraham anvertrauen wollten.“

„Bist du nicht auch der Meinung, daß wir ihm jedenfalls die Kinder schicken sollten, selbst wenn er ihnen nicht viel beibringen kann?“ entgegnete diese. „Mag der Unterricht auch noch so armselig ausfallen, ist er doch besser als gar keiner.“

„Darin hast du recht“, pflichtete ihr Gatte bei. „Niney wird bald am Ende seiner Kunst stehen, indessen lernen die Kinder auch wenig, so lernen sie doch etwas.“

„Du weißt doch“, fiel Mrs. Lincoln zögernd ein, „daß er weder schreiben noch rechnen kann? Und wer in den beiden Gegenständen völlig unbewandert ist, kann auch im Lesen kaum etwas Besonderes leisten.“

„Oh ja, ich weiß es“, erwiderte ihr Mann, „doch er macht sich nicht anheischig, etwas anderes als lesen zu lehren. Mit dem Schreiben von Zahlen und Buchstaben giebt er sich gar nicht ab — sein ganzer Vorschlag besteht darin, den Kindern beizubringen, was er selbst versteht, darüber hinaus will er nichts unternehmen.“

„Dann bin ich völlig zufriedengestellt, denn mehr kann man vom besten Lehrer nicht verlangen“, meinte Mrs. Lincoln. „Ich fürchtete, er möchte die Thorheit begehen, sich einer Aufgabe zu unterziehen, der er nicht gewachsen.“



Der von den Gatten bezeichnete Hiskias Niney war ein neu-  
 eingetroffener Ansiedler, der sich nicht weit von der Lincolnschen  
 Hütte niedergelassen hatte. Er war ein ungebildeter, unwissender  
 Mann, dem selbst in jener schularmen Gegend fast jegliche Be-  
 fähigung zum Lehren abging. Indessen trieb die Not ihn, auf  
 irgend eine Weise Geld zu verdienen, damit er sein äußerst geringes  
 Einkommen etwas vermehre, und da sich ihm in der Einsamkeit  
 des Waldes kein anderer Erwerbszweig bot, verfiel er auf den  
 kühnen Gedanken, eine Schule zu eröffnen. Die Eltern gingen  
 auf seinen Vorschlag ein, weil ihnen kein besserer Unterricht für  
 ihre Kinder zugebote stand, und so sehen wir denn den Helden  
 dieses Buches in Begleitung seiner Schwester Sarah den ersten  
 Gang zur Schule antreten, sehen ihn täglich mit ihr zu Nineys  
 Hütte wandern, um wenigstens lesen zu lernen. Abe eignete sich  
 bald die Kenntniß der Buchstaben an, und wenn die Geschwister  
 auch nur gemeinsam eine halbzerrißene Bibel besaßen, scheinen sie  
 doch großen Nutzen aus ihr gezogen zu haben; ihr eigener heller  
 Verstand leistete ihnen dabei bessere Dienste als der beschränkte  
 Geist des Lehrers.

Übrigens war Nineys Schule von kurzer Dauer, schon nach  
 fünf oder sechs Wochen hörte der Unterricht auf, vermutlich weil  
 der Quell des Wissens beim Lehrer versiegt war und man wohl  
 annehmen darf, daß viele Schüler ihn im Lesen überflügelten. Doch  
 sei dem, wie ihm wolle, soviel ist gewiß, daß „Abe“ und seine  
 Schwester in ein anderes „Pionier-College“ geschickt wurden, wie  
 Abraham Lincoln vierzig Jahre später diese primitiven Schulen im  
 Urwalde scherzhaft zu bezeichnen pflegte.

„Mr. Hazel ist viel gescheiter als Niney“, versicherte Mr.  
 Lincoln, „und wenn der Weg bis zu seinem Hause auch weit ist,  
 müssen wir doch versuchen, die Kinder bei ihm zur Schule gehen  
 zu lassen.“

„Gewiß“, versetzte seine Gattin, „es ist hohe Zeit, daß Abe  
 anfangen schreiben zu lernen und das kann Hazel ihm gut bei-  
 bringen. Die Kinder werden sich aus der großen Entfernung  
 nichts machen; wenn wir das Geld für den Unterricht erschwingen  
 können, müssen wir sie in die Schule schicken.“

Die letzte Bemerkung berührte eine Frage, welche Tom Lincolns

Gedanken vielfach in Auspruch nahm; es war kein leichtes Ding, das nötige Geld für die einfachsten Bedürfnisse herbeizuschaffen. Selbst wenn er sich ausschließlich mit Roggenbrot und Milch als täglicher Speise begnügen wollte, erforderte es doch noch einen ziemlichen Grad von Scharfsinn und große Sparsamkeit, um das Schulgeld für die Kinder zu erübrigen; indessen erwiderte er:

„Ich habe einen Kostenüberschlag gemacht und glaube, wir können das Geld aufbringen. Hazel kann Abe die erste Unterweisung im Schreiben geben, das wird von unberechenbarem Nutzen für ihn sein, denn ich hoffe, wir werden noch eines Tages in einer Gegend leben, wo ich mein Handwerk verwerten kann.“

„Das müßte denn wohl sehr weit von hier sein“, entgegnete Mrs. Lincoln. „In dieser Gegend können wir jetzt keinen großen Zuwachs der Bevölkerung erwarten. Sollte Indiana wirklich als freier Staat in die Union aufgenommen werden, so böten sich uns allerdings bessere Aussichten.“

Die Frage, ob Indiana in dieser Weise mit den Vereinigten Staaten verbunden werden solle, erfüllte die Gemüter zur Zeit mit großer Aufregung; der Vorschlag war im Kongreß zur Verhandlung gebracht und die Freunde der Sklaverei boten alles auf, das Zustandekommen des geplanten Ereignisses zu hintertreiben. Besonders ließen die Sklavenhalter von Kentucky es sich angelegen sein, gegen den Vorschlag zu wirken, da ein zweiter freier Staat ganz in der Nähe ihren Sklaven nur eine um so lockendere Versuchung bieten würde, dort vom Asylrecht Gebrauch zu machen.“

Die Angelegenheit wurde, wie überall in der Hütte des weißen Mannes in Kentucky, auch bei Lincolns erörtert, und alle hegten den lebhaftesten Wunsch, Indiana möge ein freier Staat werden; waren sie doch fest überzeugt, die Wohlfahrt jedes Sklavenstaates müsse früher oder später unter dem Fluche der Menschenknechtung verkümmern.

„In einem freien Staate hat man in jeder Hinsicht bessere Aussichten“, war alles, was Mr. Lincoln erwiderte.

Hazels Schule befand sich vier (engl.) Meilen weit von der Rock Spring Farm entfernt in dem einzigen Blockhause jenes Distriktes. Zu diesem Pionierinstitut wanderten Sarah und Abraham Tag für Tag, ihr Mittagessen, ein Stück Roggenbrot, in der

Tasche tragend, ohne daß sie während der acht oder zehn Wochen ihres Schulbesuches sich jemals einer Abwechslung in der Kost zu erfreuen gehabt hätten. Hier legte Abraham den Grund zu seiner künftigen Laufbahn; er lernte schreiben, wenn auch in sehr mangelhafter Weise, und es gewährte ihm solches Vergnügen, selbständig die Schriftzeichen zu bilden, daß er sich mit größtem Eifer der fleißigen Übung unterzog. Daneben machte er außerordentlich schnelle Fortschritte im Lesen und erregte nicht nur durch seine Begabung, sondern auch durch einzelne edle Charakterzüge in so hohem Grade die Aufmerksamkeit des Lehrers, daß dieser prophezeite, er würde nicht, wie sein Vater, zeitlebens ein Bewohner des Urwaldes bleiben. Den verlässlichsten Quellen, derer wir uns bedienen konnten, entnehmen wir die Versicherung, daß Abraham während seines kaum vierteljährigen Schulbesuches bei Hazel alles lernte, was dieser seinem Schüler überhaupt mitzuteilen imstande war.

Was nun den Bücherschatz betrifft, mit dem die Vincolnsche Hütte ausgestattet war, so bestand er in keinem größerem Vorrat, als der Bibel, dem Katechismus und der schon erwähnten Fibel, selbst für einen Pionier eine bescheidene Bibliothek, und doch, wenn man sie dem Inhalte nach schätzt, ein wertvoller Besitz. Wo in einer Büchersammlung die Bibel den ersten Platz einnimmt, da ist es wohl um sie bestellt, und Katechismus wie Fibel sind würdige Gefährten des Buches der Bücher. „Die Bibel, der Sabbat und die Volksschule sind die drei Schutzwachen unseres Landes“ und hier finden wir sie als Grundelemente des gedeihlichen Familienwohles, wie sie Grundelemente der Nationalwohlfahrt sind. Ihnen reihten sich zu rechter Zeit auch andere gleich wertvolle Besitztümer an.

Fehlte es den Bewohnern jener Gegend damals an jeder Gelegenheit, ihren Kindern eine tüchtige Schulbildung zu geben, so waren sie in bezug auf die Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse fast noch übler dran. Meilenweit im Umkreise gab es weder eine Kirche noch auch regelmäßige, gemeinschaftliche Andachtsübungen. Wenn „Pfarrer Elkins“ ab und an auf seinen Rundreisen durch diesen Teil von Kentucky kam, so predigte er in der Vincolnschen Hütte, wo er, wie überall bei den Ansiedlern, ein hochgeehrter Gast war, dem jedesmal das herzlichste „Willkommen“ entgegengebracht

wurde. Außer diesen einfachen Gottesdiensten waren die christlichen Familien auf Benutzung der Bibel und Heiligung des Sabbats im eigenen Hause angewiesen. Mrs. Lincoln genoß, wie wir schon erwähnt, den Vorzug, lesen zu können und da die Bibel das einzige Lesebuch war, das ihr zugebote stand, benutzte sie es um so fleißiger, nicht nur zur eigenen Erbauung, sondern auch zu der ihrer Angehörigen, denen sie täglich aus der heiligen Schrift vorlas. Auf diese Weise kam es, daß Abraham, schon ehe er lesen konnte, viele Erzählungen aus dem Worte Gottes kannte; sie erfüllten ihn mit solchem Interesse, daß er ihnen stets mit Wonne lauschte und nie müde wurde, sie wieder und immer wieder zu hören. Sobald er imstande war, einigermaßen fließend zu lesen, griff er in Ermangelung anderer Bücher zur Bibel und las besonders die erzählenden Abschnitte derselben so oft durch, daß er bald einen großen Teil der heiligen Schrift auswendig wußte. Als er älter wurde und andere Bücher seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, vernachlässigte er die Bibel mehr und mehr, doch hatte der stete Gebrauch des Wortes Gottes in seinen Kinderjahren einen so tiefen Eindruck bei ihm hinterlassen, daß derselbe niemals verwischt wurde. War er auch beim Antritt seiner staatsmännischen Laufbahn kein ausgesprochener ernster Christ, so legte er doch oftmals Zeugnis von seiner bewunderungswürdigen Bibelkenntnis ab. Seine Gespräche und öffentlichen Reden erhielten durch Anführung von Schriftstellen oder Anspielungen auf biblische Personen das Gepräge großer Anschaulichkeit, und wir werden aus dem Folgenden sehen, daß dies eine Buch die Quelle gewesen sein muß, aus der die Redlichkeit, das edle Streben, das Beharren beim Rechten und das unerschütterliche Gottvertrauen hervorgingen, die sein Wirken im öffentlichen Leben auszeichneten.

Uns sind aus der Zeit, wo er im weißen Hause residierte, drei Vorfälle bekannt, die als Beweis gelten können, wie sehr er mit dem Inhalt der Bibel vertraut war. Es wurde ihm viel Verdruß durch Leute bereitet, die fortwährend Klagen über einzelne hohe Beamte erhoben. Zu einem derselben sagte er bei solcher Gelegenheit: „Mein Freund, gehen Sie nachhause und lesen Sie den zehnten Vers des dreizehnten Kapitels der Sprüche Salomonis aufmerksam durch.“ Die Worte des angedeuteten Spruches lauten:



„Unter den Stolzen ist immer Hader, aber Weisheit macht vernünftige Leute.“

General Fremont, dem er das Kommando abgenommen hatte, willigte ein, sich als Gegenkandidat für die Präsidentenwürde aufstellen zu lassen, nachdem Lincoln wiederum für dies Amt in Vorschlag gebracht worden war. Eine kleine Schar von Politikern und Offizieren, die sich ebenfalls in ihren Erwartungen getäuscht sahen, sammelten sich um Fremont. Aber als dieser — wohl sehend, daß seine Kandidatur ihm mehr Feinde als Freunde mache — im Begriff war, seinen Namen zurückzuziehen, entgegnete Mr. Lincoln einem Herrn, der den Gegenstand zur Rede brachte: „Geben Sie acht, was ich Ihnen aus diesem Buche vorlesen werde!“ Und er nahm die Bibel zur Hand und las aus dem ersten Buche Samuelis die folgenden Worte: „Und es versammelten sich zu ihm allerlei Männer, die in Not und Schuld und betrübten Herzens waren; und er war ihr Oberster, daß bei vierhundert Mann bei ihm waren.“

Henry Ward Beecher, der Herausgeber der Zeitung ‚The Independent‘ unterzog Lincoln's Administration einstmals einer scharfen Kritik, die in mehreren Artikeln des von ihm verlegten Blattes veröffentlicht wurde. Ein Leser schnitt mehrere derselben aus und sandte sie direkt an Mr. Lincoln. Dieser nahm gelegentlich das Kouvert auf und las den Inhalt von Anfang bis zu Ende durch, dann aber schleuderte er die Zeitungsausschnitte auf den Boden indem er ausrief: „Was ist dein Knecht, der Hund, daß er solch groß' Ding thun sollte.“ Die in den Artikeln enthaltenen Vorwürfe waren auf Unwahrheiten basiert, also ungerecht und grausam, darum floß ihm sofort das Zitat aus der Bibel über die Lippen.

Einer von Abraham Lincoln's Biographen hat behauptet, sein Vater habe kein Interesse für des Sohnes Erziehung gehabt; doch zeigen die angeführten Thatsachen, daß diese Folgerung eine haltlose ist. Eltern, die durch ihre Armut gezwungen, fast ausschließlich von Roggenbrot lebten, müssen ein entschiedenes Interesse für die Erziehung ihrer Kinder gehegt haben, wenn sie sich bemühten, ein paar Dollars Schulgeld zusammenzubringen und die Kleinen dann täglich den stundenlangen Weg machen ließen, damit sie den

ersehnten Vorzug genießen. Wenn dies Gleichgültigkeit gegen Schulbildung genannt werden kann, dann darf man nur wünschen, recht viel von derselben zu sehen. Daß Thomas Lincoln und seine fromme Frau den innigen Wunsch hatten, ihren Kindern eine gute Erziehung zu geben, unterliegt keinem Zweifel; ebenso ist es eine verbürgte Thatsache, daß ihnen schon frühe Abrahams ungewöhnliche Begabung auffiel; aber daß sie je die Erwartung gehegt, er werde sich dereinst als Staatsmann einen bedeutenden Namen erwerben, ist aus der Last gegriffen; es bot sich ihnen auch nicht die geringste Aussicht, daß er je den Druck der Armut von sich schütteln und aus der bescheidenen Lebenssphäre in die Ruhmesbahn eintreten würde; von einer solchen Möglichkeit konnten sie damals keine Ahnung haben.

\* \* \*

Es war im Herbst des Jahres 1816. Indiana war als freier Staat der Union einverleibt worden und dieser Anschluß bewirkte, daß Tausende von Auswanderern dorthin strömten. Die allgemeine Aufregung bemächtigte sich auch Thomas Lincoln und seiner Frau; sie erwogen ernstlich, ob sie nicht dem Beispiele anderer folgen und sich gleichfalls in Indiana niederlassen sollten, bis sie sich nach langem Hin- und Herreden wirklich zu dem geplanten Schritt entschlossen, vorausgesetzt, daß sie ihre Farm würden verkaufen können.

„Wenn wir mit der Herbstarbeit zu Ende sind, müssen wir uns auf die Wanderschaft machen“, lautete Mr. Lincolns endgültiger Entschluß.

„Das heißt, wenn es dir bis dahin gelungen, die Farm zu verkaufen“, fügte seine Frau mit Nachdruck hinzu. „Es ist hier in unserer Gegend nicht so leicht, einen Käufer zu finden; wer weiß, ob wir uns nicht noch länger werden gedulden müssen.“

„Es wird sich schon ein Kaufliebhaber finden“, entgegnete Mr. Lincoln mit großer Zuversicht in Blick und Ton.

„Hast du etwas Näheres über den Mann gehört, von dem Gallaher neulich sprach?“

„Keine Silbe, doch hat es ja noch lange Zeit.“

Der Nachbar Gallaher hatte einen Bekannten, der eine kleine Farm zu erstehen wünschte, von Lincolns Absicht in Kenntnis

gesetzt und letzterer glaubte fest, Mr. Coby, der mutmaßliche Käufer, werde über kurz oder lang in Person bei ihm erscheinen. Seine Frau teilte diese Erwartung nicht so zuversichtlich, und obwohl sie großes Verlangen trug, nach Indiana zu ziehen, erschien ihr die Schwierigkeit, zu so ungünstiger Jahreszeit und in so entlegenener Gegend eine Farm zu verkaufen, weit größer, als ihrem Manne.

„Wenn überall in diesem Jahre, sollten wir bald aufbrechen“, meinte Mrs. Lincoln, „sonst wird uns der Winter im Urwalde überfallen, ehe wir uns häuslich eingerichtet haben und seiner Unbill Trotz bieten können.“

„Sind wir nur erst in Indiana, so wird es nicht lange Zeit in Anspruch nehmen, den Wald zu lichten und uns eine Wohnstatt zu schaffen“, erwiderte ihr Gatte.

„Das glaube ich gerne“, warf die vorsichtige Frau ein, „indessen können wir das erst näher in Betracht ziehen, wenn sich ein Käufer gefunden; bis dahin aber müssen wir uns bestreben, fleißig zu arbeiten und geduldig zu warten.“

„Nun, ich denke, das hätten wir seither immer gethan und bedürften jetzt des Bestrebens nicht mehr“, fiel Mr. Lincoln schnell ein. „Ich habe mein Lebtag nichts anderes gethan als arbeiten und warten; wenn ich mich aber noch viel länger aufs Warten lege, verliere ich am Ende gar das Anrecht auf mein Grundstück, wie es mehr als einem armen Kerl hier zu Lande ergangen ist.“

„Das ist leider nur allzu wahr“, stimmte Mrs. Lincoln seufzend bei.

„Und nach den Erfahrungen anderer zu urtheilen, bietet sich auch mir die Aussicht, daß meine rechtmäßigen Ansprüche auf unsere Farm als null und nichtig erfunden werden können“, fuhr Mr. Lincoln fort. „Hier bei uns weiß ein Mensch wahrhaftig nicht, ob sein eigener Grund und Boden ihm gehört oder nicht.“

Diese im Anmut ausgesprochenen Worte enthielten keine Übertreibung; in ganz Kentucky herrschte große Aufregung wegen der Unsicherheit des Eigentumsrechtes auf käuflich erworbenen Grundbesitz. Viele Ansiedler, die jahrelang alle Kräfte der Hebung ihrer Farmen gewidmet, mußten sich überzeugen, daß ihre Kaufkontrakte nicht rechtsgültig abgefaßt waren. So erging es unter anderen

auch den Nachkommen Daniel Boone's, die in betrügerischer Weise um alle Güter gebracht wurden, welche ihr heldenmütiger Vorfahre angekauft; gar manche hatten Angst und Sorge auszustehen und viele wurden von solchen Verlusten betroffen, daß nahezu jeder Grundbesitzer fürchtete, seine Rechtsansprüche könnten sich möglicherweise auch unzulänglich erweisen. Thomas Lincoln teilte diese Besorgnis mit den anderen. Einer seiner Biographen behauptet, er sei nur aus diesem Grunde nach Indiana ausgewandert; die Thatsache, daß Kentucky ein Sklavenstaat, Indiana dagegen ein neuer freier Staat gewesen, habe seinen Entschluß nicht im mindesten beeinflusst. Dem können wir nicht beistimmen. Es ist nicht zu bezweifeln, daß die Unsicherheit des Grundbesitzes in Kentucky ein Hauptbeweggrund seiner Übersiedelung gewesen ist, doch war es durchaus nicht der einzige Beweggrund. Die Veränderungssucht, die als Überbleibsel seines früheren Wandertriebes noch immer wieder zum Vorschein kam, war ohne Frage ein stark mitzählender Faktor. Mehr als alles andere aber trieb ihn die Erregung zu diesem Schritte, die sich nach Gründung des neuen freien Staates der Gemüther unbegüterter Menschen bemächtigte; sahen sie doch alle Vorzüge des freien Staates im rosigsten Lichte und hofften sie doch, diese Vorzüge zum eigenem Vorteil auszubenten. Wäre Indiana ein Sklavenstaat geblieben, würde Thomas Lincoln sicherlich nicht dorthin gezogen sein; der allgemeine Enthusiasmus über den im Interesse der Freiheit gestatteten Anschluß an die Union verlockte ihn, wie so viele Hundert andere, zur Auswanderung.

Der Grund, weshalb er gerade den Ort zur Ansiedelung wählte, an dem wir ihm später begegnen werden, lag wahrscheinlich in dem Umstande, daß ein alter Bekannter — Thomas Carter — sich vor ihm daselbst ansässig gemacht hatte. Die näheren Details des Ereignisses selbst werden uns im folgenden Kapitel erschlossen werden.



## Drittes Kapitel.

### Die alte Farm wird verkauft.

---

Es mochte um die Mitte des Monats Oktober im Jahre 1816 sein, da erschien in Thomas Lincolns Hütte ein Fremder, der sich als Colby (der früher erwähnte Kaufliebhaber) zu erkennen gab.

„Ich höre, Sie wollen Ihre Farm verkaufen“, hub er nach der ersten Begrüßung an.

„Ja, ich bin mit dem Gedanken umgegangen“, entgegnete Mr. Lincoln, „und da Gallaher mir mitgeteilt, Sie würden kommen, mich über die Kaufbedingungen zu befragen, haben wir Sie sogar erwartet und uns der Hoffnung hingegeben, mit Ihnen handels-einig zu werden. Sagt Ihnen das Grundstück im allgemeinen zu?“

„Nachdem was Gallaher mir über dasselbe erzählt, allerdings. Eine große Farm kann ich nicht erstehen, dazu bin ich nicht vermögend genug.“

„Dann geht es Ihnen nicht besser als uns allen“, warf Mr. Lincoln ein. „Der hiesige Boden ist keine Goldgrube für den Landmann. Wieviel Geld können Sie in einem Grundstücke anlegen?“

„Für den Augenblick habe ich nur eine kleine Summe disponibel“, versetzte ausweichend der Fremde, „und wenn ich eine Farm kaufe, muß ich eine Art Tauschhandel eingehen. Wieviel verlangen Sie für das Grundstück?“

„Dreihundert Dollars“, erwiderte Mr. Lincoln, ohne sich zu besinnen, „das ist die Summe, die ich festgesetzt habe.“

„Muß das Geld bar ausgezahlt werden?“

„Ja — wenigstens habe ich dies vorausgesetzt; doch würde ich für einen Teil der Zahlung etwas anderes nehmen.“

„An barem Gelde habe ich, wie gesagt, keinen großen Vorrat“, fuhr Mr. Colby fort, „doch besitze ich etwas, was im Handel gleichen Wert hat.“

„Und was ist das?“

„Ich habe mich, seit Sie im Sommer von mir hörten, ein wenig aufs Spekulieren gelegt, habe mein Korn zur Bereitung von Whiskey verwandt und mir noch von anderer Seite welchen dazu gekauft, denn ich glaubte sicher, es würde sich hier damit ein gutes Geschäft machen lassen. Diese Erwartung ist bis jetzt nicht in Erfüllung gegangen, ich habe nur wenig verkauft. Wenn ich Sie nun zum größeren Teile in Whiskey bezahlen dürfte, würde ich den Kauf sofort abschließen und höchst wahrscheinlich fänden Sie in Indiana schnellen Absatz für den vielbegehrten Artikel.“

Mr. Lincoln schüttelte bedenklich den Kopf. „Es ist mir nicht im Traume eingefallen“, meinte er endlich, „daß ich eine solche Art Bezahlung erhalten könnte; wer weiß, ob ich den Whiskey jemals anbringen würde. Ich will geradezu in den Urwald gehen.“

„Das ändert nichts an der Sache, Sie werden doch immer in der Nähe von Ansiedlern leben und wie man mich versichert hat, verstehen sich die Leute drüben nicht auf die Whiskeybrennerei, die einen eigenen Kunstgriff erfordert; also würden Sie ihn aus diesem Grunde dort um so leichter verkaufen.“

„Aber er würde sich, selbst wenn wir einen Prahm benutzten, beim Umzuge sehr schwierig fortschaffen lassen.“

„Im Gegenteile, ich wüßte nichts, was sich leichter per Achse oder per Boot transportieren ließe. Sie werden gewiß keine halbe Wagenladung mitzunehmen haben und er wird Ihnen drüben noch einmal so viel einbringen, als hier.“

„Das ist alles recht schön gesagt, indessen wer garantiert mir dafür?“

„Ei, sehen Sie denn nicht ein, daß der Whiskey da, wo man ihn nicht gut herzustellen versteht, auch höhere Preise erzielen würde, als hier?“

„Freilich sehe ich das ein und gebe zu, daß er sich möglicherweise in Indiana besser verwerten ließe — doch das müßte er

auch, denn es ist kein Kinderspiel, ihn dorthin zu schaffen. Trotzdem aber würde es mir lieber sein, wenn Sie ihn hier auf eine oder die andere Weise zu Geld machen und die Farm bar bezahlen könnten.“

„Ich wüßte nicht, wie ich das zustande bringen sollte“, entgegnete Colby, „habe ich doch bereits alles Mögliche versucht. Die Wahrheit zu gestehen, sind die Leute in unserer Gegend samt und sonders reichlich mit Whiskey versorgt, und wenn ich ihn im Lauf der Zeit auch ohne Zweifel zu gutem Preise werde verkaufen können, ist mir damit diesen Augenblick nicht geholfen.“

„Freilich nicht; aber wenn ich gleich fest entschlossen bin, die Farm unter einigermaßen annehmbaren Bedingungen zu verkaufen, war ich nicht darauf vorbereitet, einen solchen Handel abzuschließen, wie Sie in Anregung bringen. Es wird daher am zweckmäßigsten sein, wenn Sie sich das Grundstück noch einmal genau ansehen. — Sie brauchen nicht weit zu gehen, der Acker liegt nahe beim Hause — und ich will derweil die Sache mit meiner Frau besprechen und mir überlegen, ob ich auf ihr Anerbieten eingehen kann.“

Mit diesen Worten führte Lincoln seinen Besucher ins Freie und überließ ihm die Besichtigung der Farm, deren Grenzen er genau angedeutet hatte; er selbst aber schickte sich an, mit seiner Frau zurate zu gehen. Der Vorschlag, das Gehöft gegen Whiskey einzutauschen, war in Mrs. Lincolns Augen ein so ungewöhnlicher und komischer, daß sie belustigt ausrief: „Welch ein merkwürdiger Handel; ich habe nie von etwas Ähnlichem gehört!“

„Ich auch nicht“, erwiderte ihr Gatte, „verkaufen aber muß ich die Farm auf jeden Fall, und dies dürfte die letzte Gelegenheit sein, die sich mir diesen Herbst bietet.“

„Du hast recht; so laß uns die Sache reiflich überlegen. Vielleicht verkauft der Whiskey sich in Indiana schneller, als wir erwarten; doch will ich deinem Urteile nicht vorgreifen, du mußt nach eigenem Ermessen thun, was dir am besten dünkt.“

„Nun denn, am besten wäre es, meiner Meinung nach, wenn wir einen Kauf zu annehmbaren Bedingungen abschließen könnten, und wenn ich denken müßte, daß sich außer dieser Gelegenheit jetzt keine andere mehr bieten dürfte, würde ich den Whiskey an-

statt barem Geldes nehmen und es darauf ankommen lassen, ob er drüben leicht oder schwer verkäuflich.“

„In diesem Herbst wird sich dir kaum eine zweite Gelegenheit zum Verkaufe bieten. Du weißt, wie selten in dieser Gegend derlei Nachfragen angestellt werden.“

„Dann“ entgegnete Mr. Lincoln, wie ratlos ins Blaue starrend, „dann werde ich mich — falls er wirklich nicht alles in klingender Münze auszahlen kann — doch entschließen müssen, den Whiskey zu nehmen.“

„Thue, was du für geraten hältst“, versetzte seine Gattin. „Du kannst besser beurteilen, als ich, ob es zweckdienlich ist.“

Mr. Lincoln begab sich zu dem draußen weilenden Manne und als er sich überzeugt, daß ihm nur die Wahl bliebe, den Whiskey zu nehmen oder auf den Verkauf zu verzichten, erkundigte er sich nach dem Preise des Branntweins, über den sie noch nicht gesprochen hatten.

„Wie hoch berechnen Sie die Kanne?“ fragte er. „Sie werden ihn mir natürlich etwas billiger lassen, da ich Ihnen eine so große Menge abnehme.“

„Das versteht sich; ich gebe Ihnen die Kanne um fünf Cents billiger, als ich sie sonst im Faß zum engros-Preise verkaufe.“

„Damit bin ich zufrieden, und nun lassen Sie mich nachrechnen, wieviel es ausmachen wird.“

Mr. Lincoln, der sich, wie wir hörten, nie mit dem Studium der Rechenkunst abgegeben, wohl aber im praktischen Leben einigermaßen mit Zahlen umzugehen gelernt hatte, fing an, sich die Summe im Kopfe zusammenzustellen. „Siebzig Cents die Kanne“, sagte er laut, „macht — laß mich sehen, siebzig Cents die Kanne macht —“

„Ei, hundert Kannen machen siebzig Dollars“, unterbrach ihn Colby, „und vierhundert Kannen würden auf zweihundert und achtzig Dollars kommen.“

„Richtig, — vierhundert Kannen Whiskey und den Rest in barem Gelde.“

„So ist's; es werden gerade zehn Fässer, von denen jedes vierzig Kannen hält und zwanzig Dollars zahle ich bar aus.“

„Schon recht, ich gehe auf den Handel ein. Wann wollen Sie die Zahlung leisten?“

„Sobald sie von hier aufzubrechen denken.“

„Das wird ungefähr am ersten November sein; indessen muß ich den Whiskey und das Geld eine Woche früher haben, damit wir alle Vorbereitungen zur Abreise treffen können.“

„Wohl an, so lassen Sie uns den Zahlungstermin acht Tage früher festsetzen. Ich werde mich rechtzeitig einstellen, ja, wenn Ihnen damit gedient sein sollte, kann ich den Whiskey auch schon eher bringen.“

„Nichten Sie das ein, wie es Ihnen am besten paßt“, entgegnete Mr. Lincoln. Damit war die Sache abgethan und Colby machte sich auf den Heimweg.

Es war ein wunderlicher Handel, ein kleines Gehöft um zehn Fässer Whiskey und zwanzig Dollars in Gold zu verkaufen, der jedenfalls den Beweis liefert, daß Abraham Lincoln's Vater sich keines großen Besitzes an irdischen Gütern zu erfreuen hatte. Aber schlimmer als dies, welche trübe Ausichten für den Knaben hätten sich möglicherweise an den Erlös aus dem väterlichen Grundbesitz knüpfen können; sehen wir doch täglich, wie Haus und Hof verschuldet und verschleudert werden, weil der Eigentümer sich dem Trunke ergeben. Das war zum Glück hier nicht zu befürchten. Mr. Lincoln besaß keinen Hang zum Genuß geistiger Getränke, die er, wie allgemein üblich, in geringer Quantität zu sich nahm; dem Übermaße im Trinken aber war er von Herzen feind. Würde uns heutzutage ein solches Geschäft in einem eigentümlichen, ja geradezu verdächtigen Lichte erscheinen, so war das bei der damaligen Bevölkerung des Urwaldes durchaus nicht der Fall. Weder der Verkauf, noch der Genuß von Whiskey kamen ihnen als etwas Bedenkliches vor. In Kentucky existierten zur Zeit noch keine Mäßigkeitsvereine, die selbst da, wo sie in Neu-England im Aufstehen begriffen, noch nicht die strenge Forderung gänzlicher Enthaltfamkeit von Spirituosen in sich schlossen, eine Forderung, die sich erst fünfzehn Jahre später geltend machte, um der überhandnehmenden Trunksucht entgegenzuwirken. Die Zeit bis zum Wegzuge war kurz und die Vorbereitungen mußten beschleunigt werden, weil Colby seinen Besitz sobald wie möglich anzutreten



wünschte. Mr. Lincoln beeilte sich deshalb, Hab und Gut nach Indiana zu bringen und dann wieder zurückzukommen, um Frau und Kinder zu holen. Da er jedoch kein Boot besaß, blieb ihm nichts übrig, als einen Prahm zu bauen, eine Arbeit, die ihn, trotzdem er Erfahrung in dem Fache hatte, mehrere Tage lang unausgesetzt in Anspruch nahm.

Endlich waren die Umzugsangelegenheiten geordnet, Colby hatte den Whiskey gebracht und die Geldsumme ausgezahlt und nun schritt man zum Verladen. Vor allen Dingen wurden Mr. Lincolns Handwerksgeräte, dann die Töpfe und Kessel, die rohbehauenen Tische und Sessel und endlich die Fässer mit Whiskey auf den Prahm geschafft und daneben die mancherlei Sachen besorgt, die ein solcher Ausbruch allezeit in sich schließt.

Mrs. Lincoln, Sarah und Abraham, die den Bau des Fahrzeuges mit besonderem Interesse beobachtet hatten und nicht vom Ufer wichen, als es von Stapel gelassen und beladen wurde, harrten dort solange aus, bis das kunstlose Boot ins tiefere Wasser geschoben und, stromabwärts treibend, ihren Augen entschwunden war.

Die Fahrt ging eine Zeit lang glücklich von statten. Mr. Lincoln gelangte mit seinem Prahm in den Ohiostrom, und da ihm weder Wind noch Wetter Gefahren in den Weg legten, wollte er sich schon über den günstigen Erfolg seines Unternehmens Glück wünschen, als ihm plötzlich ein Unfall begegnete. Infolge einer kleinen Unvorsichtigkeit geriet das Fahrzeug ins Schwanken und die dadurch in Bewegung versetzten Fässer rollten der einen Seite zu, was den Prahm völlig aus dem Gleichgewicht brachte. Mr. Lincoln sprang schnell auf die andere Seite, um wenn irgend möglich sein Boot zu retten, doch zu spät! Die schweren Fässer gaben den Ausschlag, das Fahrzeug kippte um und er samt seinen Besitzümern lagen im Flusse. Mochte das nun auch der beste Platz für den Whiskey sein, so war die Lage des Mannes doch sehr bedenklich; indessen klammerte er sich ans Boot und hielt sich dadurch über Wasser.

„Laßt nicht los“, rief einer von den am Ufer beschäftigten Arbeitern ihm zu. „Laßt nicht los, wir kommen Euch zuhülfe.“

„Dann macht so schnell ihr könnt“, erwiderte Lincoln, „ich werde mich nicht lange festhalten können.“

„Wir sind im Nu bei Euch“, hieß es zum Troste, und damit liefen sie auf ein naheß Boot zu, lösten geschwind das Tau, und schnell rudernnd, hatte einer von ihnen bald das verunglückte Fahrzeug erreicht, wo er Mr. Lincoln aus seiner mißlichen Lage befreite.

„Euch ist's schlimm ergangen“, meinte der Ruderer.

„Es hätte weit schlimmer ausfallen können“, entgegnete Mr. Lincoln. „Mir ist's, als hätte ich besonderes Glück gehabt, da mir der Unfall hier begegnete, wo gleich Hilfe zur Hand ist.“

„Aber Ihr habt Eure Ladung verloren. Übrigens wird es möglich sein, einiges davon zu retten, wir müssen uns sofort an die Arbeit machen.“

„Dabei wird, fürchte ich, nicht viel herauskommen, der Strom ist hier gewiß zehn bis fünfzehn Fuß tief.“

„Nein, nein, so tief ist er nicht, aber selbst wenn es der Fall wäre, müßten wir doch den Versuch machen, etwas zu retten.“

Mittlerweile hatten sie das Ufer erreicht, und nun berieten die Männer miteinander, wie sie Lincolns Fahrzeug wieder flott machen und die versunkenen Schätze aus dem Wasser herausfischen könnten. Solcher Art Unfälle waren auf dem Ohioströme keine seltene Erscheinung, die Uferbewohner hatten schon manchem in Gefahr schwebenden Abenteurer die helfende Hand entgegengestreckt, und bei dieser Gelegenheit säumten auch Lincolns Retter nicht, ihre Pläne zu fassen und auszuführen.

Vor allen Dingen bemühten sie sich, den Prahm festzumachen, und als ihnen dies gelungen, setzten sie ihn wieder instand. Darauf schritten sie zur Rettung der untergegangenen Ladung, soweit sich dieselbe bewerkstelligen ließ. Unter dem Beistand anderer Leute aus der Nachbarschaft und mit Hilfe der einfachen Werkzeuge, die ihnen zugebote standen, durchsuchten sie den Fluß und brachten einen Teil des Handwerksgerätes, Ärte, einen eisernen Kochtopf und ein paar andere Gegenstände ans Ufer, ja sie setzten ihre Bemühungen mit solcher Ausdauer fort, daß sie sogar drei Fässer Whiskey retteten. Sobald die Sachen aufgeladen waren

und Lincoln seinen freundlichen Helfern für ihren Beistand gedankt, machte er sich wieder auf die Fahrt, hatte jedoch nicht unterlassen, vorher genaue Erkundigungen über den in Aussicht genommenen Weg einzuziehen. Nach allem, was man ihm mitgeteilt, schien es das ratsamste, bei der Thomsonsähre anzuhalten und seine Habe von dort auf einem Karren ins Innere des Landes zu schaffen, wo er, wie schon erwähnt, eine bestimmte Gegend zur Ansiedelung ins Auge gefaßt hatte.

Er setzte also seine Stromfahrt nicht weiter, als bis zur Föhre fort und fand hier einen Mann, namens Posey, welcher der Gegend kundig und auch erbötig war, ihn achtzehn (engl.) Meilen weit in die jetzige Grafschaft Spencer zu bringen.

„In die Gegend hinein führt keine Fahrstraße“, versetzte er auf Mr. Lincolns Frage. „Wir werden uns den Weg selbst bahnen und dabei gelegentlich von unserer Art Gebrauch machen müssen.“

„Das thut mir leid“, entgegnete Mr. Lincoln. „Haben sich dort noch keine Ansiedler niedergelassen?“

„Ja, hier und da einer, und die werden froh sein einen neuen Ankömmling zu sehen. Wir wollen uns, wenn Sie damit einverstanden sind, schon durcharbeiten.“

„So lassen Sie uns drauf losgehen, ich trage kein Bedenken“, erwiderte Lincoln.

Als Entschädigung für den Transport des Haus- und Handwerksgerätes willigte Posey ein, den Prahm zu übernehmen, der für den bisherigen Besitzer keinen Wert mehr hatte, dem neuen Eigentümer aber gerade sehr zustatten kam. So war denn alles in Ordnung gebracht, und als sie den Ochsenkarren beladen hatten, begaben sie sich auf den Weg, mußten aber schon nach halbstündiger Wanderung zu den Äxten greifen, um einen Pfad zu bahnen.

„Habe ich's nicht vorhergesagt!“ rief Posey aus. „Mir ist's auf dem Wege zur Mühle gerade so ergangen.“

„Wie weit, glauben Sie, werden wir uns durch solch' Dickicht durcharbeiten müssen?“ fragte Lincoln.

„Ziemlich weit, fürchte ich; wir sind hier in einer regelrechten Wildnis.“



„Nun denn, je frischer wir alsdann drauf losgehen, um so eher kommen wir ans Ziel.“ Und ohne sich weiter aufzuhalten schwangen beide die Äxte und bahnten einen Weg.

„Ich habe meilenweit Pfade durch ebensolch' Dickicht gebrochen“, bemerkte Posey, „es sollte mich nicht wundern, wenn wir diese Arbeit auf der halben Strecke fortsetzen müßten.“

„Das hoffe ich nicht“, entgegnete Lincoln, „sonst würde ich mich nach Kentucky zurückwünschen. Es müßte ja eine endlose Arbeit sein, bis zu dem Platze durchzudringen, den ich zum Wohnort erwählt habe.“

„Nun, verlieren Sie nicht den Mut; so schlimm, wie hier, wird es nicht lange bleiben, doch sauer genug ist die Arbeit trotz alledem.“

Mit der Entschlossenheit erprobter Pioniere drangen sie vor, ab und an wegsames Terrain findend, wo sie ohne Gebrauch der Axt weiterschreiten konnten, dann aber wieder zum Stillstehen gezwungen, bis sie einen Pfad durch das vor ihnen liegende Dickicht gebahnt. Unter diesen Umständen ist es nicht befremdlich, wenn wir hören, daß sie mehrere Tage brauchten, um die verhältnismäßig kurze Strecke von achtzehn (engl.) Meilen zurückzulegen. Es war eine angreifende Wanderung voll Schwierigkeit und Mühsal, und Mr. Lincoln versicherte später oftmals, jenes Wegbahnen von Thomsons Föhre bis zur Spencer County sei das sauerste Stück Arbeit gewesen, das er je im Leben vollbracht.

Ein paar Meilen südlich von ihrem Reiseziel trafen sie endlich auf die Hütte eines gastfreien Kolonisten, der sie herzlich willkommen hieß und mit Speise und Trank erquickte, so gut sein einfacher Haushalt beides aufzuweisen hatte. Er kannte den Distrikt aufs genaueste und riet Mr. Lincoln, sich an einem bestimmten Platze ansässig zu machen, zu dem er ihn selbst geleiten wolle. Dieser war froh, das Ziel seiner Wanderung erreicht zu haben und fand den Ort, welchen sein neuer Freund Wood ihm zur Wohnstätte vorschlug, außerordentlich einladend.

„Er ist besser, als ich erwartet habe!“ rief Lincoln aus. „Ich kann mir keinen besseren Platz wünschen.“

„Der Ansicht war ich auch“, entgegnete Wood, „ich habe ihn schon seit längerer Zeit ins Auge gefaßt.“

„Hier ist übrigens noch viel Raum für andere Kolonisten“, fuhr Lincoln fort; „nach achtzehn Meilen Weges die erste Hütte zu finden, läßt auf keine dichte Bevölkerung schließen.“

„Die haben wir hier auch nicht“, erklärte Posey.

„Die Einwanderung nimmt zwar bedeutend zu, doch bleibt noch immer Raum genug für neue Ankömmlinge.“

„Und ganz einsam werden Sie sich trotz der spärlichen Bevölkerung nicht fühlen“, versicherte Mr. Wood, „Sie haben mehrere Nachbarn, die nicht allzu ferne wohnen; eine Familie lebt nur zwei Meilen von hier gegen Osten zu, und innerhalb sechs oder acht Meilen gegen Norden und Westen finden Sie noch zwei andere Farmer. Der freie Staat lockt eine Menge Ansiedler her.“

Posey kehrte mit seinem Gespann zur Thomsonsähre zurück, und nachdem Mr. Lincoln seine Habe untergebracht und Mr. Woods Obhut anvertraut hatte, trat er die Heimreise zu Fuß an.

Die Entfernung zwischen dem alten Wohnorte in Kentucky und dem neuen in Indiana betrug in gerader Linie ungefähr hundert (engl.) Meilen, doch war der Weg, auf dem er gekommen, fünf- undzwanzig Meilen weiter. Jetzt schlug er den kürzeren Weg ein und erreichte nach Verlauf dreier Tage die Grasschaft Hardin. Hier wurde er mit großer Herzlichkeit von den Seinen willkommen geheißen; Abraham war ganz Ohr, als der Vater seine Erlebnisse mittheilte, und mehr als alles andere erregte das Abenteuer auf dem Ohioströme sein lebhaftes Interesse.

Indessen blieb ihnen vor der Hand nicht viele Zeit zum Fragen und Erzählen; man machte sich eilends daran, die Betten und Kleider, die Mr. Lincoln nicht mitgenommen, auf zwei bereitgehaltene Pferde zu packen und brach dann auf.

Mrs. Lincoln, ihre Tochter und Abraham ritten den größeren Teil des Weges, legten jedoch auch abwechselnd kürzere Strecken zu Fuß zurück; trotzdem nahm die Reise eine ganze Woche in Anspruch, während welcher sie nachts in wollene Decken gehüllt und am Boden liegend, unter dem sternenhellen Himmel schliefen.

Das war nun selbst für sie eine neue und eigenartige Erfahrung, die möglicherweise bedenkliche Folgen nach sich ziehen konnte. Aber sie kannten keine Furcht, denn zu jener Zeit ge-

statteten weder Männer noch Frauen in diesen Landesteilen sich, vor Gefahren zurückzubeugen.

Der Zaghaftigkeit unserer heutigen Frauenwelt gegenüber berührt uns der Heldenmut des weiblichen Geschlechtes jener Tage wie etwas Wunderbares. An Not und Mühsal gewöhnt, hatten sie gelernt, auch drohende Gefahren ruhig ins Auge zu fassen und große Entbehrungen als notwendige Zugabe des Pionierlebens zu betrachten. Erlebnisse, die jetzt das Glück der meisten Frauen zerstören würden, dienten nur dazu, bei ihnen den Mut und die tapferen Eigenschaften zu entfalten, die sie besonders für die Aufgabe geeignet machten, welche Gott ihnen zugewiesen. Es sind uns aus der Geschichte unseres Landes viele Thatsachen bekannt, die den Heldenmut des weiblichen Geschlechtes damaliger Zeit in den westlichen Staaten illustrieren. Bald nachdem Abrahams Großvater sich in Kentucky niedergelassen, trat ein mit Flinte und Tomahawk bewaffneter Indianer in eines Mr. Davie's Hütte, um sie auszurauben und die Familie fortzuschleppen. Mrs. Davie war mit ihren Kindern allein. Mit großer Geistesgegenwart forderte sie den braunen Gast auf, ein Glas Whiskey zu trinken und stellte die Flasche vor ihn hin. Der Indianer lehnte die Flinte an den Tisch, um das Glas zu füllen, doch kaum hatte er die Flasche emporgehoben, so ergriff Mrs. Davie's sein Gewehr, legte es auf ihn an und drohte, ihm die Kugel durch den Kopf zu jagen, wenn er sich nicht ergebe. Starr vor Schrecken, ließ der Wilde die Flasche aus der Hand gleiten, setzte sich eingeschüchtert auf einen Sessel und versprach, niemandem etwas zu leide zu thun, wenn seine Gegnerin nicht auf ihn feuern wolle. In dieser Stellung hielt sie ihn, bis ihr Mann nachhause kam.

In einem anderen Falle sehen wir das Haus eines Mr. Merrill nachts von mehreren Indianern angegriffen und den Familienvater, der sich an die Hausthür gewagt, schwer verwundet niedersinken. Da die Wilden den Versuch machen, ins Innere zu dringen, bietet Mrs. Merrill alle Kräfte auf, ihnen dies zu wehren und unter dem Beistand ihrer Tochter gelingt es ihr, die Thüre vor ihnen zu verschließen. Voll Ingrimm hauen die Indianer ein Loch in die Thüre, groß genug, um einem zur Zeit das Hineinschlüpfen zu gestatten. Aber unverzagt trotz des

Schmerzengestöhnes ihres Gatten und seines Blutverlustes und unbeirrt durch ihrer Kinder Angstgeschrei, ergreift Mrs. Merrill eine Axt und erteilt dem ersten Eindringling, sobald er sich weit genug durch die Öffnung gezwängt, den Todesstreich. Dann zieht sie seinen Körper in die Hütte herein und wartet auf das Erscheinen eines zweiten Wilden. Hoherfreut, daß ihrem Kameraden der Eintritt gelungen, beeilen die Indianer sich, ihm zu folgen und werden ihres Irrtums nicht eher gewahr, bis vier von ihnen in dieser Weise beseitigt sind. Da klettern zwei in blinder Wut auf das Dach und versuchen, durch den Schornstein ins Innere zu gelangen; indessen heißt die Mutter ihre Kinder schnell das Stroh aus einem Bette auf's Herdfeuer schütten, und Rauch und Flammen bringen die Wilden bald halb erstickt in die Hütte herab. Mit äußerster Kraftanstrengung erhebt der verwundete Vater sich vom Boden und tötet diese beiden mit seinem Beile.

Derartige Geschichten ließen sich nach hunderten erzählen, wir haben diese nur angeführt, um zu zeigen, welche mannhaftige Stärke die Frauen des Westens damals in verhängnisvollen Lagen entwickelten. Mrs. Lincoln war, wie ihre Pionierschwestern, eine entschlossene, furchtlose Frau und ertrug daher die mit der Reise verknüpften Beschwerden, ohne ein bäugliches Zagen vor möglichen Gefahren zu hegen.

Als sie sich ihrem Bestimmungsorte auf zwei (engl.) Meilen genähert hatten, kamen sie zu der Hütte ihres nächsten Nachbarn, eines Mr. Neale, der sie mit großer Freundlichkeit begrüßte und sich erbot, ihnen folgenden Tages bei Errichtung ihrer Hütte zu helfen. Das herzliche Entgegenkommen dieses Mannes machte auf alle einen wohlthuenden Eindruck, und frohen Herzens legten sie sich abends, in ihre Decken gerollt, zum Schlafe nieder.

Wenn wir diese anscheinend unwichtigen Einzelheiten in unserer Erzählung ausführlicher mitgeteilt, so ist es geschehen, weil gerade die angeführten Erlebnisse viel beitrugen, in Abraham den Mut, die Energie und Ausdauer zu entwickeln, durch die er sich in späteren Jahren auszeichnete.



## Viertes Kapitel.

### Der Bau des neuen Hauses.

---

Erst in der neuen Heimat begann Abraham das Leben eines echten Pionierknaben zu führen, und da die Axt das Kennzeichen des Bahnbrechers in der Wildnis ist, so lernte auch er jetzt dies unentbehrliche Werkzeug thatkräftig schwingen. Von seinem achten Jahre an bis über die Zeit seiner Unmündigkeit hinaus verging kaum ein Tag, an dem er nicht Gebrauch von der Axt macht, und unter der steten Übung entfalteten sich seine physischen Kräfte mit so staunenerregender Schnelligkeit, daß er bald für den gewandtesten Holzfäller der ganzen Gegend galt. Als er Präsident geworden und der Rebellionkrieg noch in vollem Gange war, besuchte er eines Tages das Hospital von City Point, in welchem dreitausend kranke und verwundete Soldaten Aufnahme gefunden hatten. Er bestand darauf, jedem der Leidenden die Hand zum Gruße zu reichen, und da er seine Absicht ausgeführt, fragten mehrere Freunde teilnehmend, ob ihm der Arm nicht vom vielen Händedrücker lahm geworden wäre. „Die schweren Arbeiten, denen ich mich in meinen Knabenjahren unterziehen mußte, haben mir starke Muskeln verliehen“, erwiderte der Präsident lächelnd. Mit diesen Worten trat er durch die offenstehende Thür ins Freie hinaus, ergriff eine große, schwere Axt, die dort neben einem Holzblock lag und führte ein paar so wuchtige Hiebe auf den letzteren, daß die Spähne nach allen Seiten flogen; dann plötzlich innehaltend streckte er den rechten Arm in voller Länge aus und hielt die Axt in horizontaler Richtung von sich, ohne daß

man das leiseste Schwanken an derselben wahrnahm. Unter den Umstehenden befanden sich viele starke Männer und obendrein solche, die an schwere Arbeit gewöhnt waren, doch keiner von ihnen war imstande, des Präsidenten Beispiel auch nur einen Augenblick lang nachzuahmen. Sobald der Präsident das Hospital verlassen, sammelte einer der Aufseher die Holzsplitter und hob sie sorgfältig auf, „weil es die Spähne seien, die Vater Abraham gespalten.“

In Rücksicht auf den herannahenden Winter war es vor allen Dingen notwendig, daß die Familie Lincoln bald unter Dach und Fach käme, und da sich ein Schuppen leichter und schneller herstellen ließ als eine Hütte, faßte Mr. Lincoln den Entschluß, vorläufig einen solchen zu errichten und den Bau eines behaglicheren Blockhauses bis zum nächsten Frühling zu verschieben. Der Winter bot ihm Muße genug, die Holzblöcke und Bretter vorzubereiten, deren Zusammensfügen nicht lange Zeit in Anspruch nehmen würde, und wenn der „Schuppen“, eine nur an drei Seiten geschlossene Waldhütte, auch einen armseligen Schutz gegen den kalten Winter Indianas gewährte, begnügten die Pioniere sich doch oft mit den allereinfachsten Behausungen, ohne daß Kälte, Hunger oder große Beschwerden ihnen den Lebensmut gebrochen hätten.

Abraham leistete seinem Vater beim Bau der Hütte redlichen Beistand; das Abhauen der erforderlichen „Holzstangen“ war eine leichte Beschäftigung, die ihn in die schwerere Arbeit des Baumfällens und Holzhausens einführte. Wirkliches Vergnügen machte ihm das Zimmern jedoch erst, als im folgenden Sommer der Bau des solideren Hauses begann, dem er ein um so größeres Interesse schenkte, als der strenge Winter und die in dem zugigen Schuppen ausgestandene Kälte, ihn den Wert einer behaglicheren Wohnung schätzen gelehrt hatten.

Sobald bei Eintritt der milderen Jahreszeit ein Stück Landes urbar gemacht und mit Korn und Gemüse besäet, auch die Sommerarbeiten einigermaßen vorbereitet worden waren, schritt Mr. Lincoln zum Bau der Blockhütte. Sein nächster Nachbar leistete ihm dabei wesentliche Dienste, und auch der achtjährige Abraham erwies sich sehr hilfreich. Wie die Hütte beschaffen war, erfahren wir von einem häufigen Besucher der Familie unseres Helden, der uns die folgende Beschreibung liefert:

„Es war ein achtzehn Fuß breites und sechzehn Fuß tiefes Blockhaus, ohne Holzfußboden, dessen Wände aus unbehauenen, an den Enden vermittelst Kerben ineinander gefügten Baumstämmen bestanden, während die Fugen mit Lehm verstopft waren. Zum Decken des schrägen Daches hatte man Bretter oder Schindeln benutzt, die durch mehrfaches Spalten eines Holzscheites gewonnen waren. Mehr als einen Wohnraum enthielt die Hütte nicht, doch befand sich über demselben ein Bodenraum, zu dem man auf Sprossen emporstieg, welche der Wand in einer Ecke eingefügt worden waren. Eine Thüre und ein Fenster dienten zum Einlaß von Luft und Licht und verdient das letztere seiner sinnreichen Konstruktion wegen besondere Beachtung. Mr. Lincoln machte einen Fensterrahmen, der groß genug war, um vier Glasscheiben von sechs Zoll Höhe und acht Zoll Breite zu fassen; da diese aber in jener Gegend nicht erreichbar, benutzte er die Haut, welche eine besondere Fettlage des Schweines umgiebt und im Volksmunde Fliesen genannt wird, und spannte sie stramm über den Rahmen. Auf diese Weise hatte er einen sehr zweckmäßigen Ersatz für Glasscheiben gefunden und erntete allgemeine Anerkennung.“

Die innere Ausstattang der Hütte besorgten Mr. Lincoln und Abraham allein, und werden wir ein treues Bild ihrer damaligen Verhältnisse empfangen, wenn wir ihnen bei dieser Arbeit ein wenig folgen.

„Bringe mir Bohrer und Maßstab, Abe“, sagte der Vater zu dem Knaben, „wir müssen jetzt eine Bettstelle zimmern.“

„Ich kann die Löcher bohren“, meinte Abraham, als er die verlangten Gegenstände brachte.

„Dazu fehlt es dir noch an Kraft“, entgegnete Mr. Lincoln. „Es ist ein saueres Stück Arbeit, zwei Zoll tiefe Löcher in diese Wände zu bohren, doch kannst du mir einen Stamm holen, der sich zum Bettpfosten eignet, und zwei andere für die Seite und das Fußende der Bettstelle.“

„Brauchst du nur zwei?“

„Ja, daran habe ich genug. Ich will das Bett dort im Winkel aufschlagen, dann habe ich nur zwei Löcher zu bohren und brauche nicht mehr als einen Pfosten. In einer Stunde können wir mit der Arbeit fertig sein.“



Die Benutzung der Zimmerecke vereinfachte die Ausführung der Bettstelle um ein bedeutendes. Lincoln maß acht Fuß an der einen und vier und einen halben Fuß an der anderen Seite ab, bohrte an beiden Stellen ein Loch in die Wand und schob die auf dem Bettpfosten zusammentreffenden Stämme in sie hinein. Das war bald geschehen und damit die Bettstelle fertig.

„Jetzt müssen wir die Gurten spannen, Abe“, rief der Vater scherzend, „wir müssen eine Unterlage haben, auf der das Bett gemacht werden kann.“

„Ich dachte, du würdest Bretter über das Gestell legen“, entgegnete Abraham, der nicht verstand, wohin seines Vaters Bemerkung zielte.

„Andere Bettgurten stehen uns auch nicht zur Verfügung; also reiche mir nur ein paar von diesen da her.“ Es waren ebensolche Bretter wie die, welche sie zum Dachdecken benutzt hatten.

„Wie viele soll ich bringen?“ fragte der Knabe, schnell der Aufforderung des Vaters nachkommend.

„Sechs werden genügen, denke ich.“

Sie waren bald herbeigeschafft und befestigt. „Wenn wir nun einen Sack mit Stroh darauflegen, so haben wir ein herrliches Bett!“ Diese mit großer Befriedigung gesprochenen Worte variierten, wie bescheiden die Ansprüche der Pioniere waren; sie mußten sich oft mit einem Lager von Heu oder dünnen Blättern begnügen und besaßen nur in seltenen Fällen Federbetten.

„Du wirst dein Handwerkszeug noch nicht beiseite legen können“, ließ Mrs. Lincoln sich jetzt vernehmen, „wir bedürfen ebenso sehr eines Tisches als des Bettes.“

„Das versteht sich, und der kommt jetzt an die Reihe“, entgegnete ihr Gatte. „Die Beine sind alle schon fertig.“

„Wo sind sie?“ fragte Abraham verwundert.

„Da draußen“, erwiderte sein Vater, auf einen kleinen Haufen dünner Stämme zeigend. Abraham folgte dem Wink und Mr. Lincoln begann gleichzeitig einen passenden Holzblock in der erforderlichen Länge abzusägen, den er spaltete und dessen eine mit der flachen Seite nach oben gefehrte Hälfte die Tischplatte bildete. Das auf diese Weise vorbereitete Material wurde zu Tischen, Sesseln und Fußböden benutzt.

Als Abraham die zu dem besonderen Zwecke geeigneten Stämme herbeigeht, hatte sein Vater den oberen Teil des Tisches fertig und schritt nun zum Bohren der Löcher, um auch die Beine gleich einzufügen.

„Jetzt hole mir mehrere kurze Stöcke aus dem Haufen, die kürzesten, die da sind; wir haben lange genug am Boden gefressen und müssen uns nun auch Stühle machen. Wenn jeder von uns einen bekommt, so ist das vorläufig genug, sind wir erst einigermaßen eingerichtet, mache ich noch ein paar überzählige Sessel.“

Inzwischen war auch der Tisch fertig geworden und ihn vor sich hinstellend, ließ Mr. Lincoln das Auge prüfend über sein Werk gleiten. „Das ist ein prächtiger Tisch“, meinte er dann; „sind die Möbel der Pioniere auch nicht elegant, lassen sie doch inbezug auf Dauerhaftigkeit nichts zu wünschen übrig.“

„Und erfüllen obendrein völlig ihren Zweck“, setzte Mrs. Lincoln lächelnd hinzu. „Ich überlege mir eben, daß wir sehr gut zwei Tische brauchen könnten.“

„Der Ansicht bin ich auch, und sobald ich mehr Zeit habe, will ich deinen Wunsch erfüllen. Vielleicht könnte Abe seine Kunst daran versuchen — jetzt aber müssen wir die Sessel in Angriff nehmen.“

Mr. Lincoln suchte ein möglichst glattes Brett von hinreichender Länge für vier Stuhlstütze aus und ehe die Nacht hereinbrach, war das Haus mit wenig Kosten möbliert. Ein Bett, ein Tisch und ein paar Sessel machten die ganze Einrichtung dieser Pionierwohnung aus, in der Abraham Lincoln zwölf Jahre seines reichbewegten Lebens zubachte.

Dem Knaben wurde der Bodenraum als Schlafgemach angewiesen und Abend für Abend stieg er wohlgenut die Leiter hinauf in sein kleines Zimmer, dessen schwankender Fußboden ihn ebenso wenig in seinem Behagen störte, wie der Mangel eines Bettes seinen Schlaf beeinträchtigte. In wollene Decken gehüllt, ruhte er friedlich auf seinem harten Lager und stand des Morgens vom Schlummer erquickt, frisch und fröhlich zu neuem Tagewerk auf. Er hatte niemals größere Bequemlichkeit kennen lernen und erwartete damals wahrscheinlich nicht, je in Besitz irdischer Glücksgüter zu gelangen.

Allmählich war der größere Teil des auf dem Ohioströme verloren gegangenen Hausgerätes wieder ersetzt worden, ja die neue Einrichtung hatte den Vorzug, solider ausgeführt zu sein als die alte. Indessen wenn auch die Bedürfnisse unserer Pionierfamilie gering und ihre Ansprüche äußerst bescheiden waren, gab es doch manche Dinge, die sie notwendig zum Leben brauchten, deren Er-  
langung aber große Schwierigkeiten bot. Dies war vor allem in-  
bezug auf Mehl der Fall, da es in der Umgegend keine Getreide-  
mühlen gab. Die nächstgelegene befand sich dicht bei der Thomsons-  
fähre, dem Orte, wo Lincoln auf seiner Reise nach Indiana  
gelandet, und war nur eine Handmühle, in der das Korn wenig  
schneller zu Mehl zerrieben wurde, als wenn man es in einem  
Mörser zerstampfte. Aus diesem Grunde faßte Mr. Lincoln den  
Entschluß, sich selbst eine Mühle einzurichten.

„Wie willst du sie herstellen?“ forschte Abraham.

„Warte nur, bis ich sie in Angriff nehme“, entgegnete sein  
Vater, „dann wirst du es sehen. Es rentiert sich nicht, jedesmal,  
wenn wir ein wenig Korn mahlen lassen wollen, eine Wanderung  
von achtzehn (engl.) Meilen zu unternehmen. Wir müssen die  
Mühle hier an Ort und Stelle haben.“

„Und die Aufertigung derselben wird kaum längere Zeit in  
Anspruch nehmen, als der Weg zur Fähre und wieder zurück“, be-  
merkte Mrs. Lincoln, die wohl wußte, welche Art Mühle ihr  
Mann ins Auge gefaßt hatte. „Die beiden Wege erfordern einen  
ganzen Tag und noch dazu einen sehr langen.“

„Nun, morgen Abend vor Sonnenuntergang werden wir unsere  
Mühle fertig haben“, versetzte Mr. Lincoln bedeutungsvoll.

„Aber wie willst du sie machen?“ drang Abraham, dessen  
Interesse aufs lebhafteste geweckt war, in den Vater.

„Gieb dich zufrieden, bis du es selbst siehst. Ich brauche dich  
zum Helfen und wenn du deine Sache gut machst, darfst du bei  
nächster Gelegenheit die Flinte nehmen und deine Geschicklichkeit  
im Schießen probieren.“

Die in Aussicht gestellte baldige Erfüllung des schon öfter ge-  
gebenen Versprechens ließ des Knaben Herz höher schlagen, und  
jubelnd rief er aus: „Wie freue ich mich darauf!“

„Ei, mich soll es auch freuen, wenn du ein guter Schütze

wirft; dann kannst du uns das Fleisch in die Küche liefern. Sobald du ein Reh oder einen Truthahn schießen kannst, brauche ich nicht mehr auf die Jagd zu gehen."

"Würdest du mich wirklich damit betrauen?"

"Gewiß, und ich würde obendrein froh sein, wenn du mir dies Handwerk abnähmest. Unsere Wälder sind so reich an Wild, daß es dir nicht an günstiger Gelegenheit zu einem guten Schusse fehlen wird."

Abraham glühte vor innerer Erregung; er träumte wachend und schlafend von den Freuden der Jagd, die ihm so nahe bevorstanden, und verließ früh am folgenden Morgen sein Lager, um seinem Vater bei der Fertigstellung der Getreidemühle Handreichungen zu leisten.

"Vor allen Dingen brauche ich einen Holzbloß", erklärte Mr. Lincoln, die Bäume neben seinem Hause musternd, um einen Stamm von passendem Umfange auszusuchen, den er auch bald gefunden hatte. "Wenn ich ihn soweit fertig habe, mußt du mir helfen, oben auf demselben ein Feuer anzumachen, Abe", fuhr er fort.

"Ein Feuer!" rief der Knabe voller Verwunderung, "dann wird der Holzbloß ja verbrennen!"

"Soweit lassen wir es nicht kommen, doch müssen wir ein fußtiefes Loch ausbrennen, in das wir unser Korn schütten können, also hole nur trockene Spähne herbei"

Der Baum war bald gefällt und ein vier Fuß langer Bloß herausgefägt, den Mr. Lincoln aufrecht hinstellte; dann wandte er sich zu seinem Sohne und hieß ihn, auf der oberen Fläche ein Feuer anzünden. In wenigen Augenblicken loderten die Flammen lustig empor und Abrahams Neugierde steigerte sich von Minute zu Minute, da er keine Ahnung hatte, was weiter geschehen würde.

"Nun hole Wasser, Abe, wir müssen den äußeren Rand des Bloßes naß erhalten, damit er nicht ganz verbrenne; er darf nur in der Mitte ausgehöhlt werden."

Jetzt ging dem Knaben ein Licht auf und schnell erfüllte er den Auftrag des Vaters, während dieser eine Stange auswählte, an deren unterem Ende er einen Kolben befestigte.

"Wozu soll die Stange gebraucht werden?" fragte Abraham.

"Das wirst du sehen, wenn die Vorrichtung in Ordnung ge-

bracht ist“, erwiderte der Vater. „Gieb acht, daß das Feuer nicht ausgehe, ehe das Loch tief genug ist.“

„Es wird nun und nimmermehr so tief werden, wie du es haben willst, Vater.“

„Das wird es ganz bestimmt, wenn du meinen Anweisungen folgst. Alle Pioniere müssen ihre Getreidemühlen in dieser Weise machen, und wenn es anfangs auch langsam geht, wird das Loch um so schneller ausbrennen, je tiefer die Flamme freist. Vor Abend ist die Mühle fertig, doch mußt du Geduld haben und das Feuer nicht ausgehen lassen.“

Sie fuhren unverdroffen mit der Arbeit fort. Mr. Lincoln verband die Kolbenstange derartig mit einer anderen Stange, daß diese einem Pumpenschwängel glich und hatte die Vorkehrung beendet, ehe noch das Loch tief genug ausgebrannt war. Mit seiner Hilfe wurde nun auch der Holzblock fertig gemacht, die verkohlten Teile pußte er sauber aus der Öffnung heraus und paßte ihr dann den Kolben an. Damit hatte er sein Versprechen gelöst; die Mühle war in einem Tage fertig geworden, wenn sie auch mehr einem großen Mörser als einer Mühle ähnlich sah. Der ausgehöhlte Raum faßte mehrere Liter Korn zur Zeit, und ein paar Kolbenstöße genüigten, es zu Mehl zu zerstampfen, so daß selbst einem schleunigen Bedarf ohne Zeitverlust abgeholfen werden konnte. Roh wie der Apparat war, entsprach er doch völlig den übrigen Einrichtungen des Vincolnschen Haushaltes, indem das ganze Küchengeräte aus einem deutschen Backofen\*) und einem dreibeinigen, eisernen Topf bestand; lagen doch die anderen Kochgeschirre auf dem Grunde des Dhiostromes. Der eiserne Topf mußte zum Sieden und Dünsten, zum Braten und Rösten und vielen ähnlichen Zwecken verwendet werden, doch that die dürftige Ausstattung dem häuslichen Glücke keinen Eintrag. Die Mühle leistete der Familie mehrere Jahre lang treffliche Dienste; ihre einfache Konstruktion erforderte keine Reparaturen und die nötige Triebkraft hing nicht von der Gunst der Witterung ab. Wer in der Familie Zeit hatte, konnte den Kolben in Bewegung setzen, selbst für Abraham war es eine leichte Aufgabe, das Getreide zur Mühle und wieder

\*) Eine Art Tortenpfanne.



zurückzutragen und daneben die Rolle des Müllers zu übernehmen.

Als die neue Blockhütte fertig und im Herbst des Jahres 1817 von der Familie Lincoln bezogen worden, fingen sie endlich an, sich in Indiana heimisch zu fühlen. Abraham war mittlerweile ein ganzer Pionierknabe geworden, hatte jedoch nicht unterlassen, sich nebenher im Lesen und Schreiben zu üben, und die drei Bücher der Familienbibliothek blieben nach wie vor der Quell, aus dem er seine geistige Nahrung schöpfte.

Während der langen Abende jenes ersten Winters in Indiana ließ er in Ermangelung einer anderen Beleuchtung beim hellen Scheine des Herdfeuers. Die Pioniere waren durchgehend so arm, daß sie sich nur die Befriedigung der einfachsten Bedürfnisse gestatten konnten, und da sie Überfluß an Holz besaßen, dessen sie sich oft gerne entledigten, so loderten meist gewaltige Feuer auf ihren Herden, die ihr Licht bis in die fernsten Winkel der Hütte strahlten. Seine Schreibübungen stellte er auf Baumrinden oder Schindeln an und diente ihm dabei ein verkohltes Stöckchen als Griffel, oder er schrieb im Winter seinen Namen mit einem Stabe in den Schnee und im Sommer in die Gartensteige, Umstände, die der Zukunft eines begabten Knaben wenig glänzende Aussichten gewährten.

Mr. Lincolns Hütte stand, anderthalb Meilen von dem jetzigen Dorfe Gentryville entfernt, zwischen den Armen des großen und feinen Pigeonflusses, inmitten eines dichten Waldes, unter dessen stattlichen Eichen, Nuß- und Ahornbäumen unzählige Hirsche, wilde Truthühner und anderes Wildgeflügel Schutz und üppiges Futter fanden. Wer von den Ansiedlern mit der Flinte umzugehen verstand, konnte auf reichliche Versorgung mit Wildpret rechnen, und Mr. Lincoln, der ein geübter Schütze war, brauchte nicht weit zu gehen, um seiner Frau einen Braten in die Küche zu liefern. Nahe bei seiner Wohnung befand sich in einer Lichtung des Waldes eine kleine Wiese, die den Hirschen vielfach zum Sammelplatz diente, und hierher lenkte er seine Schritte, wenn er ein Tier zu erlegen wünschte.

So groß die Vorzüge nun auch waren, welche die günstige Lage des Blockhauses ihrem Besitzer gewährte, hatte sie doch einen



Nachteil, es fand sich innerhalb einer (engl.) Meile im Umkreise keine Quelle, und sowohl Abraham als seine Schwester hatten monatelang das mühselige Geschäft des Wasserholens aus sehr bedeutender Entfernung zu besorgen. Im Laufe der Zeit wurde dem Übel freilich einigermaßen abgeholfen. Dennis Hanks teilt uns mit, daß Mr. Lincoln „sein Land der Kreuz und Quere nach durchstach“, um eine verborgene Quelle zu entdecken, und wahrscheinlich führten die angestellten Bodenuntersuchungen zu dem gewünschten Erfolge. In der Umgegend ging freilich das Gerüde, Mr. Lincoln habe sich an einen Yankee gewendet, der im Besitze eines Zauberstabes, ihm für fünf Dollars den Ort bezeichnete, wo er gutes Trinkwasser finden würde.

Fragen wir, wie Mr. Lincoln in den rechtsgültigen Besitz dieser Farm gelangte, so giebt Dennis Hanks uns hierüber folgenden Aufschluß: „Er ließ sich auf einem achtzig Morgen haltenden Grundstück nieder, das dem Staate gehörte. Später kaufte er es unter der Zwei-Dollar-Akte und verpflichtete sich, den Betrag in Raten zu zahlen; die erste Hälfte der Zahlung leistete er, die andere nicht und so verlor er schließlich den ganzen Besitz.“

Von David Turnham, einem Kindheitsgenossen Abrahams, erhielten wir eine Schilderung der Grafschaft Spencer zu jener Zeit, die uns interessante Einblicke in die damaligen Verhältnisse giebt. „Als mein Vater im Frühling des Jahres 1819 hierherzog“, berichtet er, „siedelte er sich kaum eine Viertelstunde von dem kürzlich verwitweten Thomas Lincoln an. Zum Schulbesuch bot sich uns wenig Gelegenheit, doch armselig wie der Unterricht war, gingen Abe und ich in dieselbe Schule.

„Wir mußten erst einen nahezu zweistündigen Weg zur Mühle machen, auf der sich, da es eine Handmühle, täglich nur zehn bis fünfzehn Scheffel Korn mahlen ließen. Damals bauten wir in dieser Gegend wenig Weizen, wenn wir aber welchen hatten, mußte er auf Handmühlen gemahlen und ungebeuteltes gebraucht werden, da es im ganzen Lande kein Beutelwerk gab. Zwei oder drei Jahre später wurde zwölf Meilen von uns entfernt, am Andersonflusse eine Wassermühle angelegt und noch etwas später begann man Stoßmühlen zu bauen, die etwas besser waren als die Handmühlen. Abe und ich, wir mußten mit dem Getreide zur Mühle

reiten und hatten oft zweimal den Weg zurückzulegen, um einen Sack voll Mehl zu bekommen.

„Das Land war noch sehr wenig urbar gemacht, es war besonders in den Niederungen so dicht mit Buschwerk bewachsen, daß ein Mann sich kaum durcharbeiten konnte und man diese Stellen allgemein Wildnis nannte. An Jagdbeute war kein Mangel, es gab nicht nur zahllose Hirsche, Truthähne und kleineres Geflügel, sondern auch sogar Bären.

„Zwischen Mr. Lincoln und Mr. Woods Blockhäusern lag eine kleine Prairie, auf der sich zehn bis zwölf Rudel Hirsche zu lagern pflegten und Abe und ich gingen oft des Abends oder am frühen Morgen dorthin, um einen Hirsch zu erlegen; doch muß ich gestehen, daß mein Freund kein so leidenschaftlicher Jäger war, wie ich.

„Die ersten Ansiedler in dieser Gegend waren sehr gefellig, freundlich und artig, indessen traf man vielfach auf Trunkenheit, kleine Unredlichkeiten und Unfittlichkeit, fand aber wenig Religiosität und wenig Vertrauen.“ Mr. Turnhams Anspielung auf das vorherrschende Laster der Trunksucht legt uns die Bemerkung nahe, daß dies Übel eine Quelle steter Angst und banger Sorge für Mrs. Lincoln war. Sie konnte sich nicht verhehlen, daß ihr Sohn großer Gefahr ausgesetzt sei, und manche ernste Warnung, manch treuer Rat erklang von ihren Lippen, um ihn auf die schrecklichen Folgen des übermäßigen Trinkens aufmerksam zu machen. Als Abraham bei Beginn seiner staatsmännischen Laufbahn ohne Scheu bestimmt erklärte, daß er sich grundsätzlich aller geistigen Getränke enthalte, setzte er hinzu, er sei seiner Mutter für einen Ratschlag, den sie ihm gegeben, zu größtem Danke verpflichtet; dieser Rat lautete: „Männer werden Trunkenbolde, weil sie einmal zu trinken anfangen; wenn du niemals zu trinken anfängst, kannst du auch nie ein Trunkenbold werden.“

Von ihrem klaren, praktischen Verstande geleitet, wies Mrs. Lincoln ihren Sohn auf das einzig sichere Schutzmittel hin, das ihn vor dem ringsum wuchernden Übel bewahren konnte, — ein Schutzmittel, dessen unberechenbaren Wert er nach Jahren in der Öffentlichkeit, wie im Privatleben vielfach dankbarst anerkannte.

## Fünftes Kapitel.

### Die erste Jagdbeute.

---

Es war im Frühling des Jahres 1817 und Thomas Lincoln eifrig mit den Vorbereitungen zur Saat beschäftigt. Da wurde auch das lange in Aussicht gestellte Versprechen erfüllt und Abraham die Erlaubnis erteilt, den ersten Schuß abzufeuern. Seine Eltern hatten den letzten Rest ihres Whiskey verkauft, und als bei dieser Gelegenheit der oft besprochene Verlust ihres Eigentums auf dem Ohiostrom wieder zur Sprache kam, bemerkte Mrs. Lincoln in zuversichtlichem Tone: „Ich bin fest überzeugt, es war trotz allem, zu unserem Heile. Mich dünkt, ich sehe es aufs klarste.“

„Das freut mich“, entgegnete ihr Gatte, augenscheinlich anderen Gedanken folgend, „du siehst immer mit ziemlicher Klarheit, wo keinem anderen Menschen ein Licht aufgehen will.“

„Nun, so schlimm ist es gerade nicht“, versetzte Mrs. Lincoln, „doch sage mir, was in aller Welt hättest du mit der Menge Brauntwein anfangen wollen, wenn er uns erhalten geblieben wäre? Du hättest ihn hier doch nicht verwerten können — und welche Last würde es für dich gewesen sein, ihn von der Fähre herzutransportieren.“

„Ei, wenn ich ihn nicht hätte verkaufen können, wären wir auch nicht schlechter dran, als jetzt, denn das Herbringen würde nicht viel gekostet haben.“

„Aber wir dürfen die Gefahr nicht vergessen, die der Genuß des Brauntweins immer in sich schließt; sehen wir doch an so vielen Menschen, wie die böse Gewohnheit sie tief und tiefer ins Elend stürzt.“

„Das weiß ich nur zu wohl, doch hege ich für mich selbst keine Besorgnis.“

„Inbezug auf dich bin auch ich völlig unbesorgt, doch denke ich mit Bangen an Abe. Du weißt, wie selbständig die Knaben jetzt sind, weißt, wie viele schon an dem Laster der Trunksucht zugrunde gegangen sind, und wirst nun auch verstehen, warum ich es für das Beste halte, daß der größere Teil des unheilvollen Getränkes auf dem Grunde des Stromes liegt.“

„Du magst recht haben, — wenigstens will ich hoffen, daß es zu unserem Besten sei. Es läßt sich freilich nicht leugnen, daß der Branntwein Unheil genug anrichtet, und wenn ich denken sollte, er brächte Jammer und Not in meine Familie, so wollte ich lieber, daß er bis auf den letzten Tropfen im Flusse begraben läge.“

„Wenn du jetzt im Ernst sprichst, darfst du dich auch nicht mehr über den Verlust grämen, da wir nun keine Befürchtungen zu hegen brauchen. Vielleicht hat der Herr im Himmel es fürs Beste gehalten, daß so viele Fässer ins Wasser rollten; ihr Inhalt erreicht dort unten niemand zum Schaden.“

„Nun denn, so wollen wir uns mit dem tröstlichen Gedanken zufrieden geben“, sprach seufzend Mr. Lincoln, „doch ich muß mich tummeln, das Wetter ist zu schön, um es unbenußt verstreichen zu lassen.“

Er erhob sich und ging hinaus, sein Tagewerk aufzunehmen; kaum aber hatte er die Hütte ein paar Minuten verlassen, so stürzte Abraham in größter Aufregung herein.

„Mutter“, rief er aus, „draußen sitzt ganz dicht neben unserem Hause ein großer Schwarm Truthähne, auf die ich schießen könnte. Sieh nur dorthin“, — und er führte seine Mutter an eine Fuge in der Wand, aus welcher der Lehm herausgefallen war, — „bitte, laß mich schießen, Mutter!“

„Wahrhaftig, Abe, du hast recht“, entgegnete Mrs. Lincoln, da sie der Truthähne gewahr wurde, „jetzt könntest du einen guten Schuß thun, ich werde schnell die Flinte holen.“

„Geschwind, Mutter, geschwind, ich will hier durch das Loch schießen“, trieb Abraham unter wachsender Aufregung an. Es dauerte nicht lange, so hatte Mrs. Lincoln die stets geladen ge-

haltene Flinte in Bereitschaft gesetzt und den Lauf in die Spalte geschoben; nachdem sie ihrem Sohne einige Vorsichtsmaßregeln gegeben, hieß sie ihn losdrücken.

Paff, ging der Schuß ab und hallte so laut durch den Wald, daß Abraham alles Ernstes glaubte, noch nie ein ähnliches Getöse gehört zu haben. Mutter und Sohn eilten hinaus, um zu sehen, ob die Kugel getroffen und da sie zur Stelle kamen, hatte der Pulverdampf sich soweit verzogen, daß sie sofort ein Stück Beute entdeckten.

„Ich habe einen getroffen“, jubelte Abraham auf, indem er den ungewöhnlich großen Truthahn emporhob.

„Ja, es war kein Fehlschuß“, stimmte die Mutter kaum weniger erregt bei.

„Und welch' Riesentier ist es“, fuhr der Knabe fort, den stattlichen Vogel mit Stolz betrachtend. „Hast du je einen so großen gesehen?“

„Er ist allerdings von seltener Größe“, erwiderte die Gefragte, „du hast einen guten Schuß gethan, Abe.“

Mittlerweile war auch Mr. Lincoln herbeigekommen, den der Schuß erschreckt und eilends heimgetrieben hatte.

„Was hat der Schuß zu bedeuten?“ rief er angstvoll aus.

„Ich habe einen Truthahn geschossen“, entgegnete Abraham, glückstrahlend den erlegten Vogel zeigend?

„Du, Abe? das war ein trefflicher Schuß; wenn du so fortfährst, wirst du bald ein guter Schütze werden“, sagte sein Vater in heiterem Tone, da er wohl einsah, daß wirkliche Lob gebühre dem glücklichen Zufall, daß der Vogel in der Schußlinie geseßen habe.

Wir haben schon früher erwähnt, daß die Pionierfamilien auf Wildbret als tägliches Nahrungsmittel angewiesen waren, und es ist daher leicht zu begreifen, daß Väter und Söhne gute Schützen wurden, ja daß in Nothfällen selbst das weibliche Geschlecht mit der Flinte umzugehen verstand. Mrs. Lincoln war nicht weniger beherzt als andere mutige Frauen; sie konnte, wenn es darauf ankam, ein Gewehr laden und abschießen und paßte sich, an solcherlei Dinge gewöhnt, leicht den Umständen an.

Uns sind viele wundersam klingende Erzählungen von der



Geschicklichkeit der Pioniere im Gebrauch der Flinte zu Ohren gekommen, deren Wahrheit von authentischer Seite bestätigt wird. Ein Berichterstatter teilt uns folgendes mit: „Man sieht an manchen Orten eine Anzahl mehr oder weniger gewandter Schützen an bestimmten Tagen zusammenkommen, um ihre Meisterschaft im Schießen zu erproben und richten sie zu diesem Zwecke eine Scheibe auf, in deren Mittelpunkt ein mäßig großer Nagel bis zum Drittel seiner Länge eingeschlagen ist. Die Schützen bestimmen die ihnen zusagende Distanz, die bis auf vierzig Schritte ausgedehnt werden kann. Jeder reinigt den Lauf seiner Flinte, legt eine Kugel in die flache Hand und schüttet so viel Pulver darauf, bis sie bedeckt ist. Diese Ladung soll für eine Entfernung von weniger als zweihundert Fuß genügen. Wer die Scheibe dicht beim Nagel trifft gilt für einen mittelmäßigen Schützen, wird der Nagel gebogen, so ist der Schuß natürlich besser, doch nur wenn der Nagel auf den Kopf getroffen wird, ist die Leistung eine befriedigende. Von drei Schüssen trifft gewöhnlich einer, und wenn die Zahl der Schützen sich auf sechs belaufen sollte, werden häufig zwei Nägel verbraucht, ehe jeder an die Reihe gekommen ist.“ Derselbe Berichterstatter fährt weiter fort: „Das Kunststück, vermittelt eines Schusses eine Kerze zu schneuzen, hatte ich zum erstenmale Gelegenheit nicht weit vom Ufer des Greenflusses zu sehen, als ich von der Besichtigung eines nahe gelegenen großen Brutplatzes der Wandertauben zurückkehrte. Ich hatte während der ersten Stunden der sehr finsternen Nacht vielfaches Schießen vernommen, und da ich hörte, daß es Flintenschüsse, folgte ich dem Schalle, um mich an Ort und Stelle zu überzeugen, was daselbst vorgehe. Bei meinem Eintreffen wurde ich von einem Duzend großer kräftiger Männer begrüßt, die mir mitteilten, sie übten sich bei stockfinsterner Nacht den hellen Punkt im Auge eines Hirsches oder Wolfes zu treffen, aus denen ihnen der Widerschein des Fackellichtes entgegenleuchtete. In nächster Nähe von ihnen loderte ein Feuer, das seine wirbelnden Rauchwolken in das dichte Laub der Bäume emporfandte. Dem Anscheine nach in großer Entfernung, thatsächlich jedoch nur in einer Distanz von hundert Fuß, stand kaum sichtbar eine brennende Kerze, und nicht weit von ihr hielt ein Mann Wache, um einerseits die Resultate der Schüsse bekannt zu machen, ander-



seits auch die Kerze wieder anzuzünden, falls sie erlöschen, oder sie durch eine neue zu ersetzen, wenn sie zerschossen werden sollte. Die Schützen traten einer nach dem anderen vor. Einzelne trafen weder den Docht noch die Kerze und wurden nach ihren Fehlschüssen jedesmal weidlich ausgelacht; andere dagegen schneuzten wirklich den Docht, ohne die Kerze auszulöschen, und anhaltendes Hurrageschrei belohnte sie für ihre Geschicklichkeit. Einer von ihnen war ein besonders trefflicher Schütze; von sieben Schüssen, die er that, schneuzten drei den Docht, während die anderen die Kerze auslöschten oder sie dicht unter der Flamme trafen.“

Wo die Aneignung einer Geschicklichkeit erstrebt wurde, wie die eben beschriebene, ja wo sie geradezu durch die Umstände geboten war, da mußte es auch von großer Wichtigkeit sein, daß schon die Knaben mit der Flinte umgehen lernten. Denn nicht nur hatten sie früher oder später den Fleischbedarf der Familie herbeizuschaffen, es standen auch Pelze in großer Nachfrage, die sie ohne besondere Schwierigkeit durch das Erlegen verschiedener Raubtiere des Waldes gewinnen konnten. Aus diesen Gründen schon gebot die Notwendigkeit, auch Abraham in den Gebrauch der Schußwaffe einzuweißen.

Der Sommer des Jahres 1817 verging in unaufhaltbarer Arbeit und als der Herbst herannahte, machte die Ankunft alter Freunde den Aufenthalt im Urwalde etwas weniger einsam als er bis dahin gewesen. Thomas und Betsy Sparrow, Mrs. Lincolns Pflegeeltern, waren derselben nach Indiana gefolgt und wünschten sich in ihrer Nähe anzusiedeln, was um so schneller ausführbar, als die Lincolnsche Familie gerade in das neue Blockhaus eingezogen war und die Ankömmlinge sich sofort in dem alten Schuppen einrichten konnten.

Der Vorzug, so nahe bei einander zu wohnen, erfüllte alle Beteiligten mit großer Freude; für Abraham aber gestaltete sich das Eintreffen der Verwandten zu einem wahren Gottesgeschenk, erhielt er doch in Dennis Hanks, dem Neffen und Pflegesohn der Mrs. Sparrow, einen treuen Gefährten, dessen heiteres Wesen für den im Urwald lebenden, alleinstehenden Knaben eine größere Wohlthat war, als sich in Worten beschreiben läßt.

## Sechstes Kapitel.

### Trübere Tage.

---

Die Ankunft der Freunde brachte für Abraham mancherlei Abwechslung mit sich, doch hinderte ihn dies nicht, seine Leseübungen fortzusetzen, und da er weder eine größere Auswahl von Büchern besaß, noch auf Erweiterung der Familienbibliothek rechnen durfte, so griff er wieder und immer wieder zu Bibel, Katechismus und Bibel, bis er die ersteren auswendig wußte und ganze Abschnitte aus der letzteren hersagen konnte. Den regen Wissensdurst seiner Seele zu stillen, schöpfte er manchen Labetrant aus diesen Schriften, doch wollte sein hungriges Gemüt sich nicht lange mit der „knappen Kost“ zufrieden geben.

Er sehnte sich nach anderer Lektüre und fing an, der Bibel überdrüssig zu werden. „Ich mag nicht immerfort in der Bibel lesen“, äußerte er zu öfteren Malen, „wenn ich doch irgend ein anderes Buch bekommen könnte!“

Welche Art von Büchern es sonst noch in der Welt gebe, wußte er freilich nicht und seine Eltern waren in dieser Beziehung um nichts klüger. Seinem heißen Verlangen nach geistiger Nahrung würde jegliches literarische Erzeugnis willkommen gewesen sein, gleichviel ob der Inhalt gut, schlecht oder mittelmäßig.

Während er sich noch in diesem Zustand unbefriedigten Sehens befand, brach unter den Ansiedlern eine Epidemie aus, die sie als „Milchseuche“ bezeichneten. Nicht nur die Kühe, welche die schädliche Milch gaben, waren mit dem Übel behaftet, auch die Menschen, welche sie ahnungslos getrunken, wurden von der Krank-

heit ergriffen und starben nach kürzerem oder längerem schmerzvollen Leiden. Der erste Fall trat fünfzehn Meilen von der Lincolnschen Hütte entfernt auf, doch war es nahe genug, um sie in bange Erregung zu versetzen, und nicht lange, so stand der gefürchtete Gast vor ihrer eigenen Thüre. Mr. und Mrs. Sparrow erkrankten fast zu gleicher Zeit, und die Bestürzung, welche sich infolge dessen Abrahams bemächtigte, lenkte seine Gedanken von den Büchern auf die Möglichkeit eines ihn nahe berührenden Todesfalles. Der Zustand der beiden Patienten wurde sehr bedenklich, und da im Umkreis von 30 bis 40 Meilen kein Arzt zu erreichen war, standen Mr. und Mrs. Lincoln nebst anderen Nachbarn dem heimgesuchten Ehepaare nach besten Kräften mit Rat und That bei. Woche auf Woche verrann, ohne daß eine entschiedene Wendung zum Besseren eintrat; wenn ab und an die Schmerzen sich zu verringern schienen, atmeten die Freunde hoffnungsvoller auf, doch bald ließ eine neue Verschlimmerung ihre frohe Zuversicht wieder sinken.

„Ich glaube, es würde besser sein, wenn wir sie zu uns in die Hütte nähmen“, schlug Mrs. Lincoln ihrem Gatten vor, da sie den Pflegeeltern mit kindlicher Liebe zugethan war, „sie müssen in ein behagliches Quartier gebracht und sorgfältiger gepflegt werden.“

Mr. Lincoln erklärte sich mit dem Vorhaben einverstanden, fügte jedoch hinzu, er sei überzeugt, daß die Kranken nicht lange der Pflege bedürfen würden.

„Zedenfalls kann ich mich besser nach ihnen umsehen, wenn sie hier im Hause sind“, fuhr Mrs. Lincoln fort, „und mögen sie nun am Leben bleiben oder nicht, wird es uns stets ein tröstlicher Gedanke sein, daß wir alles für sie gethan, was in unseren Kräften stand.“

Der Beschluß war kaum gefaßt, so wurde er auch ausgeführt und niemand freute sich inniger über den Wohnungswechsel als Dennis Hanks, dem die Äußerung entschlüpfte, er sei überglücklich, „aus dem elenden, kleinen Schuppen herauszukommen“.

Die Umquartierung brachte den Schwerkranken keine Erleichterung, ihr Zustand verschlimmerte sich von Tag zu Tag und ehe eine Woche verflossen, waren beide dem Übel erlegen. Ihr

Tod rief in der ganzen Nachbarschaft große Trauer hervor, auf Abraham und Dennis aber machte er einen ganz besonders tiefen Eindruck; war es doch das erste Mal in ihrem jungen Leben, daß sie einem solchen Ereignisse gegenüberstanden.

Vor allen Dingen mußte nun zur Wahl eines Begräbnisplatzes geschritten werden und man entschied sich nach kurzer Erwägung für eine schön gelegene Anhöhe, die von gigantischen Mammutbäumen beschattet, am besten zur Ruhestätte der Toten geeignet schien. Mr. Lincoln war der einzige Kolonist jener Gegend, der sich mit der Anfertigung von Särgen befassen konnte, und schweren Herzens machte er sich an das traurige Werk. Als alle Vorbereitungen getroffen, versammelten sich die Nachbarn von nah und fern und betteten ihre verstorbenen Freunde ohne besondere Begräbnisfeier, doch nicht ohne heiße Thränen in den Schoß der Erde.

Nur wenige Tage waren nach der Beerdigung verflossen, da erkrankte auch Mrs. Lincoln an der gefürchteten Milchseuche, die bei ihr viel heftiger austrat, als es bei Mrs. Sparrow der Fall gewesen. Die ersten Symptome zeigten sich vor Tagesanbruch und aus festem Schlaf aufgeschreckt, eilte Abraham so schnell wie möglich zu Mrs. Wood, der nächsten Nachbarin, ihre Hilfe zu erbitten, während Dennis, der nach dem Tode seiner Pflegeeltern ein Glied der Lincoln'schen Familie geworden, sich zu allen Handreichungen erbot, denen er gewachsen sei.

In Ermangelung von Ärzten umschlang ein starkes Band innigen Mitgefühls die Pionierfamilien und sobald ernste Krankheitsfälle vorkamen, waren die Frauen jederzeit bereit, ihre Pflegekunst den Freunden in ausgedehntestem Maße zuzuwenden. Langjährige Erfahrung und sorgfältige Beobachtung hatten vielen eine gewisse Geschicklichkeit in der Behandlung der Patienten verliehen, so daß ihre Bemühungen oft von günstigem Erfolge begleitet waren.

Mrs. Wood säumte nicht, der Aufforderung nachzukommen, und da die Nachricht von Mrs. Lincoln's plötzlicher Erkrankung sich wie ein Lauffeuer verbreitete, trafen noch vor Einbruch der Dunkelheit mehrere andere Frauen aus der Umgegend ein, ihren Beistand anzubieten. Doch alle Sorgfalt und Geschicklichkeit der Wärterinnen erwiesen sich fruchtlos, die Patientin wurde kränker und kränker;

sie fühlte, daß ihre Tage gezählt seien und hatte sich nicht geirrt, denn schon am fünften Oktober machte der Tod ihrem kurzen, schweren Leiden ein Ende. Das Gefühl der Öde, das sich nach dem Verlust lieber Angehörigen der Hinterbliebenen bemächtigt, wurde in der Lincolnschen Hütte um so tiefer empfunden, als der zweite Trauerfall dem ersten auf dem Fuße folgend, für die Überlebenden mit größerem Schrecken verknüpft war. Dennis Hanks erinnert sich noch jetzt des todtraurigen Ausdruckes, der sich in Abrahams Züge stahl, als er hörte, daß man an seiner Mutter Aufkommen zweifle, und der wochenlang nach ihrem Begräbniß sein Gesicht verdüsterte. Er war damals neun Jahre alt, ein gedankenvoller, verständiger Knabe, der nicht gern über den Verlust sprach, dem man es jedoch ansah, daß ihm ein tiefer Kummer am Herzen nage. Wer könnte sich nicht vorstellen, was Worte nur unzulänglich wiedergeben würden, daß der Verlust einer guten Mutter, an der er mit Liebe gehangen, den fröhlichen, vertrauenden Knaben aufs tiefste erschüttern mußte; die bittere Erfahrung war wohl geeignet, die Einsamkeit des Pionierlebens noch einsamer, die mit demselben verknüpften Entbehrungen noch fühlbarer zu machen. Die Anstalten zur Beerdigung waren bald getroffen, der tiefgebeugte Witwer zimmerte mit eigener Hand den schmucklosen Sarg für seine Gattin, die unter allgemeiner Theilnahme der Nachbarn neben ihren Pflegeeltern zur Ruhe bestattet wurde.

Mehrere Monate nach dem Tode seiner Frau rief Mr. Lincoln seinen Sohn eines Abends zu sich und sagte: „Abe, du sollst einen Brief für mich schreiben und dem Pfarrer Elkins eine Botschaft ausrichten! Du bist nun zehn Jahre alt und so geschickt mit der Feder, daß dir dies keine Schwierigkeit machen kann.“

„Wenn du mir sagen willst was ich schreiben soll, kann ich es leicht thun“, entgegnete der Knabe. „Was soll ich dem Pfarrer mitteilen.“

„Schreibe ihm, daß Mütter gestorben — er hat ihren Tod noch nicht erfahren — und bitte ihn, herzukommen und ihr eine Grabrede zu halten.“

„Wann wünschest du, daß er kommen soll?“

„Sobald er kann. Er muß es einrichten, wie es ihm am besten paßt, doch hoffe ich, er wird uns nicht allzu lange warten lassen.“



„Wie aber, wenn er inzwischen gestorben wäre?“ gab Abraham zu bedenken.

„Was bringt dich auf den Gedanken?“ versetzte Mr. Lincoln verwundert.

„Kann er nicht gerade so gut sterben, wie Mutter? Es wäre ja möglich, daß er tot ist, und wir es nicht ahnten, weiß er doch auch nicht, daß Mutter gestorben ist.“

„Möglich wäre dies allerdings“, entgegnete sein Vater, „in dessen ist es nicht wahrscheinlich, also mache dich nur gleich ans Werk.“

Nachdem Papier und Feder herbei geschafft waren, begann Mr. Lincoln den Brief zu diktieren. Er teilte dem Pfarrer die Zeit und die näheren Umstände von dem Tode seiner Frau mit und knüpfte daran die Bitte, ihn zu besuchen und der Verstorbenen zu Ehren eine Gedächtnispredigt zu halten. Darauf beschrieb er in aller Kürze seinen jetzigen Wohnort, sowie die Übersiedelung von Kentucky nach Indiana, und schloß mit einer Darlegung seiner Aussichten für die Zukunft.

„Jetzt lies mir den Brief vor“, sagte Mr. Lincoln, als er seine Angaben beendet, „ich möchte das Ganze im Zusammenhang hören, vielleicht fällt mir dann noch etwas ein, was ich zu erwähnen vergaß.“

Abraham erfüllte seines Vaters Wunsch, während dieser, das Bild völliger Befriedigung, dasaß und den Worten des Knaben lauschte. Es war ein erhebendes Gefühl für ihn, zu denken, daß er seinem Sohne die zur Abfassung eines Briefes erforderliche Bildung habe geben lassen, und da bisher niemand in seiner Familie es soweit gebracht, kam ihm die Ausführung dieses Schriftstückes wie ein denkwürdiges Ereignis vor.

„Siehst du, wie wertvoll es ist, schreiben zu können“, rief er, als Abraham seinen Vortrag zu Ende gebracht, mit kaum unterdrücktem Stolze aus, „Und wenn das Lernen zehnmal sovieler Anstrengung erforderte, als es wirklich der Fall ist, wäre die Mühe doch nicht zu groß, selbst wenn man nichts weiter dadurch erreichte, als solchen Brief schreiben zu können.“

„Es macht überall keine Mühe, schreiben zu lernen, Vater“, versetzte Abraham lächelnd, „aber wenn es auch noch einmal so



viele Anstrengung kostete, wollte ich mich doch lieber ein wenig plagen, als aufs Schreiben-lernen verzichten.“

„Dir würde keine Wahl geblieben sein, hättest du dich so unstät umhertreiben müssen, wie es mein Loos als Knabe war“, entgegnete Mr. Lincoln; „aber da ich aus Erfahrung weiß, welch ein Übelstand es ist, weder lesen noch schreiben zu können, habe ich guten Grund zu behaupten, daß deine Gewandtheit in beiden Künsten mehr wert ist, als der Besitz der besten Farm.“

„Ich werde jedenfalls noch einmal bessere Briefe schreiben, als diesen“; versicherte Abraham mit Nachdruck, „wie lange wird es ungefähr dauern, bis Pfarrer Elkins ihn erhält?“

„Das ist schwer zu sagen, doch wird er mit der Zeit in des Pfarrers Hände gelangen und ich hoffe, unser alter Freund wird meine Bitte bald erfüllen.“

„Vielleicht unternimmt er nicht gern solche lange Reise“, warf Abraham zaghaft ein.

„Das steht nicht zu befürchten; er wohnt so nahe an der Grenze von Indiana, daß er nur einen Weg von fünfundsiebzig (engl.) Meilen zu machen hat, und derartige Entfernungen legt er oft zurück.“

Der Brief wurde befördert und Abraham brannte vor Ungeduld, zu erfahren, ob sein Schreiben den ersehnten Erfolg haben würde; nicht allein seinem Vater, auch ihm schien die Abfassung des ersten Briefes ein wichtiges Ereignis, und immer wieder tauchte die Frage in ihm auf, ob der hochverehrte Seelsorger ihn erhalten werde.

Mr. Lincoln war zu stolz auf seines Sohnes Leistung, als daß er sie den Nachbarn gegenüber nicht hätte preisen sollen, und seine Freunde stimmten von ganzem Herzen in des Knaben Lob ein. Daß er im Alter von zehn Jahren solchen Brief geschrieben, kam ihnen als etwas Außerordentliches vor, da kaum der vierte Teil der Erwachsenen in jener Gegend sich einer ähnlichen Aufgabe hätte unterziehen können und dieser Umstand Abrahams Befähigung in ein desto helleres Licht stellte. Die Kunde seiner Geschicklichkeit drang in weite Kreise und hatte zur Folge, daß die Nachbarn sich häufig mit der Bitte an ihn wandten, einen oder den andern Brief für sie zu schreiben, ein Gesuch, das Abraham

um so freudiger erfüllte, als einer seiner hervorragenden Charakterzüge in der Bereitwilligkeit bestand, anderen mit seiner Hilfe beizustehen. Inbezug auf das Brieffschreiben war diese hochherzige Gemütsanlage mit keinerlei Opfer seinerseits verknüpft, im Gegenteil machte es ihm Vergnügen, derartige Schriftstücke abzufassen, und die Nachbarn waren froh, den in der Ferne lebenden Gliedern ihrer Familie durch seine Vermittelung Nachricht geben zu können.

Das an Pfarrer Elkins gerichtete Schreiben kam demselben nach längerer Irrfahrt endlich in die Hände und der würdige Herr, der sich zur Zeit in Kentucky aufhielt, benutzte die erste passende Gelegenheit, seine alten Freunde aufzusuchen. Freilich waren inzwischen drei Monate verstrichen und Abraham hegte schon leise Furcht, sein Brief sei verloren gegangen, da der ersehnte Gast noch immer nicht eingetroffen. Eines Tages jedoch, als der Knabe in kurzer Entfernung von der Hütte weilte, sah er plötzlich aus dem Waldesdickicht einen Reiter auftauchen und — o Wonne! wer sollte es sein, als Pfarrer Elkins in eigener Person auf seinem wohlbekannten, alten Braunen.

„Sieh da, Abe, bist du es?“ rief der Prediger ihm freundlich entgegen. „Bin ich denn schon so nahe bei eurem Hause?“

„Ja, ganz nahe, Herr Pfarrer, haben Sie meinen Brief erhalten?“

„Deinen Brief?“ rief dieser verwundert aus. „Ich habe deines Vaters Zeilen empfangen.“

Abraham hatte vergessen, daß er in seines Vaters Namen geschrieben und entgegnete deshalb berichtigend: „Den habe ich geschrieben — wissen Sie nicht, daß Vater nicht schreiben kann?“

„Ganz recht, ich erinnere mich dessen. Nun, wenn du den Brief geschrieben, brauchst du dich deiner Leistung nicht zu schämen, mein Junge.“

Während dieser Unterhaltung hatten sie ihren Weg fortgesetzt und sich der Hütte genähert, ohne daß der Pfarrer, dessen Blick wohlwollend auf dem neben ihm herschreitenden Knaben ruhte, es bemerkte.

„Dort ist unser Haus!“ rief Abraham aus, sobald er denselben ansichtig wurde, „hier wohnen wir.“

„Das ist ein hübscher Ort“, entgegnete umherblickend der Pfarrer, „und ich glaube, dort sehe ich deinen Vater; mich hat recht darnach verlangt, ihn zu begrüßen.“

Sie näherten sich Mr. Lincoln, der freudig überrascht den Geistlichen mit großer Herzlichkeit bewillkommte. „Sie finden mich in vereinsamter Lebensstellung“, hub er nach der ersten Begrüßung an, „der Tod hat eine große Lücke in meine Familie gerissen.“

„Ja, mein Freund, Sie müssen die Oede aufs schmerzlichste empfinden“, versetzte der Seelsorger voll tiefen Mitgeföhles. „Ich kann nur zu gut verstehen, wie herbe ihr Verlust ist, doch Sie wissen auch, ‚Wen der Herr lieb hat, den züchtigt Er‘.“

Mr. Lincoln nickte zustimmend mit dem Kopfe und fuhr fort:

„Lassen Sie mich Ihnen gleich sagen, es ist mein sehnlicher Wunsch, daß Sie während Ihres Aufenthaltes der Verstorbenen zu Ehren eine Predigt halten. Sie haben meine Frau so gut gekannt und bleiben doch gewiß den Sonntag über bei uns, — heute ist Mittwoch.“

„Gewiß, so lange will ich bleiben, wenn ich auch nicht säumen darf, meines Herrn Werk zu thun.“

„Sie arbeiten im Dienste des Herrn, wenn sie hierbleiben und die erbetene Ansprache halten“, versicherte Mr. Lincoln, „Sie können dadurch sehr viel Gutes stiften.“

„Daran zweifle ich nicht und bleibe obendrein gerne, denn wenn irgendjemand eine Gedächtnisrede verdient hat, so ist es Ihre verstorbene Frau. Wo aber soll ich die Predigt halten?“

„An ihrem Grabe. Ich habe mir das schon seit langer Zeit ausgedacht, und wenn wir die Nachbarn davon in Kenntniß setzen, wird sich eine große Versammlung einfinden. Sie haben alle viel von ihr gehalten.“

Der Pfarrer ging bereitwillig auf Mr. Lincolns Wunsch ein; man traf die nötigen Vorbereitungen zu dem feierlichen Gottesdienste und benachrichtigte alle Ansiedler im Umkreis von zwölf bis fünfzehn Meilen von dem in Aussicht stehenden Ereigniß.

Die Zwischenzeit benutzte der Pfarrer größtenteils zu seelsorgerischer Thätigkeit, er hatte nicht nur manch ernstes Gespräch mit Thomas Lincoln, sondern besuchte auch mehrere Nachbarn, die seines geistlichen Rates und Beistandes bedurften. Daneben fesselte

Abraham sein besonderes Interesse; der Knabe hatte sich, seitdem er Kentucky verlassen, sehr schnell entwickelt und verriet in allem was er sprach eine Frühreise, die wohl geeignet war, die Aufmerksamkeit des menschenfreundlichen Geistlichen zu erregen.

Endlich brach der Sabbat an, ein sonnenheller, schöner Tag. Von weit und breit kamen die Ansiedler samt ihren Familien, sogar mit Einschluß der schwachen Greise und hilflosen Säuglinge, auf Karren, Pferden und zu Fuß daher, um dem Gottesdienste beizuwohnen. Der Vorzug einer gemeinschaftlichen Andachtsübung wurde ihnen nur zuteil, wenn gelegentlich Pionierprediger in die Gegend kamen, und da dies nicht allzu häufig geschah, sahen sie dem Genuß immer mit Wonne entgegen und bezeugten ihr inniges Interesse durch rege Beteiligung an den Zusammenkünften; in diesem Falle aber verlieh der Anlaß der Predigt dem Gottesdienste noch besonderen Reiz.

Der Pfarrer Elkins war ein Mann von aufrichtig frommer Sinnesart, und wenn seine eindringlichen Reden schon für gewöhnlich das Herz der Hörer ergriffen, so übten die bei dieser Gelegenheit gesprochenen Worte noch tiefere Wirkung; da sie eine ungewöhnliche Wärme der Empfindung bekundeten. Von den Anwesenden hatte ihn außer der Lincolnschen Familie noch niemand predigen hören, doch waren alle von seinem Vortrag entzückt und fand man die hohe Verehrung, welche er dem Andenken der Verstorbeneu zollte, durchaus angemessen. Niemand war der Ansicht, daß er ihre Verdienste über die Gebühr gepriesen habe, im Gegenteil sprach sich die allgemeine Ansicht in der Bemerkung eines Mannes aus, der versicherte, „was der Herr Pfarrer auch zu ihrem Lobe gesagt hat, er kann sie doch nie zuviel rühmen.“

Abraham lauschte der Rede mit gespanntem Interesse, sie rief ihm die zarte Liebe und Sorgfalt seiner Mutter so lebhaft ins Gedächtnis zurück, daß es ihm war, als durchlebe er die traurige Stunde der Beerdigung aufs neue; lag doch die stille Gestalt wenige Schritte von ihm unter dem grünen Hügel, der ihn gar schmerzlich an die Größe seines Verlustes gemahnte. Indessen ließ er sich nicht so völlig von seiner Empfindung beherrschen, daß er nicht aufmerksam den Gedankengang der Predigt verfolgt hätte. An eigenes Denken gewöhnt, war es ihm allmählig zur zweiten



Natur geworden, alles was er vernahm, bei sich zu erwägen und im Geiste zu verarbeiten. Einige Jahre später unterzog er die Predigten, die er gehört, einer eingehenden Kritik und rief dadurch oft große Heiterkeit unter den Freunden hervor, denen er seine Ansichten mittheilte. In diesen rückhaltlosen Äußerungen trat seine geistige Regsamkeit und Urteilskraft am sichtbarsten zutage und verriet seine Frühreife sich am auffallendsten.

Übrigens war er zu jener Zeit ein ebenso aufmerksamer Zuhörer bei den Gesprächen der Nachbarn, wie bei den gelegentlichen Predigten, und nichts konnte ihn mehr verdrießen, als wenn die Leute in ihrer Unwissenheit sich unklar ausdrückten und er sie nicht verstehen konnte. Sein reger Geist mühte sich ab, in jeden Gegenstand der Unterhaltung einzudringen und ihn zu bewältigen, und als er in Besitz von mehreren Büchern gelangte, folgte er demselben Drange, indem er sich gerne gegen Freunde über ihren Inhalt aussprach und seinen eigenen Ansichten unumwunden Ausdruck ließ.

Im Gegensatz zur Mehrzahl der Knaben, konnte er sich nie damit begnügen, ein Buch als zuverlässig anzuerkennen, weil es dem Urtheile anderer nach zuverlässig sein sollte. Er dachte nach, er überlegte, er folgerte, und unter dieser Übung entwickelten seine Geisteskräfte sich schneller, als es selbst bei regelmäßigem Schulbesuche möglich gewesen wäre.

Wenn wir vorhin erwähnten, daß Abraham des Pfarrers besonderes Interesse erregte, so müssen wir hier in Kürze einiges über die Pionierprediger hinzufügen, damit der Leser ermessen könne, welchen Einfluß diese Männer auf des Knaben Charakter übten.

Gab es unter ihnen auch einige reichbegabte Leute, waren sie doch im allgemeinen weder gelehrt, noch überhaupt gebildet. Nur äußerst wenige von ihnen hatten theologische Studien betrieben, einzelne waren sogar niemals in eine Schule gegangen, indessen hielten sie sich zur Verkündigung des Evangeliums berufen und folgten der inneren Überzeugung mit gewissenhafter Treue und Hingebung. Ein fortwährendes Wanderleben führend, hatten sie oft Tag für Tag zu predigen und sich während des Mittes von einem Ort zum andern auf die Rede vorzubereiten, weßwegen sie ihre äußerst kleine Bibliothek in den Satteltaschen mit sich herum-



führten. Wo die einbrechende Dunkelheit sie überfiel, da machten sie Halt, selbst wenn es meilenweit von irgendeiner menschlichen Wohnung entfernt war und ihnen keine andere Lagerstatt als der harte Erdboden und kein anderes Dach als das hohe Himmelsgewölbe zugebote stand. Trotz aller Anstrengungen und Entbehrungen, die ihr Beruf in sich schloß, übten sie denselben aus, ohne dafür bezahlt zu werden, konnten sich deswegen oft nur ärmlich kleiden und kärglich nähren, doch die Liebe zum Herrn trieb sie, um Seinetwillen das Evangelium zu verkündigen. Wir entnehmen Milburns Mitteilungen die Schilderung zweier solcher Pionierseelsorger, die als Typen der ganzen Klasse gelten können, und werden damit nicht verfehlen eine deutliche Vorstellung ihres segensreichen Wirkens zu geben.

„Einer dieser das ganze nordwestliche Territorium bereisenden Prediger, ein großer, schlanker, feiner Mann mit einnehmenden Zügen und ausdrucksvollen Augen, der von allen, mit denen er als Seelsorger in Berührung kam, innig verehrt wurde, erhielt von einem Großgrundbesitzer eine Schenkungsurkunde über dreihundertundzwanzig Morgen Landes. Der Geistliche war sehr arm; es hatte Zeiten gegeben, wo er kaum mit dem Nötigen versehen worden um, Leib und Seele zusammenzuhalten, indessen arbeitete er unverdrossen fort und seine Thätigkeit gereichte vielen zum Segen. Er schien sich über das Geschenk sehr zu freuen und machte sich dankerfüllt auf die Weiterreise. Nach drei Monaten jedoch kehrte er zurück und als sein Wohlthäter ihm in der Haushüre entgegentrat, sagte er zu ihm: „Lieber Herr, ich bin gekommen, Ihnen Ihre Schenkungsurkunde zurückzugeben.“

„Warum denn?“ fragte überrascht sein Gönner. „Hat sich etwa bei der Abfassung ein Formfehler eingeschlichen?“

„Nein.“

„Ist es kein guter Boden?“

„Er steht dem besten in Amerika nicht nach.“

„Ungefunde Gegend?“

„So gesund, wie möglich.“

„Glauben Sie vielleicht gar, daß mein Geschenk mich reut?“

„Ich habe nicht den leisesten Grund, an Ihrem Edelmut zu zweifeln.“

„Nun, warum behalten Sie es denn nicht?“

„Ei, sehen Sie, mein Herr“, erwiderte der Geistliche, „Sie wissen, daß ich gern sänge und hier in meinem Lieberbuch steht eine Hymne, deren Gesang mich mehr erquickt als irgend etwas anderes. Seit ich zuletzt hier war, konnte ich das Lied nicht mehr mit ganzer Seele singen, denn es heißt in demselben:

,Kein Fleckchen Landes nenn' ich mein,  
Im dichten Wald kein Häuschen klein,  
Ein armer Pilgersmann  
Rast ich in Zelten hier und dort  
Und wandre froh von Ort zu Ort,  
Bis ich mein Kanaan find.  
Da ist mein Haus und schönster Teil,  
Mein Schatz und meiner Seele Heil,  
Die ewge Heimat mein!

„Nehmen Sie Ihre Schenkungsurkunde zurück“, setzte er hinzu, „ich will lieber dies Lied mit reinem Gewissen singen, als ganz Amerika mein eigen nennen.“

Von einem andern Pionierprediger wird uns berichtet, er sei seinem Berufe mit solchem Eifer nachgegangen, daß er weder vor Hunger noch vor Blöße zurückbebt. Er hatte mehr vom Gelehrten an sich, als die meisten seiner Amtsbrüder in jenem Teile des Landes, und blieb in den Jägerhäuschen, wo er eingekehrt, oft die halben Nächte auf, um zu studieren. Diese Hütten waren ungefähr vierzehn Fuß breit und zwölf Fuß tief und mußten der ganzen, zuweilen mit zehn bis zwölf Kindern gesegneten Familie genügen, ja auch Hühner und Küchlein wurden mit ins Haus genommen, um sie vor den Nachstellungen der zahlreichen kleinen Raubtiere in Sicherheit zu bringen. Nachdem die Familie sich zur Ruhe begeben, pflegte er eine knorrige Tannenwurzel anzuzünden und sie in der Ecke des großen Herdes aufstellend, legte er sich platt auf den Bauch in die Asche und studierte bis tief in die Nacht hinein. Es kam nicht selten vor, daß er kahle, frostige Bergwände zur Lagerstätte benutzen mußte, wo das Geheul der Wölfe als schauriger Nachtgesang an sein Ohr schlug. Ab und an war er so glücklich, einen hohlen Baumstamm anzutreffen, in dessen Öffnung er seinen Leib hineinzwängte und der ihm behaglichen Schutz gegen Regen und Frost bot.

Als er eines Tages in einer Jägerhütte mit der Familie beim Mittagessen sitzt, werden sie durch herzerreißendes Angstgeschrei vor der Hausthüre aufgeschreckt und hinausgehend sehen sie, wie eine große, wilde Rabe das jüngste Kind von dannen schleppt. Der Prediger reißt eine Flinte von der Wand, läßt prüfend das Auge über den Lauf gleiten, zielt und feuert ab. Sein Schuß trifft sicher, doch ach, zu spät — das Kind ist tot, von dem wütenden Raubtier zerfleischt.

In demselben Jahre hatte er einen Kampf mit einem Bären zu bestehen, aus dem er als Sieger hervorging, da sein Messer gerade in die Brust des Tieres drang, als es seine Taten zur tödlichen Umarmung ausstreckte.

Oft mußte er im Winter durch übergetretene Flüsse schwimmen und seine Kleider glitzerten dann im hellen, frostigen Sonnenschein gleich einer schimmernden Stahlrüstung, deren bloßer Anblick wie ein Hauch des Todes berührte. Während jener zwölf Monate legte er inmitten solcher Szenen viertausend Meilen teils zu Fuß, teils zu Pferde zurück, hielt vierhundert Predigten und fand, da er beim Jahresluß seine aus baumwollenen Socken, wollenen Unterhemden, baumwollenen Hemden und etwas kleiner Münze bestehende Einnahme überzählte, daß sein Gehalt sich auf zwölf Dollars und zehn Cents belaufen habe.

Deffnungsgachtet arbeitete er beharrlich weiter, nahm zu an Kenntnissen und Einfluß, wurde Doktor der Theologie und schließlich Präsident einer Hochschule; sein Name Henry Wibleman Bascom ist in den Annalen der Geschichte verzeichnet.

Solcher Art Leute waren die Pionierprediger des Westens, sie besaßen echte Frömmigkeit, hehren Glauben, feurigen Dienstfeifer, unerschütterliche Seelenstärke und einen praktischen Sinn, Eigenschaften, die sie befähigten, im Dienste des Herrn Großes zu leisten.

Waren die Prediger, deren Vorträgen Abraham Lincoln als Knabe lauschte, auch keine von den eben geschilderten sogenannten „rundreisenden Geistlichen“, trug ihre seelsorgerische Thätigkeit doch einen ähnlichen Charakter, wie die der wandernden Amtsgenossen. Es waren Geistliche, die zehn bis zwanzig Meilen von der Lin-

colnischen Hütte entfernt wohnten und gelegentlich hie und da in der Umgegend predigten. In den ersten Jahren des Aufenthaltes in Indiana besuchte Abraham die Gottesdienste, die ein gewisser Jeremias Cash leitete und faßte bald großes Interesse für denselben. Später predigten John Richardson und Young Lamar abwechselnd in Mr. Lincolns oder eines Nachbars, Hütte und wurde die Versammlung zu groß, um in den Blockhäusern Unterkunft zu finden, hielt man den Gottesdienst, wie bei der Gedächtnispredigt, unter freiem Himmel ab.

Schlicht und unregelmäßig wie diese gemeinsamen Andachtsübungen waren, machten sie den ganzen Umfang kirchlichen Einflusses aus, dessen Abraham sich im Knaben- und Jünglingsalter erfreute, ließen aber nichtsdestoweniger unauslöschliche Eindrücke in seinem Gemüte zurück und riefen unvergängliche Empfindungen in seiner Seele wach. Er hatte der ungeschulten Beredsamkeit dieser Pionierprediger vieles zu danken, da ihre echte Frömmigkeit sie trieb, mit Treue und Gewissenhaftigkeit furchtlos die Wahrheit zu verkünden und dieser Einfluß nicht am wenigsten beitrug, ihn zum berühmten Manne zu machen.

---

## Siebentes Kapitel.

### Hellere Stunden.

---

Abraham empfand die große Veränderung, welche der Tod in seines Vaters Haus gebracht hatte, aufs bitterste, und seine Gedanken beschäftigten sich wochenlang fast ausschließlich mit dem Verlust, der ihn betroffen. Vielleicht würde die tiefe Niedergeschlagenheit und der Kummer noch länger angehalten haben, wäre ihm nicht ein unverhoffter Segen in Gestalt eines Buches zuteil geworden. Sein Vater hatte bei ferne wohnenden Bekannten „Die Pilgerreise“ von Bunyan gesehen und für Abraham entliehen, denn er hoffte, die anregende Lektüre würde ihn zerstreuen und seinen Geist mit neuen Eindrücken füllen.

„Sieh her, Abe, was ich gefunden habe“, rief er, das Buch aus der Tasche ziehend, bei seiner Heimkehr dem Knaben entgegen. „Ich sah dies Buch zufällig bei Piersons liegen und habe es für dich geborgt.“

Abraham streckte voller Verlangen die Hand nach dem Schätze aus und schnellen Blickes den Titel überfliegend las er, „Die Pilgerreise“.

„Das ist gewiß eine hübsche Erzählung“, fügte er den Band durchblättern hinzu.

„Es ist ein berühmtes Werk“, entgegnete sein Vater, „wenigstens hörte ich vor Jahren viel darüber sprechen; ich selbst habe es nie kennen gelernt, doch möchte ich, daß du mir den Inhalt erzählst, wenn du das Buch durchgelesen hast. Nach dem, was man mir über dasselbe mitgeteilt, wird es dir gewiß gefallen.“



„Das hoffe ich auch“, gab Abraham zur Antwort und machte sich sofort ans Lesen.

Er hatte sich in seiner Voraussetzung nicht getäuscht; das Buch erwies sich fesselnder, als er vermutet, was um so begreiflicher, als es das erste war, das ihm außer den drei früher erwähnten in die Hände fiel. Sobald er es zu Ende gelesen, fing er wieder von vorne an, brachte es aber diesmal kaum bis zur Hälfte, als er ein anderes Buch erhielt, das ihn außerordentlich ansprach. Es waren Aesops Fabeln, die man ihm in der wohlwollenden Absicht geschenkt, seine Gedanken in andere Bahnen zu lenken und seinen Kummer etwas zu beschwichtigen.

Er las die Fabeln wieder und immer wieder, bis er fast den ganzen Inhalt des Buches auswendig mußte. Die Erzählungen prägten sich dem Gedächtniß leicht ein und die in ihnen enthaltenen Morallehren erregten sein Interesse in um so höherem Grade, als das tägliche Leben ihm vielfach Gelegenheit bot, sie praktisch anzuwenden. Vielleicht legte die in früher Jugend gewonnene genaue Kenntniß dieses Buches in ihm den Grund zu jener Gewandtheit im Einschalten passender Erzählungen, durch die er sich im späteren Leben auszeichnete.

Im Besiß neuer fesselnder Bücher war es nicht zu verwundern, daß Abraham sein Tagewerk vernachlässigte. Sein Vater wurde bald gewahr, daß Aesop größere Anziehungskraft für ihn besaß, als Axt und Hacke, doch wollte er den Zauber, der den Knaben bestrickte, nicht eher brechen, bis er zu fürchten begann, die Bücher möchten ihn träge machen.

„Komm, Abe“, lautete seine sanfte Ermahnung, „du mußt deine Arbeit nicht vernachlässigen, wir haben viel zu thun und die Bücher dürfen uns nicht aufhalten.“

„Gleich“, entgegnete der Angeredete, der sich schwer entschließen konnte, die interessante Lektüre aufzugeben.

„Das Zaudern, einem Spiele oder Buche den Rücken zu wenden, wenn es Zeit ist an die Arbeit zu gehen, legt den Grund zur Faulheit“, fuhr der Vater fort. „Sommersfort studiert und nicht gearbeitet, ist gerade so schlimm, wie immersfort gearbeitet und nicht studiert.“

„Nur noch einen Augenblick, dann komme ich“, erwiderte

Abraham, der in seine Erzählung vertieft, kaum wußte, was er sprach.

„Das muß aber ein sehr kurzer Augenblick sein“, gab sein Vater im Tone verletzter Autorität zurück.

„Ich werde nachher desto fleißiger schaffen, um das Versäumte nachzuholen“, entgegnete Abraham, ohne die Augen vom Buche zu erheben.

„Das ist mir denn doch sehr zweifelhaft. Ich fürchte deine Gedanken werden nicht bei der Arbeit sein; also lege geschwind das Buch nieder und folge mir.“

Mit sichtlicher Unlust gehorchte Abraham dem Befehle des Vaters.

„Brave Kinder folgen ohne Zaudern“, erklärte Mr. Lincoln, „man braucht sie nicht wie das unverständige Vieh zu treiben.“

„Ich wollte nur noch ein paar Sätze lesen“, entgegnete Abraham zu seiner Entschuldigung.

„Und ich wollte, daß du dies nicht solltest“, rief sein Vater erzürnt aus. „Ich weiß was zu deinem Besten dient, und wenn es auch mein Wunsch und Wille ist, daß du liesest und schreibst, mußt du doch arbeiten, wenn die Pflicht dich ruft.“

Solcher Ungehorsam war dem Vater etwas völlig Neues, und Abraham selbst ließ sich nicht träumen, daß er Widerspruchsgeist zeigte; die Bücher übten einen zu bestrickenden Zauber auf ihn, als daß er sich demselben hätte entziehen können und wenn er in seine Lektüre versenkt war, vergaß er alles andere.

Wir dürfen bei dieser Gelegenheit nicht verhehlen, daß auch des Knaben Schreibübungen Mr. Lincoln manchen Verdruß bereitet hatten, denn überall, wo derselbe eine glatte Fläche fand, kritzelte er mit Kreide oder verkohlten Holzstöcken Buchstaben darauf hin und nur der väterliche Stolz auf die Leistungsfähigkeit des Sohnes verhütete, daß dieser Schreiberei ein Ziel gesetzt wurde. Wenn übrigens Mr. Lincoln fürchtete, daß allzu eifriges Lesen seinen Sohn träge machen dürfte, so war er nicht der einzige, der diese Besorgnis hegte; man machte Abraham oft den Vorwurf, daß er „faul“ sei und diese Beschuldigung wurde um so häufiger gegen ihn erhoben, je mehr er mit zunehmendem Alter regen Wissensdurst und unbezwingliche Leselust verriet. Dennis Hanks

sagte von seinem Vetter: „Abe war träge, sehr träge. Er that nichts als lesen, schreiben, rechnen, Gedichte machen und derlei Dinge mehr.“ Ein gewisser John Romine erklärt in ähnlicher Weise, „Abraham war schrecklich faul! Er arbeitete für mich, hatte aber immer zu lesen und nachzudenken, das machte mich oftmals ganz rasend. Er sollte das Futter vom Felde holen; statt dessen verlachte und verschwagte er die ganze Zeit, riß Witze und erzählte Geschichten. Die Arbeit machte ihm keine Freude, desto mehr Wert legte er auf seinen Lohn. Ich beschäftigte ihn häufig, doch immer nur auf ein paar Tage hintereinander. Einmal sagte er zu mir, sein Vater habe ihn wohl arbeiten gelehrt, ihm jedoch keine Liebe zur Arbeit eingesflößt.“ Mrs. Crawford, für deren Mann Abraham Dienstleistungen verrichtete und in deren Hütte er zuweilen Geschichten vorlas und erzählte, sagt über ihn: „Abe hatte nicht mehr Lust zur Arbeit, wie der Dieb zum Hängen.“ Dessenungeachtet aber konnte Mr. Crawford keinen Arbeiter finden, der ihm besser zugesagt hätte als Abraham, trotzdem dieser erst fünfzehn Jahre alt war.

Dieser eine Umstand schon erhellt zur Genüge, daß die Beschuldigung der Trägheit, die sogar einzelne Biographen stark betont haben, aller Begründung entbehrt; sehen wir doch nur zu häufig, daß Leute, die selbst schwere Arbeit verrichten, die Leistungen anderer ausschließlich nach den eigenen bemessen. Wer nicht den Acker bestellt oder den Schmiedehammer schwingt, muß ihrer Meinung nach träge und arbeitscheu sein, und sollten ihre Kinder eine Vorliebe für geistige Beschäftigungen haben, wird sie gewiß der Vorwurf treffen, daß sie faul sind. Das war zu Abrahams Knabenzeit nicht anders. Von unbezähmbarem Wissensdrange befeelt, benutzte er jeden freien Augenblick, seine Kenntnisse durch Lesen zu erweitern, — vergaß darüber aber mehrfach die zur schweren Arbeit festgesetzte Zeit und lud manchen Tadel auf sich. Wenn man ihn deswegen träge gescholten hat, so liegt es auf der Hand, daß seine Umgebung kein Verständnis für den Knaben hatte. Es war in der That keine träge Ader in ihm, denn er benutzte nicht bloß jede Mußestunde zum Lesen und Lernen, sondern saß sogar halbe Nächte auf, um schwierige Rechenaufgaben zu lösen. Beschäftigte er sich auch lieber mit seinen Büchern, als mit

Holzhausen oder Pflügen, war er doch ein so tüchtiger Arbeiter, daß die Farmer ihn schon mit vierzehn oder fünfzehn Jahren vorzugsweise gern in Tagelohn nahmen. Trotz seiner Jugend haute er mehr Holz, konnte er größere Blöcke heben und „mehr Futter heimholen“, als die Hälfte der Männer, die ihn zu diesen Dienstleistungen verwandten. Wohl ist es wahr, daß Abraham sich, nachdem der Schmied John Baldwin in der Nachbarschaft ansässig geworden, oftmals in die Schmiede stahl, um dessen Geschichten zu lauschen. John war ein großer Kinderfreund und besaß ungewöhnliches Erzählertalent, Vorzüge, die einen so frühreifen Knaben ganz besonders anziehen mußten, da es ihm sonst an geistiger Anregung und Unterhaltung gebrach. Die Geschichten und Lebenserfahrungen des Schmiedes füllten seine Phantasie mit neuen Bildern und gaben ihm Stoff zum Denken — was Wunder also, daß er oft und gerne bei dem lustigen Sohne Wulkans neben der Esse weilte, und daß der rußige Geselle ihm ein williges Ohr lieh, als er später selbst anfang, Geschichten zu erzählen. Einen Beweis für seine Trägheit aber können wir in diesen Besuchen nicht sehen, im Gegenteil brauchen wir sie nur mit seinem übrigen Thun zusammenzuhalten und uns daneben zu erinnern, daß Abraham Lincoln bis zum letzten Lebenstage einer der rastlosesten Arbeiter gewesen, der oft fünfzehn, sechzehn, ja achtzehn Stunden thätig war — so erscheint uns die Behauptung als eine völlig unbegründete Verleumdung, die aber in der Unwissenheit der Tadler ihre Entschuldigung findet.

Bei der Erwähnung von Abrahams Büchern sei hier noch bemerkt, daß er im Laufe der beiden nächsten Jahre außer Aesops Fabeln zwei andere Bücher zu lesen Gelegenheit hatte, nämlich Washingtons Leben von Ramsay und Robinson Crusoe.

Durch Dennis Hanks auf das erstere verwiesen, säumte Abraham nicht, die Lebensbeschreibung zu entleihen. Er wußte, daß Washington der „Vater seines Landes“ genannt wurde und daß er im amerikanischen Freiheitskriege der Höchstkommandierende der Armee gewesen war, außerdem hatte aber auch sein Großvater sich an jenem Kriege beteiligt, und diese Erinnerung erhöhte das Interesse für das Leben des berühmten Mannes. Er las die Biographie ein-, zwei-, ja dreimal und besprach die Einzelheiten mit

seinem Vater und Dennis, die durch Abraham mehr über Washington und seine Zeit erfuhren, als ihnen je vorher bekannt gewesen war.

In gleicher Weise gewährte ihm das Lesen von Robinson Crusoe hohen Genuß; die Abenteuer des Helden versetzten seinen lebhaften Geist in solche Spannung, daß er kaum Worte finden konnte, seiner Bewunderung Ausdruck zu leihen.

---



## Achtes Kapitel.

### Die neue Mutter und die Schule.

---

Mr. Lincoln blieb bis zum Dezember des Jahres 1819 Witwer und während dieser Zeit hatte seine Tochter Sarah den Haushalt zu besorgen. Abraham, von Natur sehr praktisch, leistete der Schwester mancherlei Handreichungen und erlangte dadurch in häuslichen Arbeiten solche Gewandtheit, daß ihm wenige Jahre später von den Frauen seiner verschiedenen Brotherren das Zeugnis ausgestellt wurde, er sei der brauchbarste von allen Knechten, die sie je gehabt hätten. Er konnte überall mit angreifen und erbot sich immer bereitwilligst, Feuer anzumachen, Holz und Wasser herbeizuholen oder gar den Säugling zu warten. Diese Beschäftigungen waren eine gute Vorübung für spätere Zeiten, denn als er das Mannesalter erreicht hatte, befaßte er sich aufs unbefangenste mit derartigen Arbeiten, ja in Springfield (Illinois) erinnert man sich seiner, wie er bei Beginn seines Wirkens in der Öffentlichkeit „mit einem Buche in der Hand und eifrig lesend sein Kindchen am frühen Sommermorgen vor dem Hause auf- und abgefahren habe, während seine Frau das Frühstück bereitete“.

Die Geschwister thaten alles, was in ihren Kräften stand, allein sie waren der ihnen zugewiesenen Aufgabe nicht gewachsen; die Wirtschaft ließ manches zu wünschen übrig, es fehlte in der Hütte an Nettigkeit und Ordnung und die einfache Garderobe der Familie befand sich in kläglichem Zustande. Unter solchen Verhältnissen blieb dem Vater kein anderer Ausweg, er mußte sich

nach einer Frau umsehen, die den Kindern die verlorene Mutter ersetzen würde.

Als er die Sache ernstlich bei sich erwog, fielen seine Gedanken auf Sally Bush aus Elizabethtown in Kentucky, die er schon vor Jahren gerne zu seiner Gattin gemacht haben würde, wenn sie nicht einem gewissen Johnson den Vorzug gegeben hätte. Letzterer war inzwischen gestorben und seine Witve hatte sich, wie Thomas Lincoln in Erfahrung brachte, nicht wieder verheiratet; falls es ihm nun gelingen sollte, ihr Jawort zu erhalten, so hatte er die Gewißheit, eine gute Frau in seine Hütte zu führen. Von dieser Hoffnung beseelt entschloß er sich, den Versuch zu wagen. Er begab sich nach Kentucky, suchte Mrs. Johnson auf, trug ihr ohne Umschweife seine Hand an und wurde nicht zurückgewiesen. Schon am folgenden Tage fand die Hochzeit statt und gleich darauf trafen die Neuvermählten Vorbereitungen, den für damalige Zeit beträchtlichen Hausrat der Frau verladen und nach Indiana bringen zu lassen, während Mrs. Lincoln und ihre drei Kinder erster Ehe, John, Sarah und Mathilda, neben Möbeln und Betten Platz fanden und die Reise im gleichen vierspännigen Frachtwagen zurücklegten. Es war ein großer Familienzuwachs, den Thomas Lincoln durch den neuen Ehebund erhielt und die kleine Hütte reichte kaum aus, acht Personen bequem zu fassen; trotzdem erwies sich der Schritt, den er gethan, als ein äußerst segensreicher für ihn.

Abraham staunte beim Eintreffen der neuen Mutter nicht wenig über ihre Habe; er hatte nie im Leben so viele schöne Möbel gesehen und konnte kaum glauben, daß die väterliche Hütte hinfort mit „Bureau, Kleiderschrank und wirklichen Stühlen“ versehen sein sollte. Die Stiefmutter gewann sogleich das Herz des Knaben; ihre stattliche Gestalt imponierte ihm ebenso sehr wie der Hausrat, den sie mitgebracht hatte, und die Übereinstimmung, die zwischen beiden herrschte, berührte ihn aufs wohlthuendste.

Mr. Lincolns zweite Frau besaß einen höheren Bildungsgrad als die erste; sie konnte lesen und schreiben und war überhaupt in besseren Verhältnissen aufgewachsen, als Nancy Hanks. In jungen Jahren hatte ihre Schönheit allgemeine Bewunderung erregt; man hatte ihr nachgesagt, sie sei „die beste, aber auch die stolzeste ihrer Familie“, und wenn sie sich damals geschmackvoller

kleidete, auch mehr Ordnungsliebe und Klugheit verriet als die Mehrzahl ihrer Altersgenossen, so fand Thomas Lincoln gar bald heraus, daß diese Vorzüge sich nicht abgeschwächt hatten und daß er in ihr eine Frau besaß, die auf äußere Zierlichkeit und häusliches Behagen Wert legte. Eine der ersten Unternehmungen, zu denen sie ihren Mann anregte, bestand darin, daß er die Hütte mit einem Holzfußboden versehen mußte. Als dies geschehen, schickte sie ihn nach dem zwanzig bis dreißig Meilen weit entfernten einzigen Orte, wo er Fensterrahmen und Thüren bekommen konnte, um diese ihr unentbehrlich scheinenden Gegenstände zu kaufen, und nachdem die Wohnung solchergestalt verschönert, auch mit guten Möbeln und reichlichem Geschirr ausgestattet worden war, gewann sie ein so trauliches und hübsches Aussehen, wie sie nie vorher gehabt. Die binnen kürzester Zeit in dem Hause hervorgerufene Veränderung kennzeichnete Mrs. Lincoln als rege, thatkräftige Frau, der ein nicht geringer Grad von Herschertalent innewohnte.

Es war ein sonniger Tag für Abraham, als die kluge, treue Stiefmutter in die verödete Hütte einzog; verbreitete ihr Erscheinen doch ein Behagen und eine Heiterkeit, die er seit der Mutter Tode schmerzlich entbehrt hatte. Sein liebebedürftiges Gemüt schloß sich mit Innigkeit an sie an und wenn er sie mit der Herzlichkeit eines Sohnes willkommen geheißt, so brachte er ihren Kindern die Liebe eines Bruders entgegen. Die neuen Geschwister waren besser und sorgfältiger gekleidet als er, doch dauerte es nicht lange, so hatte auch seine Garderobe unter der geschickten Hand der Mutter ein netteres Aussehen gewonnen und Abraham war durchaus nicht gleichgültig gegen diesen Vorzug. Zwischen den zusammengebrachten Kindern entspann sich bald ein völlig geschwisterliches Verhältnis; Abraham hing mit warmer Zuneigung an den beiden Mädchen, deren heiteres, umgängliches Wesen ihn unwiderstehlich anzog, während sie in ihm nicht nur einen Bruder, sondern auch ein Wunderkind sahen, zu dem sie instinktmäßig emporblickten. Es war ein neuer Geist in die Hütte gezogen, der die Bewohner in eine höhere Sphäre rückte.

Dennis Hanks, der nach wie vor ein Glied der Familie blieb, giebt uns folgenden Bericht über die veränderten Verhältnisse:

„In wenigen Wochen war alles anders geworden; wenn früher Mangel am Notwendigsten herrschte, bot die Hütte jetzt den behaglichsten Aufenthalt. Mr. Lincoln's zweite Frau besaß große Energie und einen außerordentlich praktischen Verstand, sie war fleißig und sparsam, legte Wert auf Zierlichkeit und Ordnung und verstand sich prächtig auf die Behandlung der Kinder. Der junge Abe gewann bald ihr ganzes Herz und er erwiderte ihre Liebe mit einer Innigkeit, wie man sie nicht allzu oft zwischen Kindern und Eltern findet, blieb ihr auch bis zu seinem Tode aufs wärmste zugethan. Sie spornte ihn zu fleißigem Lernen an und erfüllte, wenn irgend möglich, alle seine kleinen Wünsche. Die beiderseitigen Kinder lebten in einem Einvernehmen, als seien sie rechte Geschwister. Es konnte Mrs. Lincoln nicht lange verborgen bleiben, daß Abraham ein ungewöhnlich begabter Knabe sei, und daß ihm bei richtiger Ausbildung eine glänzende Zukunft bevorstände; aus diesem Grunde that sie alles, was in ihrer Macht stand, seinen Anlagen freien Spielraum zur Entwicklung zu geben.“

Da wir gerade Dennis Hanks, Erwähnung gethan, sei hier bemerkt, daß er später eine der beiden Schwestern Johnson heiratete, während Abrahams Vetter Allen Hall die andere als Gattin heimführte. Eine Tochter von Dennis Hanks beschreibt Mrs. Lincoln in folgenden Worten: „Meine Großmutter war eine sehr große Frau, deren schöne Gesichtsfarbe und kerzengerade Haltung einen vornehmen Eindruck machten. Wie sie mir aus frühester Zeit in Erinnerung lebt, war sie sehr hübsch, voll launiger Einfälle, unterhaltend und stolz; sie trug bis in ihr Alter hinein das Haar in Locken geordnet; in ihrem Wesen zeichnete sie sich durch echte Herzensgüte, durch Wohlthätigkeitsinn und großen Fleiß aus.“

War der Besitz der neuen Mutter schon ein großer Segen für Abraham, so brachte ihm der Winter des Jahres 1819 auf 1820 noch eine andere Wohlthat, es bot sich ihm in Indiana die erste Gelegenheit eine Schule zu besuchen.

Die binnen kurzem zahlreich eingewanderten Kolonisten hatten in halbstündiger Entfernung von Mr. Lincoln's Hütte ein Blockhaus errichtet, das als Schulhaus benutzt werden sollte, sobald sich ein Lehrer für die Kinder finden würde. Es war ein niedriges Gebäude, so niedrig, daß der jüngst eingetroffene Lehrer Dorsey,



der um nichts größer war als Abraham, nur gerade aufrecht im Schulzimmer stehen konnte, und da die mit ölgetränktem Papier überklebten Fensteröffnungen dem Tageslicht gar spärlich Einlaß gewährten, so würde der Aufenthalt in dem Häuschen wenig Verlockendes gehabt haben, wäre nicht auf dem großen Herde ein hell lodernes Feuer unterhalten worden.

Von der Mutter mit einem neuen, aus halbwollnem Hemde und Buckskinhose bestehendem Anzuge ausgestattet und im Besiß eines abgenutzten Rechenbuches, das der Vater für ihn aufgetrieben hatte, trat Abraham frohen Herzens in diese Schule ein. Der Rechenunterricht fesselte sein Interesse in hohem Grade, ebenso das „Wetteifern im Buchstabieren“. Was das Lesen und Schreiben betrifft, so stand er darin, wie auch im Buchstabieren nicht hinter seinem Lehrer zurück, doch war es eine neue Erfahrung für ihn, daß die Schüler je nach den besseren Leistungen gesetzt wurden und bezeichneten die Knaben diese Einrichtung mit „hinauf- und hinunterrutschen“. Der Aussage seiner Schulgefährten nach „rutschte Abraham immer hinauf“, denn er machte niemals Fehler und war stets der erste der Klasse, außer wenn er, der eingeführten Regel zufolge, den untersten Platz einnehmen mußte, um wieder „hinauf-rutschen“ zu können. Die Freude war indessen von kurzer Dauer; schon nach wenigen Wochen wurde die Schule geschlossen und da unserm Helden nur noch zweimal in seinem Leben Gelegenheit ward, regelmäßigen Unterricht zu empfangen, so scheint es uns geraten, die mittheilungswürdigen Details seines übrigen Schullebens hier einzuflechten. Vier Jahre später — im Jahre 1823 — eröffnete ein aus der Grafschaft Spencer stammender, gewisser Andreas Crawford wiederum eine Schule in dem vorerwähnten Blockhause. Er war weitaus der gebildetste von allen Lehrern, die Abraham bis dahin gehabt und konnte für jene Zeit und Gegend sogar als eine außerlesene Kraft gelten. Daneben verstand er, sich in Respekt zu setzen und war, wie einer der Schüler sagte, „groß im Prüegeln“.

Der Besuch dieser Schule regte in Abraham den Verneifer mächtig an; er hatte jetzt einen Lehrer, der ihm geistesverwandt war und der bei vollem Verständniß für den Knaben auch zu verstehen schien, wie er am besten zu leiten sei. Unter solchen Um-



ständen war es nur natürlich, daß sich eine gegenseitige Zuneigung zwischen beiden entspann; Crawford erkannte mit klarem Blick in seinem Schüler die Anlage zu künftiger Größe und war so sehr von dieser Überzeugung durchdrungen, daß er sich nicht scheute, derselben offenen Ausdruck zu leihen.

„Abbe ist ein merkwürdiger Knabe“, sagte er eines Tages zu Mr. Lincoln, „und der beste Schüler, den ich bis jetzt gehabt habe. Er giebt sich nicht eher zufrieden, bis ihm die Aufgaben vollständig klar geworden sind und wünscht immer alles zu wissen, was anderen über den in Frage stehenden Gegenstand bekannt ist, begreift aber nicht, warum das nicht ausführbar sei.“

„Das sieht Abbe ähnlich“, entgegnete Mr. Lincoln. „Er hat eine große Vorliebe für Bücher und ich wünsche oft, er fände so viele Freude am Arbeiten wie am Lesen.“

„Es ist aber fast unmöglich, daß er beides gleich gerne haben könnte“ tröstete Crawford. „Wenn er sich mit ganzer Seele der Arbeit hingäbe, dürfte er kein so eifriger Schüler sein.“

„Schon möglich; indessen für uns Hinterwäldler ist die grobe Arbeit wichtiger als das Studieren“, erwiderte Mr. Lincoln, der nicht mit des Lehrers hellem Blick in die Zukunft schaute. „Ich gebe zu, daß Pioniere mehr wissen sollten als ich, doch brauchen sie nicht alles zu wissen.“

„Aber Abbe wird sicherlich nicht zeitlebens im Urwald bleiben“, versetzte der Lehrer; „selbst wenn er die Grafschaft Spencer nicht verlasse, würde er kaum noch lange ein Hinterwäldler genannt werden dürfen. Nimmt die Einwanderung fort und fort zu wie jetzt, wird er mit 30 Jahren kein Pionierleben mehr um sich sehen. Übrigens können Sie sich darauf verlassen, daß ein so begabter Knabe sich viel höher emporarbeiten wird; er hat die nötige Befähigung und Ausdauer, um alle Hindernisse zu überwinden und dereinst etwas Bedeutendes zu leisten. Auch besitzt er ein ebenso gutes Gemüt, wie er hellen Verstand hat.“

„Ja, Abbe ist ein guter Junge“, bekräftigte sein Vater. „Natürlich läßt er sich auch gelegentlich etwas zuschulden kommen, doch macht er es einem nicht schwer, ihn zurechtzuweisen. Seine Mutter meint, er sei einzig in seiner Art.“

„Ich wurde neulich durch seine rückhaltlose Offenheit in Cr-

staunen gesetzt“, fuhr Mr. Crawford fort. „Beim Eintritt ins Schulhaus bemerkte ich, daß ein an die Hütte genageltes Bockshorn abgebrochen sei und da ich vermutete, die Knaben hätten es gethan, fragte ich, nachdem alle ihre Plätze eingenommen, wer der Thäter sei, worauf Abe prompt antwortete, er trage die Schuld.“

„Das sieht ihm gleich“, versetzte der Vater.

„Ich hatte nicht die Absicht, es herunterzureißen“, entgegnete er, „ich wollte nur sehen, ob es mich trüge. Hätte ich gedacht es könnte brechen, würde ich den Versuch nicht gemacht haben.“

„Sie können sich darauf verlassen, daß er die Wahrheit sprach“, warf sein Vater ein.

„Das bezweifle ich nicht im geringsten, doch würden nur wenige Knaben ihre Unvorsichtigkeit so schnell eingestehen. Die meisten würden sich um das Geständnis wegschieben, bis man es ihnen abränge.“

„Dem mag wohl so sein, und wenn er anders handelte hat das zum Teil seinen Grund darin, daß er kürzlich ‚Washingtons Leben‘ gelesen und aus demselben eine gute Lehre gezogen hat. Er bewunderte Washingtons Offenheit, die ihn zu dem unumwundenen Geständnis trieb, er habe den Kirschbaum mit seiner neuen Art abgehauen; er konnte gar nicht aufhören davon zu reden.“

„In diesem Falle hat er es genau so gemacht“, meinte Mr. Crawford, „und ich benutzte die Gelegenheit, den Schülern zu zeigen, wie viel edler es sei, ein begangenes Unrecht einzugestehen als es zu verheimlichen.“

„Mangel an Offenheit war niemals sein Fehler; er nimmt den verdienten Tadel ruhig hin und wälzt die Schuld nicht auf andere.“

„Das kann ich mir lebhaft vorstellen und solche Wahrheitsliebe verdient die höchste Anerkennung“, entgegnete Mr. Crawford.

Nat Grigsby, ein Schulkamerad unseres Helden aus jener Zeit, teilt uns über den Unterricht folgendes mit: „In dieser Schule wurden weder Aufsätze noch Versübungen von uns gefordert, doch Abe verstand sich freiwillig zu beiden. Zuerst schrieb er nur kurze Betrachtungen über ‚die Grausamkeit gegen Tiere‘, und brachte schließlich einen Essay desselben Inhalts zustande. Es verdroß

und schmerzte ihn, Zeuge davon zu sein, wenn wir Knaben Schildkröten fingen und ihnen glühende Kohlen auf den Rücken legten. Er pflegte uns zu schelten, uns vorzustellen, wie unrecht es sei und legte endlich sogar schriftlich Protest dagegen ein.“ Wie aus diesen Angaben ersichtlich, leistete Abrahams Lehrer dem Knaben gerade in den Übungen Vorschub, die viel zu seiner außerordentlich schnellen geistigen Entwicklung beitrugen. Mr. Crawford begnügte sich nicht damit, seinen begabten Schüler zu bewundern, er that alles, was in seinen Kräften stand, ihn zu regem Streben nach höheren Zielen anzuspornen und der so geweckte Trieb schlummerte nie wieder ein. Zeichnete Abraham sich schon durch seine Aufsätze und seine Versuche in der Reimkunst vor den Schulgefährten aus, so geschah dies in noch höherem Grade durch seine Vorträge. Er besaß ein treffliches Gedächtnis und konnte lange Abschnitte aus Büchern, die ihn interessierten, oder aus Predigten, die er gehört, hersagen, was er oftmals zur größten Unterhaltung seiner Kameraden that.“

Als er einmal, auf einem Baumstumpf stehend, seiner Rednergabe freien Lauf ließ, schleuderten seine Freunde ein Terapin mit solcher Gewalt gegen einen nahen Hornstamm, daß das arme gequetschte Tier sich am Boden wand und Abrahams ganzes Mitgefühl wachgerufen wurde. Flammenden Auges vertauschte er sofort das Thema seiner Rede mit einem Angriff auf die Tierquälerei, brandmarkte die That als unmenschlich und machte den Knaben, der sie verübt, zur Zielscheibe seines Spottes, bis dieser sich unter den geißelnden Worten fast ebenso krümmte, wie vorhin das Opfer seines gedankenlosen Wurfes.

Ein anderes Mal trat er als Beschützer eines Terapins auf, dem mehrere Knaben glühende Kohlen auf den Rücken legen wollten.

„Oh, thut es nicht“, rief Abraham in einem Tone, als fühle er die Glut auf der eigenen Haut brennen. „Es ist grausam und abscheulich von euch, das wehrlose Tier zu quälen.“

„Weshwegen machst du solch Aufheben, Abe, es ist ja nur eine Schildkröte“, entgegnete einer der Knaben, zu gleicher Zeit eine glühende Kohle auf des Tieres Rücken legend.

„Nein, das leide ich nicht“, fuhr Abraham erzürnt auf, indem

er die Kohle fortschleuderte und die Knaben zur Seite schob, „wer sich unterfängt, das Tier weiter zu quälen, hat es mit mir zu thun.“

„Du bist der weichlichste Kerl, den man sich denken kann, Abe“, spöttelte der Freund, „du thust gerade so, als ob das Te-rapin dein Bruder wäre.“

„Mag es sein was es will, so lange ich hier bin, werdet ihr ihm kein Leid mehr zufügen.“

In diesem Augenblicke trat Mr. Crawford, der den Vorgang teilweise mit angesehen hatte, aus dem Hause heraus und gab den Knaben einen derben Verweis für ihr grausames Spiel, während er Abrahams Verhalten lobte.

„Wir kommen jetzt zur Regel de Tri“, sagte Mr. Crawford eines Tages zu Abraham, „und wenn du die gelernt hast, kann ich dir nichts mehr beibringen.“

„Ist sie schwer?“ fragte der Knabe.

„Für dich nicht. Ich glaube, du wirst sie bewältigt haben, ehe dein Vater dich im Frühling zur Ackerarbeit braucht.“

„Warum heißt sie Regel de Tri?“

„Das kann ich dir nicht mit Bestimmtheit sagen. Man nennt sie auch einfache Proportionsrechnung und dieser Name ist der bezeichnendste, wie du selbst sehen wirst, wenn du dich erst ordentlich hineingearbeitet hast.“

Von seinem Lehrer aufgemuntert, machte Abraham sich an die Regel de Tri, die zu erlernen ihm größere Schwierigkeit bot, als die früheren Rechenaufgaben. Indessen ließ er sich nicht entmutigen; sein durchdringender Verstand und seine Ausdauer im Arbeiten führten ihn noch ehe er die Schule verließ zu dem erstrebten Ziele, und er benutzte später seine Mußestunden, sich im Lösen schwierigerer arithmetischer Aufgaben zu vervollkommen.

Wir müssen hier eines Vorfalles aus der eben besprochenen Schulzeit erwähnen, der einen Charakterzug illustriert, welchen man schon in der Jugend oftmals an Abraham wahrnahm. Die Beendigung des Crawfordschen Unterrichts stand nahe bevor und mehrere Knaben, unter ihnen auch Abraham, hatten gemeinsam den Heimweg angetreten, da erhob sich zwischen zweien ein Streit über das Buchstabieren eines Wortes.



„Du hast es nicht richtig buchstabiert“, sagte John sehr bestimmt.

„Du irrst dich, es war richtig“, entgegnete Daniel, „ich buchstabierte es gerade so wie Mr. Crawford, doch verstand er mich nicht.“

„Ich weiß bestimmt, daß du es nicht richtig sagtest“, beharrte John.

„Und ich weiß, daß ich es that“, erwiderte Daniel. „Du lügst, wenn du bei deiner Behauptung bleibst.“

„Unterstehe dich nicht, mich Lügner zu nennen“, brauste John auf, indem er drohend die geballte Faust empor hob. „Wenn du das Wort noch einmal aussprichst, darfst du auf ein paar tüchtige Hiebe gefaßt sein.“

„Ich kann es schon mit dir aufnehmen, du zorniger Geselle“, gab Daniel, sich ihm trotzig entgegenstellend zur Antwort.

„Komm Dan, laß es gut sein“, sagte Abraham jetzt, indem er seinen Arm um des Knaben Nacken schlang.

„Laß ihn nur herankommen“, rief John in hellem Zorn, „ich will ihn schon bezahlen; er ist ein Feigling“.

„Wozu soll das nützen?“ fiel ihm Abraham ins Wort und legte schnell den anderen Arm um Johns Schulter, so daß er trennend zwischen den beiden ergrimmtten Knaben stand; „es wäre doch nicht der Mühe wert, um solche Bagatelle zu kämpfen.“

„In meinen Augen ist es durchaus nichts so Gleichgültiges, wie du meinst“, entgegnete John. „Du würdest dich gewiß von keinem Menschen einen Lügner schelten lassen und ich dulde es auch nicht.“

„Oh ja, ich ließe es ruhig geschehen“, erwiderte Abraham, „und würde mir nichts daraus machen, wenn ich nur selbst die Überzeugung hätte, daß es nicht wahr sei.“

„Es würde sich auch keiner einfallen lassen, dich so zu nennen“, meinte John.

„Das würde inbezug auf dich auch niemand thun, wenn du nicht so überempfindlich wärest“, versicherte Abraham.

Inzwischen hatten sich die kampflustigen Gegner mehr und mehr beruhigt und Daniel vernichtete den letzten Zornesfunken, indem er ausrief: „Ich will mein unüberlegtes Wort zurück-



nehmen, John.“ Fünf Minuten später waren die beiden Knaben wieder die besten Freunde. Das rechtzeitige Dazwischentreten des „Friedensstifters“, wie Abraham oft genannt wurde, hinderte sie, sich ernstlich zu entzweien. Er konnte es nicht leiden, Uneinigkeit unter seinen Gefährten zu sehen und bot allen Scharfsinn und alle Überredungskünste auf, sie in solchen Fällen mit einander auszuföhnen. Es war dies ein hervorragender Zug seines Wesens, dem wir wieder und immer wieder in seinem Leben begegnen und der sich beim Ausbruch der Rebellion im Jahre 1861 auf so eklatante Weise zeigte, da er sich, wenn auch fruchtlos, eifrigst bemühte, die Differenzen zwischen dem Norden und dem Süden der Vereinigten Staaten gütlich beizulegen.

Crawfords Schule war zwar nur ein „Pionierinstitut“, doch ließ er es sich angelegen sein, den Schülern „Manieren“ beizubringen und setzte einen gewissen Stolz darein, sie, soweit er Kenntnis davon besaß, mit den Regeln der Etikette bekannt zu machen. Um seinen Zöglingen einen Begriff von der feinen Gesellschaft in zivilisierten Ländern zu geben, verwandelte er das Schulzimmer in einen Salon und die lernbegierige Jugend in „Herren und Damen“. Eins der Kinder mußte die Stube verlassen, um als fremder Herr oder fremde Dame wieder einzutreten, während ein anderer Zögling die Honneurs zu machen und den Besucher jedem Anwesenden vorzustellen hatte. Man denke sich Abraham, der damals im Alter von 15 Jahren nahezu sechs Fuß maß, wie er mit seinen unschönen Zügen, seinen unverhältnismäßig langen Armen und Beinen und seinem linkischen Benehmen in der Pionierkleidung diesen Anstandskursus durchmachte! Mat Griggsbys Beschreibung unseres Helden aus der damaligen Zeit lautet folgendermaßen:

„Er war lang aufgeschossen, dabei aber derb gebaut und kräftig, während seine großen Hände und Füße und die langen Arme und Beine gar nicht im Verhältnis zu Kopf und Rumpf standen. Sein Gesicht hatte eine dunkle Färbung und die Haut war schon damals gelb und runzelig. Er trug niedrige Schuhe, Buckskinhosen, ein halbwoolles Hemd und eine Pelzmütze. Die Weinkleider waren eng anschließend, reichten aber bei weiten nicht bis zu den Schuhen hinunter; es blieb ein fast zwölf Zoll hoher

Zwischenraum frei, der seine mageren blauen Waden unbedeckt ließ.“

Muß es auch ein komischer Anblick gewesen sein, diesen großen, linkischen Jungen den fein gebildeten Herrn spielen zu sehen, so hatten die Anstandsübungen doch ihr Gutes; wenigstens rühmt die Frau eines Mr. Josiah Crawford, für den Abraham später arbeitete, ihm nach, „Abbe war sehr höflich, nahm, wenn man ihm begegnete, immer den Hut ab und behielt ihn stets in der Hand, sobald er ins Haus getreten war“.

Drei Jahre nachdem er Crawfords Schule verlassen, besuchte er noch eine andere Lehranstalt, die er jedoch der großen Entfernung und des mit derselben verknüpften Zeitverlustes wegen bald aufgeben mußte. Damit endeten Abrahams Schultage, die zusammengenommen, weniger als ein Jahr ausmachten; indessen versichert David Turnham: „Abbe übertraf alle seine Lehrer an Kenntnissen, er konnte nichts mehr von ihnen profitieren.“

Indem wir dies Kapitel schließen, wollen wir noch erwähnen, daß ungefähr um diese Zeit Levi Hall, ein Verwandter von Mr. Lincoln, gleichfalls mit seiner Familie von Kentucky nach Indiana übersiedelte. Auch John Hanks, ein Vetter der verstorbenen Mrs. Lincoln kam hierher und wohnte längere Zeit bei Abrahams Vater. John war ein ganz ungebildeter Mensch, doch hatte er ein besonnenes, offenes und ehrliches Wesen, ohne auch nur einen Funken von Abrahams Wiß oder eine Spur von dessen Unbeholfenheit zu besitzen. Er hielt sich vier Jahre bei Mr. Lincoln auf, kehrte dann nach Kentucky zurück und wurde später in Illinois ansässig, wo wir ihm wieder begegnen werden.

## Neuntes Kapitel.

### Abraham entlehnt ein Buch, und was mit demselben geschieht.

„Washington ist einer der größten Männer, die je gelebt haben“, rief Abraham im Gespräch mit David Turnham begeistert aus. „Unser Vaterland hat ein Recht, stolz auf ihn zu sein!“

„Darin werden dir die Briten kaum beistimmen“, entgegnete David lachend.

„Thun sie es nicht, so hat dies seinen Grund darin, weil sie von ihm geschlagen wurden und es nicht freimütig eingestehen wollten.“

„Du bist ja sehr genau über Washington unterrichtet; woher weißt du das alles, Abe?“

„Ich habe viel über ihn gelesen und habe immer gehört, daß er die Engländer in die Flucht schlug.“

„Hast du ‚Washingtons Leben‘ gelesen?“

„Ei natürlich, schon vor langer Zeit, und Ramsay schildert ihn in der Biographie als einen der größten Männer, die je gelebt haben.“

„Ist es dieselbe Lebensbeschreibung, die Josiah Crawford auch besitzt?“

„Ich wußte nicht, daß er eine habe.“

„Ja, ich hörte neulich, wie er und Vater über das Buch sprachen, aber ich weiß den Namen des Verfassers nicht.“

„Den will ich schon herausfinden“, rief Abraham entschlossen aus und es dauerte nicht lange, so hatte er durch einen Nachbar

in Erfahrung gebracht, daß betreffende Buch sei ‚Washingtons Leben‘ von Weems. Von dem glühenden Wunsche befeelt, es kennen zu lernen, bat er seine Eltern um Erlaubnis, es borgen zu dürfen.

„Vielleicht verleiht Mr. Crawford es nicht gerne“, entgegnete die Mutter bedenklich.

„Das werde ich gleich sehen, wenn ich mein Anliegen vorbringe“, beharrte Abraham.

„Dann müßtest du ihm jedenfalls sagen, du wolltest das Buch nur unter der Bedingung mitnehmen, daß er es dir wirklich gerne leihe.“

„So darf ich es also entlehnen?“

„Wenn dir gar so viel daran liegt, ja.“

„Ich möchte es unendlich gerne lesen, Mutter, und will gleich heute Abend, wenn ich mit der Arbeit fertig bin, zu Mr. Crawford gehen.“

Die Aussicht auf die neue Lektüre erfüllte ihn mit Wonne, hegte er doch zu große Bewunderung für Washingtons Charakter, als daß ihm nicht ganz besonders daran hätte liegen sollen, alles zu erfahren, was die verschiedenen Biographen über ihn sagten. Mit Ungeduld ersehnte er die Beendigung des Tagewerkes, das er nicht kürzen durfte und dem er sich mit Fleiß und Treue unterzog; kaum war jedoch der Feierabend angebrochen, so machte er sich auf die Wanderung.

Er wurde vom Nachbar freundlich begrüßt und Mrs. Crawford meinte, „dich muß heute Abend etwas ganz Besonderes hergetrieben haben; du hast dich lange nicht bei uns sehen lassen.“

„Aber wenn Sie erfahren, was mich herführt, werde ich Ihnen vielleicht kein willkommener Besucher sein“, entgegnete Abraham zaghaft.

„Was verleitet dich zu dem Gedanken, Abe?“ fiel ihm Mr. Crawford ins Wort.

„Ich wünsche mir ein Buch zu entlehnen und weiß nicht, ob Sie es gerne verleihen würden.“

„Welches Buch meinst du?“ fragte Mr. Crawford. „Ich zweifle nicht, daß ich deinen Wunsch erfüllen kann.“

Abraham nannte das Buch und fügte zögernd hinzu, er würde

es nur unter der Bedingung nehmen, daß der Nachbar es freudigen Herzens hergäbe.

„Darüber brauchst du dir keine Sorge zu machen, Abe“, entgegnete Mr. Crawford, wenn ich es nicht gerne verliehe, würde ich kein Blatt vor den Mund nehmen; ich halte es mit den Deuten, die ihre Gedanken ohne Rückhalt aussprechen. Dir aber leihe ich das Buch mit ganz besonderem Vergnügen, denn es freut mich zu sehen, daß du gerne liest und ich wünschte von Herzen, daß alle Knaben das Verlangen trügen, ‚Washingtons Leben‘ kennen zu lernen.“

„Ich werde es sehr inacht nehmen und Ihnen unverfehrt zurückbringen“, versicherte Abraham, für den die wenigen Bände, welche er besaß, so unschätzbaren Wert hatten, daß er sich verpflichtet fühlte, ein ihm anvertrautes Buch mit größter Sorgfalt zu hüten.

„Sie wissen, ich habe nicht allzu viel Zeit zum Lesen“, fuhr er fort, „und da das Buch ziemlich dick ist, wird es vielleicht längere Zeit in Anspruch nehmen, bis ich damit fertig bin. Muß ich es Ihnen bald zurückstellen?“

„Oh nein, du liest so schnell, daß es nicht übermäßig lange dauern wird, bis du es zu Ende gelesen hast“, beruhigte Mr. Crawford. „Übereile dich nicht, ich brauche es nicht eher.“

Voll Dankbarkeit und Freude nahm Abraham das Buch und trat dann eilends den Heimweg an; er war übergelüchlich seinen Wunsch erfüllt zu sehen und setzte sich, zuhause angekommen, sofort hin, das erste Kapitel zu lesen.

„Gehe recht sorgfältig damit um“, mahnte seine Mutter „Vergiß nicht, daß es fremdes Eigentum ist.“

„Ich werde es sehr inacht nehmen“, erwiderte er, „Mr. Crawford hatte nicht das geringste Bedenken es mir zu leihen, aber gerade deswegen möchte ich um so sorgfältiger sein.“

Es waren genüpreiche Stunden für Abraham, wenn er nach des Tages Last und Mühe abends von der Arbeit ausruhen und sich an der Lektüre von ‚Washingtons Leben‘ erquicken konnte. Je weiter er in dem Buche kam, um so mehr wuchs sein Interesse für den Helden, und um so lebhafter wandten sich demselben bei Tag und bei Nacht alle Gedanken zu. Indessen traf ihn, noch



ehe er die Biographie ganz zu Ende gelesen, ein Mißgeschick, das einen Umschwung in seiner gehobenen Stimmung hervorbrachte und ihm viele unbehagliche Stunden verursachte. Des anhaltenden Sturmes und Regens halber konnten keine Feldarbeiten vorgenommen werden und es waren nur die wenigen Berrichtungen zu besorgen, die sich unter Dach und Fach fertig schaffen ließen; da gab es denn kein besseres Mittel sich den trübseligen Tag zu kürzen, als zu lesen, und erst spät am Abend trennte er sich von dem anregenden Buche, das er unglücklicherweise gerade unter einer Spalte zwischen den Baumstämmen der Hüttenwand aufbewahrte. Während der Nacht drehte sich der Wind, so daß der Regen ins Haus getrieben und das Buch völlig durchnäßt wurde. Wie groß war Abrahams Entsetzen, als er am Morgen aus seiner Schlafkammer herunterkam und sein erster Blick auf das triefende Buch fiel. „Oh weh, o weh!“ rief er mit thränenersüchteter Stimme jammernd aus, „es ist ganz und gar verdorben!“

„Wie konntest du es aber auch dorthin legen, Abe?“ versetzte die Mutter in vorwurfsvollem Tone.

„Ich dachte nicht, daß es hier hereinregnen könnte. Sieh nur, Mutter, es ist durch und durch naß — was soll ich anfangen? Wenn es sich auch trocknen läßt, kann ich es Mr. Crawford doch nicht in solchem Zustand zurückgeben, der Umschlag hat sich ganz losgelöst. Was wird er dazu sagen? — Ich habe ihm versprochen, daß ich es inacht nehmen und unverfehrt zurückbringen wolle.“

„Es ist nun einmal geschehen und läßt sich nicht ändern“, tröstete Mrs. Lincoln; „du mußt dich mit Mr. Crawford über den Schadenersatz verständigen.“

„Aber ich habe kein Geld ihm das Buch zu ersetzen und wüßte nicht, wie ich mich sonst mit ihm abfinden sollte. Er darf den Schaden nicht tragen.“

„Nein, keinesfalls; doch würde er vielleicht statt baren Geldes deine Arbeit annehmen, die für ihn den gleichen Wert haben dürfte; es wäre am besten, wenn du ihm heute Abend das Buch zeigtest und die Sache in Ordnung brächtest.“

„Ich schäme mich beinahe zu ihm zu gehen; er wird mich für einen unachtsamen Burschen halten.“

„Schäme dich nie rechtlich zu handeln, mein Sohn“, entgegnete die Mutter mit tiefem Ernst.

„Das thue ich auch nicht, Mutter; aber du kannst dir nicht vorstellen, wie peinlich es mir ist, da ich ihm ausdrücklich sagte, ich wolle das Buch nett halten.“

„Und dies war ohne Zweifel deine rechtlich gemeinte Absicht, doch begegnen uns trotz aller Vorsicht zuweilen ähnliche Mißgeschicke.“

„Nun, soviel steht fest bei mir: ich will ihm den Schaden auf eine oder die andere Weise ersetzen“, fuhr Abraham entschlossen fort, „und werde gleich heute zu ihm gehen.“

Den ganzen Tag über der Wärme des Herdfeuers ausgesetzt, war das Buch bis zum Abend hinreichend getrocknet, um es dem Besitzer zeigen zu können und da der Sturm sich inzwischen gelegt hatte und die Sterne am Himmel funkelten, machte Abraham sich schweren Herzens mit dem in einem Tuch eingewickelten Bande auf den Weg zu Mr. Crawford.

„Ei, Abe, schon fertig mit dem Buche?“ fragte dieser nach der ersten Begrüßung.

„Das nicht, aber ich bringe es dennoch zurück“, lautete Abrahams feste Antwort.

„Dann behalte es nur noch länger; ich sagte dir ja, ich brauche es nicht eher, als bis du ganz damit fertig wärest“, erwiderte Mr. Crawford schnell, ohne dem Knaben Zeit zu seinem Geständnis zu lassen.

„Oh, — aber Sie müssen erst hören, was mit dem Buche geschehen ist“, stieß Abraham hastig heraus und löste die Umhüllung desselben ab. „Da sehen Sie“, fuhr er den Band zeigend fort, „es ist verdorben! Ich legte es gestern Abend an einen Platz, wo der Regen während der Nacht unvermuteter Weise so heftig eindrang, daß es heute früh ganz durchnäßt war. Es thut mir sehr, sehr leid, doch will ich Sie auf eine oder die andere Weise entschädigen.“

Zosiah Crawford besaß von Natur kein weiches Gemüt und der übermäßige Genuß geistiger Getränke machte ihn nur noch hartherziger. War er auch kein Verwandter des Lehrers Andreas Crawford, so glich er demselben doch in einem Punkte, er war

wie dieser zum Sähzorn geneigt und schien es nicht für seine Pflicht zu halten, gegen denselben zu kämpfen. Beim Anblick des verdorbenen Buches verfinsterten sich seine Züge und er rief voll Unmut aus: „Welche grenzenlose Nichtachtung, fremdes Eigentum so zu ruinieren!“

Wäre er nicht wirklich freundlich gegen Abraham gesinnt gewesen, so würde sich wahrscheinlich eine noch größer Flut von Scheltworten über den Knaben ergossen haben als es jetzt der Fall war; der Zorn ließ ihn die wiederholt beteuerte Versicherung überhören, daß Abraham willens sei, ihm Schadenersatz zu leisten.

„Ich habe das Buch ruiniert und will jede Arbeit verrichten, die Sie als Entschädigung von mir verlangen. Haben Sie irgend etwas zu thun, wobei ich Ihnen helfen könnte?“

Crawfords Zorn ließ ein wenig nach, als er das Wort Arbeit vernahm. Es lag für ihn etwas sehr Verlockendes in dem Gedanken, aus des Knaben Anerbieten Nutzen zu ziehen, denn er war ein gewissenloser, habgieriger und knauseriger Mann und hier bot sich die günstigste Gelegenheit für seinen Vorteil.

„Arbeit in Hülle und Fülle“, gab er grollend zurück.

„Wieviel hat das Buch gekostet?“ fragte Abraham.

„Mehr, als ich je dafür zurückerhalten werde“, behauptete Crawford.

„Ich will, wenn Sie damit einverstanden sind, so lange für sie arbeiten, bis ich Ihnen den vollen Betrag erstattet habe und das Buch mein Eigentum geworden ist“, fuhr Abraham fort.

Der Vorschlag lautete annehmbar und Crawford gewann seine gewöhnliche Gemütsstimmung zurück.

„Ich will dir etwas sagen, Abe“, entgegnete er, „meine Feldarbeit macht mir zu schaffen. Du weißt, mein Korn ist kurz unter der Ähre geschnitten und jetzt sollten die zum Winterfutter bestimmten oberen Ende des Halmes abgemäht werden, doch habe ich mit anderer Arbeit vollauf zu thun und weiß nicht wie ich alles fertig bringen soll. Wenn du mir nun aus der Verlegenheit helfen könntest, so würde ich das als vollzählige Entschädigung für das Buch betrachten.“

„Dazu bin ich gerne bereit“, gab Abraham mit großem Nachdruck zur Antwort. „Wieviel soll ich davon mähen?“

„Natürlich alles“, entgegnete Crawford barsch, „du kannst unmöglich erwarten, ein so theures Buch für nichts und wieder nichts hinzunehmen.“

Die ungebührlich hohe Forderung überraschte Abraham aufs unangenehmste, indessen faßte er sich schnell und erwiderte: „Gut denn, ich werde es ganz abmähen; wann soll ich beginnen?“

„Morgen früh“, und die Selbstsucht des Erpressers, die aus diesen kurzen Worten tönte, erfüllte Abraham mit Verachtung gegen ihn; doch entgegnete er ruhig: „Ich werde mich morgen früh bei Zeiten einstellen.“

Als der Handel abgeschlossen, eilte Abraham nachhause und theilte seinen Eltern das Resultat mit. Sie waren gleich ihm der Ansicht, daß Crawford's Verlangen ein unbilliges wäre, doch fanden sie eine große Beruhigung in dem Gedanken, daß ihr Sohn den angerichteten Schaden wieder gut machen könne.

Abraham säumte nicht, seinem Versprechen nachzukommen und früh am andern Morgen stand er, zur Arbeit gerüstet, in Crawford's Kornfeld, das mehrere Morgen Landes bedeckend, den angestrengtesten Fleiß des Mähers erforderte, um in kurzer Zeit beschafft zu werden. Er machte sich mit großer Energie ans Werk und löste, was ihm so leicht niemand nachgemacht haben würde, seine Aufgabe binnen drei Tagen.

Indessen, wenn er auch froh war, das Buch sein eigen zu nennen, konnte er doch die Erpressung nicht vergessen, deren Crawford sich schuldig gemacht hatte, und das Rechtlichkeitsgefühl in ihm empörte sich stets von neuem, sobald er der unbilligen Forderung des früheren Besitzers gedachte. Crawford hingegen schien bald jede Erinnerung an seine niedere Handlungsweise verloren zu haben, sonst würde er in der Folge kaum Abrahams Dienste nachgesucht, noch auch dessen Schwester zur Hilfe für seine Frau engagiert haben. Die Geschwister waren nur zu froh, sich ein paar Dollars zu verdienen und gingen auf seinen Vorschlag ein; sie blieben mehrere Monate lang zur vollen Zufriedenheit des alten Ehepaares bei diesem im Hause und Abraham legte während der Zeit die letzte Hand an Mr. Crawford's Blockhaus, indem er die Fugen zwischen den unbehauenen Stämmen mit Lehm verstopfte.



Außerdem mußte er Latten spalten, pflanzen, säen und mähen und erhielt dafür nur 25 Cents per Tag; zeigte er sich bei anstrengenden Arbeiten auch nur um ein paar Minuten säumig, so zog sein Herr ihm unter bitteren Scheltworten einen Bruchtheil von dem geringen Tagelohn ab, was Abraham sich ohne Widerrede gefallen ließ.

Wäre übrigens seine Schwester nicht dort gewesen und hätte er nicht so hohe Achtung vor Mrs. Crawford gehabt, würde er kaum den ganzen Sommer in diesem Dienste ausgehalten haben. Die Gattin seines Brotherrn war eine gute Frau, „sie hatte keine von den unedlen Eigenschaften ihres Mannes, sondern besaß alle Tugenden, die ihm fehlten“.

Zu seiner großen Freude fand Abraham in der Hütte mehrere Bücher, die er noch nicht kannte und die ihm Abend für Abend eine angenehme Unterhaltung boten. Unter ihnen erregte der „Kentucky Präzeptor“ sein besonderes Interesse, da er Gespräche und Reden enthielt, von denen Abraham viele auswendig lernte; und als er das Crawford'sche Haus verließ, hatte er so ziemlich den ganzen Inhalt der gesamten Bücher im Kopfe. Zahlte sein Herr ihm auch wenig mehr als die Hälfte dessen, was er von rechts wegen verdient hätte, so war ihm der Aufenthalt in seiner Blockhütte doch von großem Nutzen, da er aus den Büchern geistige Nahrung sog.

Sosiah Crawford konnte sich keines schönen Äußeren rühmen. Seine Augenlider hatten eine krebssrote Farbe und seine Nase war beträchtlich länger, als sie den Regeln der Symmetrie und Schönheit nach hätte sein dürfen; aber was noch schlimmer, eine üble Gewohnheit hatte der Nasenspitze solch entzündetes Aussehen verliehen, daß es schien, als habe er sich absichtlich häßlich machen wollen. Nicht lange nachdem Abraham den Dienst verlassen, verherrlichte er die Eigentümlichkeiten von Crawford's Nase in einem Gedicht, und als er später seinem Schriftstellertalent in der Ausarbeitung verschiedener Themata nachhing, verewigte er das Andenken dieses hervorragenden Gesichtszuges in einem seiner Aufsätze. Beide litterarischen Erzeugnisse machten sowohl den Ruhm der besungenen Nase, als die Begabung des Verfassers weit und breit bekannt und, wie einer der Biographen Lincoln's versichert,



ergözte man sich sogar „am Wabash und Ohio“ an der Schilderung der berühmten Crawford'schen Nase. Wir führen die Thatsache an, um zu zeigen, daß Abraham schon damals große Gewandtheit im Gebrauch der Feder besaß und daß er von allen Bekannten für einen merkwürdigen Knaben gehalten wurde.

Mrs. Josiah Crawford teilt uns mit, Abraham habe sich während der Sommermonate, da er für ihren Gatten arbeitete, häufig nach dem Mittagessen etwas länger in der Küche aufgehalten, um mit den Mädchen zu scherzen. Als er eines Tages besonders lärmend wurde, machte sie ihm den Vorwurf, er treibe „Narrenspoffen“ und fügte hinzu: „Was glaubst du denn, daß je aus dir werden soll?“ „Präsident der Vereinigten Staaten“, entgegnete Abraham ohne sich lange zu besinnen, eine Bemerkung, die man im Knaben- und Jünglingsalter gar oft von ihm hörte. Da nun die ärmlichen Verhältnisse, in denen er aufwuchs, eine solche Vorstellung gänzlich ausschlossen und er immer über seine Unschönheit, seine Armut und seine Aussichten für die Zukunft zu scherzen pflegte, vermuten viele seiner Freunde, daß er die Äußerung in einer Anwendung von Übermut gemacht habe und man ihr keine Bedeutung beilegen könne. Sei dem, wie ihm wolle, wir dürfen den Umstand nicht unerwähnt lassen.

Wir sahen in einem der vorhergehenden Kapitel die sogenannte Kornmühle entstehen, die Mr. Lincoln für seinen Haushalt verfertigte; dieser primitiven Einrichtung bediente man sich schon seit längerer Zeit nicht mehr, da zwölf Meilen entfernt eine Wassermühle und später ganz in der Nähe eine Pferdemühle gebaut worden waren. Zu der letzteren fuhr Abraham eines Tages mit Korn und band, während er auf das Mahlen desselben wartete, die „alte Stute“ zur Sicherheit fest. Sobald das Mehl aufgeladen worden, löste er den Strick, sprang auf den Wagen und schreckte das Pferd durch sein Schnalzen und einen Schlag mit dem Stecken so plötzlich aus seiner Ruhe, daß es wild mit den Hinterbeinen ausschlug und ihn kopfüber aus dem Karren hinausschleuderte. Er ward bewußtlos aufgehoben und die Umstehenden fürchteten, sein Leben sei entflohen; nach einigen Minuten kehrte jedoch seine Besinnung zurück und der erste Laut, den man von seinen Lippen hörte, war der schnalzende Ruf, den er nur halb

ausgestoßen, als das Pferd ihn vom Karren schleuderte. In späteren Jahren besprach er einmal mit seinem Freunde Mr. Hern-  
don, einem Rechtsgelehrten, wie diese seltsame Erscheinung sich  
psychologisch erklären lasse, ein anderer Freund aber meinte, sie  
sei eine treffliche Illustration zu Abes Beharrlichkeit — „was er  
einmal angefangen, das führe er auch zu Ende.“

---

## Zehntes Kapitel.

### Arbeit und Erfolg.

---

Ehe wir die Laufbahn unseres Helden weiter verfolgen, müssen wir einen Blick auf die Kreise werfen, in denen er aufwuchs, denn nur wenn wir eine klare Vorstellung von den ihn umgebenden Einflüssen gewinnen werden wir imstande sein, die Grundzüge seines Wesens nach Gebühr zu schätzen, die ihn schon im Alter von 15 bis 18 Jahren befähigten, sich durch tüchtige Leistungen allgemeine Anerkennung zu erringen. Mrs. Crawford, deren wir bereits erwähnten, entwirft in einem Briefe an M. Herndon ein anschauliches Bild der damaligen sozialen Zustände und führen wir ihre Mitteilung deshalb wörtlich an:

„Sie fragen mich, wie die Leute damals ihre gemeinsamen Gottesdienste hielten und wie weit sie zu gehen hatten? Acht bis zehn engl. Meilen schienen uns keine große Entfernung. Selbst die älteren Frauen würden im Winter nicht zuhause geblieben sein, obgleich sie oft weder Shawl noch Mantel, weder Reitkleid noch auch zwei Pferde besaßen; sie zogen ihrer Männer Überzieher an, hüllten ihre jüngsten Kinder warm ein und nahmen eines oder das andere zu sich aufs Pferd, während der Familienvater nebenher schritt. Auf diese Weise legten sie den Weg zur Kirche zurück, blieben bis zum folgenden Tage bei einem befreundeten Nachbar und kehrten dann heim. Die Männer ließen ihre Feldarbeit ruhen oder standen von der Jagd ab und wanderten mit ihrer Flinte über der Schulter zum Versammlungsorte. Einzelne von ihnen trugen hirschlederne Hosen und Schuhe und Jagdblusen, die um den Leib mit einem Strick oder Lederriemen zusammengehalten

wurden. Lachend traten sie in das Meetinghaus, gaben den Anwesenden die Hand zum Gruße, nahmen Platz, sprachen über ihre Jagdbeute oder ihre Feldarbeiten und rauchten — ebenso wie die älteren Frauen — ihre Pfeifen. Bei schönem, warmem Wetter unterhielten sie im Hofe ein kleines Feuer, um an demselben die Pfeifen anzuzünden. Zur Winterzeit wurden die Gottesdienste im Hause eines Nachbarn gehalten und kam man den Kirchengängern hier stets mit größter Freundlichkeit entgegen. Eine Flasche Whiskey, ein Krug Wasser, Zucker und ein Glas standen zu allgemeiner Benutzung auf dem Tisch; zuweilen wurde ein Korb mit Äpfeln oder Rüben oder auch mit kleinem Backwerk herungereicht. Äpfel waren ein seltener Leckerbissen; hie und da mußten Kartoffeln als Ersatz herhalten. Als ich das erste Mal in des alten Mr. Lincoln Hause einen Imbiß nahm, bestand derselbe in Kartoffeln, die gewaschen und zierlich geschält auf einem Teller präsentiert wurden. Es war für mich etwas Befremdliches, da ich nie vorher jemanden rohe Kartoffeln hatte essen sehen, und ich gab aufmerksam acht, was man damit thun würde. Jeder nahm eine Kartoffel und verzehrte sie, als wäre es ein Apfel. In dieser Weise kürzten sie sich die Zeit bis zum Beginn des Gottesdienstes. Dann setzten sich alle nieder, der Prediger begab sich auf seinen Platz, zog den Rock aus, knöpfte seinen Hemdkragen auf und eröffnete die Andacht mit Gesang und Gebet; hierauf las er den Text, welchen er seiner Predigt zugrunde legte und redete sich dann so in Eifer hinein, daß ihm große Schweißtropfen von der Stirn perlten. Gesang und allgemeines Händedrücken bildeten den Schluß des Gottesdienstes. Ich möchte fast behaupten, daß die Leute damals mehr Genuß an ihren Andachtsübungen fanden als jetzt. Sie freuten sich, einander zu treffen und nahmen innigeren Anteil an dem Ergehen ihrer Freunde, als es jetzt geschieht.“

Die Bevölkerung hatte zu der von Mrs. Crawford erwähnten Zeit in jenen Distrikten so bedeutend zugenommen, daß man hie und da eigens für die Meetings bestimmte Blockhäuser errichtete, von denen manche der allzu leichten Bauart wegen nur im Sommer benutzt werden konnten.

Die Leute waren, wie dies bei ungebildeten Menschen stets der Fall zu sein pflegt, außerordentlich abergläubisch, eine Eigen-

tümllichkeit, die Mr. Lamon in kurz gefaßter Darstellung folgendermaßen schildert:

„Sie glaubten fest an Hexen und allerhand Zaubereien. Wurde das Vieh krank, schickte man zum Hexenmeister, damit er es heile. Vermutete man, die Hexe habe einen Menschen ‚verwünscht‘, so wurde um den Zauber zu brechen mit einer silbernen Kugel auf ihr Bild geschossen. Lief ein Hund quer über den Weg des Jägers, wenn er auf die Jagd ging, so bedeutete das ‚Unglück‘, falls er nicht sofort die beiden kleinen Finger in einander hatte und mit aller Macht so lange nach beiden Seiten zog, bis er den Hund aus den Augen verloren. Es sollte Hexenmeister geben, die mittelst ihrer Zauberstäbe die Stellen bezeichnen konnten, wo gutes Trinkwasser sprudle oder wo verborgene Schätze lagen. Dann gab es auch ‚Wunderdoktoren‘, die sich geheimnißvoller Formeln und kabbalistischer Worte bedienten, um Krankheiten zu ‚stillen‘. Kam ein Vogel ans Fenster geflogen und rastete in demselben, so hielten sie es für gewiß, daß bald ein Glied der Familie sterben würde. Ward ein Kind von einem Pferde angehaucht, so sollte es den Keuchhusten bekommen. Alles mußte zu gewissen ‚Zeiten und Stunden‘ geschehen. Wollte man Einfriedigungen aufführen, so durfte das nur zur Zeit des ‚Vollmondes‘ geschehen, sonst sollten die Pfähle einsinken. Kartoffeln oder andere Knollengewächse mußten zur Zeit des ‚Neumondes‘ in die Erde gelegt werden, Stauden und Bäume jedoch, deren Früchte über der Erde wachsen, durften nur bei ‚Vollmond‘ gepflanzt werden. Dem Mond wurde ein viel gefürchteter Einfluß zugeschrieben, der sich, je nachdem man die guten, alten Vorschriften beobachtete oder außeracht ließ, zum Heile oder Unheile des Betreffenden erwies. Sogar die Seife mußte ‚zur Zeit des Vollmondes‘ gekocht und obendrein nur von einer Person immer nur nach einer Seite gerührt werden. Wichtige Angelegenheiten durften niemals am Freitag begonnen werden; alles was man an diesem Tage in Angriff nahm, mußte unzweifelhaft unglücklich enden.“

Von frühester Jugend an bis zum Mannesalter lebte Abraham Lincoln unter diesen Leuten. Ihre Art und Weise, ihre Sitten, Gewohnheiten und Anschauungen waren ihm altvertraut; er kannte keine anderen, mit denen er sie hätte vergleichen oder kontrastieren



können. Ihre Kinder waren seine täglichen Gefährten; er arbeitete für die Eltern und mit ihnen, hörte ihre Gespräche, kannte ihre Bedürfnisse und ihre Unwissenheit und fand nirgends die intellektuelle Anregung, nach der sein Geist lechzte. Unter solchen Umständen ist es nicht zu verwundern, daß auch bei ihm einzelne jener Eigentümlichkeiten Wurzel faßten und ihm durchs ganze Leben anhafteten.

Ungünstig wie die Umgebung seinem Fortkommen war, wird uns die Folge zeigen, wie seine geistigen und moralischen Eigenschaften ihn befähigten, sich selbst fortzubilden und immer höher emporzuarbeiten.

Als Abraham 16 Jahre alt war, kam eines Tages ein an der Mündung des Andersonflusses wohnender gewisser James Taylor zu Mr. Lincoln und teilte demselben mit, er wünsche den jungen Burschen in seinen Dienst zu nehmen. „Ich werde ihm monatlich sechs Dollar und volle Beköstigung geben“, fügte er hinzu, „ein hoher Lohn für solchen blutjungen Menschen.“

„Der Lohn ist nicht schlecht“, entgegnete Mr. Lincoln. „Ich vermute, Sie wollen ihn als Bootsmann für Ihre Fährte über den Ohio oder Andersonfluß anstellen?“

„Ja, aber ich brauche ihn außerdem zu mancherlei anderen Arbeiten, die ich beschafft haben möchte. Er wird im Felde arbeiten, die Pferde besorgen und allerhand andere Sachen thun müssen“, lautete Mr. Taylors Antwort.

„Das kann Abe alles ebenso gut verrichten wie ein ausgewachsener Mann, wenn ich auch kaum auf den entsprechenden Lohn rechnen darf“, erwiderte Mr. Lincoln.

„Nein, darauf können Sie keinen Anspruch machen und deshalb wünsche ich gerade, ihn in meinen Dienst zu nehmen“, versetzte Mr. Taylor. „Ich würde ohnehin nicht vielen Knaben einen so hohen Lohn geben, doch ich weiß, daß Abraham verläßlich ist und sich auf seinen Vorteil versteht.“

„Wie lange wollen Sie ihn unter den vorgeschlagenen Bedingungen behalten?“

„Auf jeden Fall neun Monate, vielleicht auch länger.“

„Das läßt sich hören; indessen würde ich kaum wünschen, daß er länger bei Ihnen bliebe.“

„Also geben Sie Ihre Einwilligung?“ fuhr Mr. Taylor fort.  
 „Ich brauche ihn sogleich.“

„Ei nun, so mag er auf Ihr Anerbieten eingehen“, erwiderte Mr. Lincoln, „und wenn Sie darauf bestehen, auch gleich eintreten.“

„Das ist eine Hauptbedingung; also ich erwarte ihn morgen“, entgegnete Mr. Taylor und wandte sich zum Gehen.

Abraham wurde von seinem neuen Herrn hauptsächlich als Fährmann beschäftigt, doch gab derselbe ihm sofort zu verstehen, daß er vorkommenden Falles in der Landwirtschaft helfen, sowie als Hausknecht allerhand kleine Arbeiten verrichten müsse. Der Fährmannsdienst sagte ihm außerordentlich zu; es war nicht nur eine ganz neue Beschäftigung für ihn, er fand, wie alle Knaben, großes Vergnügen am Rudern und konnte, hoch aufgeschossen und kräftig wie er war, mit der Leichtigkeit und Sicherheit eines Mannes ein Boot regieren. Was seine Körperlänge betrifft, so nahm dieselbe so schnell zu, daß er schon mit 17 Jahren sechs Fuß und vier Zoll maß und man ihn als den größten und stärksten Menschen der Grafschaft Spencer bezeichnete.

Der erste des Morgens auf, wurde von Abraham erwartet, daß er „das Feuer anmache, den Wasserkessel in der Küche fülle“ und „alles zum Kochen erforderliche in Ordnung gebracht“ habe, ehe Mrs. Taylor selbst erschien. Andere Obliegenheiten, wie das Herbeiholen von Holz und Wasser wurden mit gewissenhafter Treue von ihm erfüllt; so kann es nicht in Erstaunen setzen, daß seine Herrin ihn bald für den wunderbarsten Jungen hielt, den sie je kennen gelernt, und dies um so mehr, als er nie ein Widerspruch hatte, mochte sie ihm zu thun auftragen, was immer für Arbeit ihr in den Weg kam. Er konnte sich mit allem und jedem befassen und that treulich, was zu leisten in seiner Macht stand.

Hatte er den Tag über rüstig gearbeitet, benutzte er die späten Abendstunden sich in die ‚Geschichte der Vereinigten Staaten‘ und zwei oder drei andere Bücher, welche er im Hause vorgefunden, zu versenken. Er schlief mit Green Taylor, dem etwas älteren, aber weder sehr klugen noch strebsamen Sohn seines Brotherrn in dem oberen Zimmer und dehnte sein Lesen zum großen Verdruß des Bettgenossen oft bis tief in die Nacht aus.

„Löfche das Licht aus und komme ins Bett, Abe“, rief dieser ihm mehr als einmal zu. „Ich will mich eines langweiligen Buches wegen nicht im Schlaf stören lassen.“

„Ich will dir ein paar Seiten vorlesen“, gab Abraham neckend zurück und fuhr unbeirrt in seiner Lektüre fort, bis er aufs neue durch den Zuruf vom Bette her unterbrochen wurde.

„Höre einmal, Abe, wenn du dich jetzt nicht schlafen legst, stehe ich auf und blase dein Licht aus.“

„Wirklich? Ei, wenn ich an deiner Stelle wäre, thäte ich es auch. Vielleicht kannst du es ausblasen, ohne aufzustehen; versuche es doch, deine Lunge ist stark genug.“

Es war umsonst; der verdrießliche Schläfer konnte seinen Zweck nicht erreichen; er bekam stets eine heitere Antwort, und als Green Taylor dem „Dienstjungen“ einmal in vollem Zorne einen derben Schlag versetzte, gab dieser den Streich nicht zurück. Wohl war er tief entrüstet, so tief, daß er unwillkürlich die Rechte ballte, doch beherrschte er seine Empfindungen und fuhr fort zu lesen. Viele Jahre später gedachte Green Taylor oft und gerne der Zeit, da Abraham mit ihm unter einem Dache gewohnt und unterließ nie zu rühmen, welch ein wunderbarer Knabe er gewesen sei.

„Er pflegte den ganzen Tag zu arbeiten, bis Mitternacht zu lesen und dann der erste morgens auf zu sein. Mir ist nie wieder ein ähnlicher Junge vorgekommen. Er war eben Abe Lincoln, und der läßt sich mit niemandem vergleichen.“ Inbezug auf den vorhin erwähnten Schlag sagte er, „Abe war wütend, doch prügelte er mich nicht.“

Während Abraham bei Mr. Taylor im Dienste stand, machte er den ersten Versuch, ein Schwein zu schlachten, denn wenn er schon früher bei solchen Gelegenheiten Handreichungen geleistet, hatte er doch nie das Amt des Metzgers übernommen.

„Du kannst es versuchen, Abe“, meinte Mr. Taylor, da er sah, daß er alles, was er unternahm, ausführen konnte. „Was meinst du dazu?“

„Ganz wie Sie wollen“, entgegnete Abraham. Wenn Sie die Schweine dran wagen wollen, so will ich mich an die Schweine wagen.“

Mr. Taylor lachte über die Antwort und entgegnete: „Ich will das Risiko schon auf mich nehmen; also mache dich nur ans Werk.“

So avancierte Abraham denn zum Metzger und erreichte in dem rohen Handwerk bald so große Gewandtheit, daß die benachbarten Farmer ihn häufig zum Schweineschlachten kommen ließen, wogegen sie seinem Herrn 31 Cents für des Jünglings Leistungen per Tag zahlten. Ohne sich dessen bewußt zu sein, stellte Mr. Taylor ihm ein hohes Ehrenzeugnis aus, da er seinem Nachbar erklärte, „Abc macht eine Arbeit so gut wie die andere“. Vielleicht ahnte er nicht einmal worin der Grund läge, und doch bedurfte es keines besonderen Scharfblickes, um herauszufinden, was sich durchs ganze Leben an Abraham bestätigte, daß er sich Gründlichkeit zum Gesetz gemacht habe. Was er immer unternahm, führte er so gut aus, wie er es vermochte.

Nach Ablauf der ins Auge gefaßten neun Monate kehrte Abraham ins Vaterhaus zurück und kam gerade zur rechten Zeit, um bei der Verheiratung seiner Schwester mit Aaron Grigsby zugegen zu sein. Das freudige Ereignis wurde in der Lincolnschen Hütte nach Pionierweise gefeiert; — Abraham verfaßte dem jungen Paare zu Ehren ein Gedicht, das er „Adams und Evas Hochzeitslied“ nannte und von dem zwei Verse also lauten:

„Der Herr war nicht gewillt,  
Daß Adam sei allein,  
Drum ließ er ihn entschlummern  
Und nahm von ihm ein Bein.

Das Weib stammt, wie wir sehen,  
Von Adams Füßen nicht  
Drum darf er sie nicht schmäh'n,  
Dies klärl'ich zu uns spricht.“

Dies Lied wurde am Hochzeitstage vorgesungen und erregte ungetheilten Beifall, wie denn Abraham im Lauf der Zeit bei allen festlichen Gelegenheiten in der Umgegend eine fast unentbehrliche Persönlichkeit geworden war. Er war der einzige, der zur Unterhaltung von alt und jung Gelegenheitsdichtungen in poetischer oder prosaischer Form liefern konnte. Mit einer Überfülle von

Witz und Humor ausgestattet, brauchte man ihn bei solchen Anlässen nur anzurühren und beide sprühten gleich elektrischen Funken hervor. Sein außerordentlich treues Gedächtnis machte es ihm möglich, lange Gedichte und Erzählungen in der Erinnerung zu behalten, und er hatte ein eigenes Talent, sie den besonderen Gelegenheiten anzupassen, weswegen er bald ein gern gesehener Gast bei allen geselligen Zusammenkünften war. Sarah Lincoln genoß ihr eheliches Glück nur kurze Zeit; sie starb schon nach Jahresfrist, und wurde auf dem Hügel neben ihrer Mutter in die Erde gebettet. Ihr Tod erfüllte Abraham, der voll zärtlicher Liebe an der Schwester gehangen, mit tiefer Trauer und es dauerte lange, ehe er sich von dem Schlage erholen konnte.

Bald nachdem er den Dienst bei Taylor verlassen, nahm er das Anerbieten des Magazinbesizers Jones im nahen Gentryville an, als Gehilfe in sein Geschäft einzutreten. Er war jetzt von Statur ein wahrer Riese und fast zu groß, um sich in Blockhütten zu bewegen. Jones gehörte zu den Bewunderern des Jünglings und gab ihm sofort einen Beweis seines Vertrauens.

„Sie können Schweine zerlegen, Abe, nicht wahr?“ fragte er ihn.

„Allerdings“, erwiderte dieser, „ich verstehe mich so ziemlich auf alles was das Schweinefleisch betrifft, vom Schlachten und Zerlegen an bis aufs Verzehren.“

Jones kaufte von den Farmern geschlachtete Schweine, Rehe, Hühner, Roggen, Weizen und Schrot und handelte für diese Artikel andere Ware ein.

„Was denken Sie über die Besorgung des Ladens, Abe? Könnten Sie das Amt eines Verkäufers übernehmen?“

„Ich habe noch nicht den Versuch gemacht, als Ladendiener aufzutreten“, entgegnete Abraham, der immer über sein linksches Benehmen zu scherzen pflegte, „bin jedoch solche elegante Erscheinung und habe so viele Anmut im Wesen, daß ich möglicherweise viele Kunden herbeilocken würde.“

„Wohl, so will ich Ihnen Gelegenheit geben, Ihre Reize zu entfalten“, fuhr Jones fort. „Es giebt in unserem Geschäft vielerlei Sachen zu besorgen, der Gehilfe hat die Pferde anzuschirren, das Schweinefleisch zu zerlegen und einzusalzen, Waren



auszupacken und wieder einzupacken, Roggen und Weizen zu messen, Syrup und Whiskey abzuziehen und was sich sonst noch im Laden zu thun findet.“

Mit diesen Pflichten wurde Abraham nun gleich nach seiner Ankunft betraut und während er die Ladengeschäfte gewissenhaft besorgte, fand er nebenbei Zeit, der Frau seines Prinzipals kleine Handreichungen zu leisten, deren sie sich um so lieber bediente, als sie bald herausgefunden hatte, wie „geschickt“ er in allen häuslichen Arbeiten war.

Mr. Jones besaß mehrere Bücher, unter anderen „Franklins Leben“, die Abraham noch nicht kannte, und hielt eine Zeitung, die der Jüngling mit größtem Interesse von Anfang bis zu Ende las. Als eifriger Politiker von demokratischer Gesinnung und Anhänger Jacksons ließ Jones sich häufig mit Abraham in Erörterungen politischer Angelegenheiten ein, wobei er solchen Einfluß auf seinen Gehilfen übte, daß derselbe gleichfalls Demokrat wurde und sich so lange zu dieser Partei hielt, bis ihm mehrere Jahre später „Henry Clays Leben“ in die Hände fiel. Die Biographie des berühmten „Harry vom Westen“ erschütterte sein Vertrauen in Jacksons politische Grundsätze. Daß Clay, den man nur unter dem Namen „der Müllerjunge“ kannte, eine harte Jugend voll Arbeit und Entbehrungen verlebte, erregte sein inniges Mitgefühl, weil er selbst unter ganz ähnlichen Verhältnissen groß geworden war; einzelne seiner Freunde behaupten sogar, die Lektüre dieses Buches habe seine Gedanken und Bestrebungen, ihm selbst vielleicht unbewußt, dem hohen Ziele einer gemeinnützigen Thätigkeit zugewandt. Wie dem auch sei, soviel ist gewiß, er wurde ein Whig und huldigte Clays Ansichten, bis endlich, da er schon in Illinois lebte, die Freiheitsfrage sein Herz und seine Seele ganz in Anspruch nahm.

Nachdem Abraham die Stellung bei Mr. Jones aufgegeben, kehrte er abends öfter in Begleitung von Dennis Hanks und anderen Kameraden in dem Kramladen ein, um dort ein paar Stunden in ernstem Gespräch oder fröhlichem Geplauder zu verbringen, und bildete als witziger und gewandter Erzähler immer den Mittelpunkt des kleinen Kreises.

Als er eines Abends mit David Turnham und anderen

Freunden ziemlich spät von dort nachhause wanderte, sahen sie hart neben einer großen Schmutzflache einen Mann liegen.

„Holla, was giebt es hier, Abe?“ rief David stehenbleibend aus, indem er den Unbekannten näher zu sich heranzog.

„Ist er tot oder betrunken?“ versetzte Abraham während er den Mann aufzurütteln suchte. „Wer ist es?“

„Das kann ich dir nicht sagen“, gab David zur Antwort, „ich kenne ihn nicht. Rüttle ihn stärker, damit wir sehen, ob noch Leben in ihm ist.“

Abraham folgte der Weisung, doch umsonst, es ließ sich kein Lebenszeichen wahrnehmen.

„Wenn kein Leben in ihm ist, hat er wenigstens eine gehörige Menge Rum in sich“, meinte Abraham endlich, da er die Überzeugung gewann, einen Schwertrunkenen vor sich zu haben; „doch dürfen wir ihn nicht ohne Beistand lassen.“

„Stehe ihm nur bei, wenn du Lust dazu hast“, entgegnete Nat Briggsby. „Ich werde mich feinetwegen nicht aufhalten. Kommt, laßt uns nachhause gehen.“

„Dafür bin ich auch“, stimmte ihm David bei, „es ist wirklich zu kalt, hier lange herumzustehen. Wenn der Kerl an solchem Lager Gefallen findet, mag er meinetwegen drauf schlafen.“

„Aber wenn wir ihn hier liegen lassen, wird er erfrieren“, entgegnete Abraham vorwurfsvoll.

„Das wäre wahrscheinlich das Beste für ihn“ erklärte Nat, denn sie hatten inzwischen herausgefunden, es sei ein in der Umgegend lebender, heruntergekommener Trunkenbold. „Kommt mit, ich gehe nachhause; mag der alte Säufer erfrieren oder nicht.“ Und damit setzte er den Heimweg fort.

„Ei, ich werde nicht eher nachhause gehen, als bis ich weiß, was aus diesem unglücklichen Menschen wird“, sagte Abraham sehr bestimmt. „Es würde mehr als grausam sein, ihn hier dem Erfrieren preiszugeben.“

„Vielleicht — vielleicht auch nicht“, meinte David. „Es würde keinem Menschen Vorteil bringen, wenn er am Leben bliebe, im Gegenteile hätten sogar viele darunter zu leiden; er ist durch und durch ein Taugenichts.“

„Das berechtigt uns nicht, ihn hier wie einen Hund verkommen zu lassen“, gab Abraham in aufwallendem Unmut zurück. „Komm, David, hilf mir, wir wollen ihn in Dennis Hütte tragen.“ Dennis Hanks war bereits verheiratet und wohnte ganz in der Nähe.

„Das sollte mir noch fehlen, den elenden Kerl zu so später Stunde eine halbe (engl.) Meile weit zu schleppen“, erwiderte David. „Wenn dir gar so viel daran gelegen ist, dann gib dich selbst zum Narren her; ich gehe nachhause.“ Und damit lenkte auch er seine Schritte heimwärts, hörte aber noch, wie sein Kamerad ihm nachrief — „So gehe nur, du hartherziger Gefelle.“

Auf sich allein angewiesen, faßte Abraham schnell einen Entschluß. Er hob mit seinen langen starken Armen den Betrunknen vom Boden empor, hing ihn sich, wie einen Sack Korn über die Schulter und schlug den Weg nach Dennis Hanks Hütte ein, wo er ihn auf die Erde legte.

„Sieh her, Dennis“, rief er seinem Freunde zu, „ich habe dir einen Gast gebracht; er war schwerer als ein Holzblock.“

„Wo hast du den Menschen aufgelesen, Abe?“ fragte Dennis, der schon im Bette gelegen, voll Erstaunen.

„Auf der Straße, wo er vor Tagesanbruch gestorben sein würde, hätte ich ihn liegen lassen.“

„D, ich kenne ihn seit lange; es hätte nicht viel daran gelegen, wenn er nicht wieder aufgewacht wäre“, entgegnete Dennis.

„Genug, um ihm ein wenig Sorgfalt zuzuwenden“, versetzte Abraham schnell. „Ich denke, solange wir Anspruch darauf machen, Menschen zu sein, sollten wir uns auch als solche benehmen.“

„So fange nur mit deinen Belebungsversuchen an“, fiel Dennis, ihn beruhigend, ein; „wir wollen sehen, was sich thun läßt.“ Und er säumte nicht, Abraham in der Ausübung seines menschenfreundlichen Unternehmens beizustehen. Sie zündeten ein Feuer an, wärmten und rieben die Glieder des erstarrten Mannes, bis sein Bewußtsein zurückkehrte und Abraham wich die ganze Nacht nicht von seiner Seite; als er sich am nächsten Morgen

von ihm verabschiedete, war er seelenfroh, ihm Hilfe geleistet zu haben. Der heruntergekommene Mann aber sagte später zu Sohn Hans: „Es war mächtig gescheit von Abe, daß er mich in der kalten Nacht an ein warmes Feuer trug. Abes Kraft und Freundlichkeit haben mir das Leben gerettet.“

---

## Elftes Kapitel.

### Höheres Streben.

---

Wenn man die Behauptung aufstellt, daß kurze, aber häufig wiederholte Bemerkungen von Freundesklippen das Wesen eines Menschen am treffendsten bezeichnen, so finden wir diese Annahme durch die Äußerungen bestätigt, die über Abraham Lincoln im Jünglingsalter laut wurden.

„Er ist jederzeit bereit, alles für alle zu thun“, hören wir seine Mutter sagen.

„Seine Gutmütigkeit kennt keine Grenzen“, versicherte Dennis Hanks.

„Wenn er nicht arbeitet, sitzt er über seinen Büchern“, grollte Josiah Crawford.

„Er hat mehr Humor, als wir alle miteinander“, erklärte David Turnham.

Sohn Hanks, der sich, wie schon erwähnt, eine Zeit lang bei Mr. Lincoln aufhielt, teilt uns folgendes über den vierzehnjährigen Knaben mit: —

„Wenn wir, Abe und ich, von der Arbeit nachhause kamen, ging er gleich zum Speiseschrank, schnitt sich ein Stück Brot ab und nahm ein Buch; dann setzte er sich auf einen Stuhl, schlug die Beine derart übereinander, daß die Füße sich in gleicher Höhe mit dem Kopf befanden und las. Wir arbeiteten beide barsüßig, rodeten Baumwurzeln aus, pflügten, mähten und faßten die Schwaden zusammen, wir säeten und schnitten Korn und hülften es aus. Abraham las beständig, wenn sich ihm Gelegenheit dazu bot.“



Mr. Lamont sagt in seiner Biographie: „Abe hatte nichts lieber, als unter einem schattigen Baum oder in der Schlafkammer auf dem Boden zu liegen und dort zu lesen, zu rechnen oder zu schreiben. Abends saß er am „Herdpfeiler“ und schrieb beim hellen Feuerscheine seine Rechenexempel auf die hölzerne Aschenschaufel. War dieselbe einigermaßen mit Zahlen bedeckt, so schabte er dieselben mit seines Vaters Zugmesser herunter und fing von neuem an auf die reine Fläche zu schreiben. Am Tage benutzte er außerhalb des Hauses Bretter zu dem gleichen Zwecke, und das immer wieder erforderliche Abschaben nahm kein Ende.“

Von seiner Mutter wird uns berichtet: „Abe las jedes Buch, dessen er habhaft werden konnte, und wenn er an Stellen kam, die ihm besonders gefielen, pflegte er sie in Ermangelung von Papier auf Bretter zu schreiben, bis er sich Papier verschaffen konnte. Dann schrieb er sie noch einmal ab, las sie wieder über und sagte sie mehrmals her. Er hatte ein Schreibheft, eine Art Album, in das er alles eintrug, um es sich auf diese Weise zu erhalten.“

Wie und wo er dies Album bekommen, darüber schweigt die Geschichte; soviel ist jedoch gewiß, daß die Idee seinem eigenen Kopfe entsprang, da er in seiner Umgebung nie etwas von einer derartigen Einrichtung gehört hatte. Er benutzte es hauptsächlich, um interessante Stellen aus entliehenen Büchern hineinzuschreiben, da er fürchtete, es möchte sich ihm sonst keine Gelegenheit bieten, sie noch einmal zu lesen. Sprach ihn in den eigenen, sowie in seiner Eltern Bücher etwas besonders an, so legte er ein Zeichen hinein, damit er die Stellen jederzeit leicht auffinden könne. Außer den Kopieen schrieb er auch kurze Aufsätze in das Album, deren Abfassung nicht wenig beitrug, ihm größere Gewandtheit im schriftlichen Ausdruck seiner Gedanken zu verleihen.

Eine der schönsten und rührendsten Anerkennungen, welche seinem Gedächtnis gezollt wurden, liegt in den Worten, die seine Mutter gegen Mr. Herndon äußerte und die wir hier einschalten wollen, weil sie auf unseres Helden Knabenjahre Bezug haben. Sie sagte: —

„Abe war ein armer Knabe und ich kann sagen, was unter Tausenden kaum eine Frau — eine Mutter — sagen kann. Er

hat nie ein unfreundliches Wort zu mir gesprochen, hat mich nie unfreundlich angeblickt und weigerte sich niemals, zeigte auch nicht die geringste Spur von Unlust, etwas zu thun, um was ich ihn bat. Ich selbst brauchte nicht ein einziges Mal unfreundlich gegen ihn zu sein . . . Seine Gedanken und meine Gedanken — so wenig ich deren auch besaß — schienen immer aufs Gleiche hinauszulaufen . . . Er war hier, nachdem er zum Präsidenten gewählt worden —“ Von Wehmut übermannt mußte sie bei diesen Worten innehalten, doch als sie ihren Thränen eine Weile freien Lauf gelassen, fuhr sie fort: „Er bewies sich mir gegenüber immer als pflichttreuer Sohn. Ich glaube er hat mich wahrhaft geliebt. Ich hatte einen Sohn John, der mit Abe zusammen aufwuchs. Beide waren gute Jungen; doch nun, da beide tot sind, kann ich wohl sagen, Abe war der beste Knabe, der mir überhaupt vorgekommen ist, ich erwarte nicht, je wieder einen zu sehen, der ihm gleich käme. Ich wollte, ich wäre damals gestorben, als sie meinen Mann ins Grab legten. Ich wünschte nicht, daß Abe sich um die Präsidentwürde bewürbe, wünschte nicht, daß er gewählt würde; ich hatte eine innere Angst, konnte eine bange Ahnung nicht bemastern; und als er mich hier besuchte, nachdem er zum Präsidenten gewählt worden war, fühlte ich ganz bestimmt, daß ihn ein Unheil treffen und daß ich ihn nicht wiedersehen würde.“

Als Mr. Herdons Besuch bei Mrs. Lincoln sich seinem Ende näherte und er sich entfernen wollte, nahm die alte Frau seine Hände in die ihren und sie umklammernd, als würde es ihr unsäglich schwer, von dem vertrauten Freunde ihres „Abe“ Abschied zu nehmen, sagte sie unter Thränen: „Adieu, meines guten Sohnes Freund. Leben Sie wohl!“

Abrahams unermüdliches Bestreben, Zeit zum Lesen und Lernen zu erübrigen, sowie seine Neigung, den Tag über Gebühr auszudehnen, um sich in interessante Lektüre zu versenken, ein „Gedicht“ zu machen oder einen „Aufsatz“ zu schreiben, waren schwere Geduldsproben für den Vater. Mehr als dies aber erregte sein „Predigen“ und „Reden halten“ Mr. Lincolns ernstes Bedenken; konnte er sich doch nicht verhehlen, daß es störend ins Tagewerk eingreife. Wenn der Jüngling Sonntags eine Predigt gehört, pflegte er am folgenden Morgen auf einen Baumstumpf zu steigen

und dieselbe mit wunderbarer Treue wiederzugeben. Ebenso ließ er sich zur großen Belustigung seiner Arbeitsgenossen auf dem Felde oftmals hinreißen, über ein die Gemüther gerade sehr bewegendes Thema eine Rede zu halten, und sobald er den Mund aufthat, dachte niemand mehr ans Arbeiten; einer wie der andere standen sie voller Bewunderung im Kreise um ihn herum und ermunterten ihn durch lebhaften Applaus zum Weiterreden. Thomas Lincoln war der Meinung, Abraham treibe das Spiel zu weit, indessen machte er seine väterliche Autorität nicht eher durch ein Verbot geltend, bis der Besuch eines ganz besonders excentrischen Predigers ihn zu diesem Schritte trieb. Der Geistliche brüllte auf der Kanzel wie ein Stier, während seine ohnehin wenig melodische Stimme noch dadurch an Klang einbüßte, daß er stark durch die Nase sprach, und um das Maß voll zu machen, schlug er in seiner Erregtheit so heftig auf das Pult, als wolle er es in tausend Stücke zerschmettern. Ein solcher Vortrag mußte natürlich die Lachlust der jungen Leute wecken und Abraham konnte seine Heiterkeit kaum bezwingen. Sein großes Nachahmungstalent machte es ihm möglich, das excentrische Wesen und die Eigentümlichkeiten des Geistlichen treu zu kopieren und wieder und immer wieder trug er, entweder aus freiem Antriebe oder den Bitten der Freunde nachgebend, diese Predigt von einem Baumstumpf im Felde herab oder bei abendlichen Zusammenkünften in Blockhäusern vor. Die Zuhörer lachten wie gebannt und gerieten in eine so heitere Stimmung, daß sie sich von der Anstrengung ihrer Lachmuskeln fast ebenso erschöpft fühlten, als ob sie Holz gehauen hätten. Selbst die älteren Leute, die es nicht für ganz recht hielten, sich über eine Predigt lustig zu machen, konnten sich bei dem Vortrag des Lachens nicht erwehren.

„Jetzt ist's genug damit, Abe“, sagte Mr. Lincoln eines Tages zu seinem Sohne, und sein Ton verriet, daß es ihm bitterer Ernst mit diesen Worten sei. „Ich will es nicht länger haben. Du wirst, wenn dies nicht bereits der Fall ist, bald mehr Freude an deinen Späßen finden, als an der Arbeit. Ich habe lange genug dazu geschwiegen, — jetzt geht es nicht länger. Also laß mich nicht zum zweitenmale darüber zu reden haben.“

Sprach er auch mit ungewöhnlicher Strenge, läßt sich doch

nicht bezweifeln, daß er auf die Begabung seines Sohnes stolz war und sich im stillen über dessen Klugheit freute. Nur die Befürchtung, der Jüngling möge sich an ein träges oder unregelmäßiges Leben gewöhnen, veranlaßte ihn, ernste Maßregeln zu ergreifen. Was ihn indessen immer zum Einschreiten bewogen haben mag, so legte unser Held durch die in jungen Jahren unbefangenen gehaltenen Vorträge den Grund zu seiner späteren Größe als Redner und Disputant.

Abraham wurde häufig von William Wood, einem in der Nähe wohnenden Farmer, beschäftigt, für den Mr. Lincoln zuweilen Zimmerarbeiten auszuführen hatte. Der wißbegierige Knabe folgte mit besonderer Vorliebe den Aufforderungen dieses Mannes, ihm seine Dienste zu leihen, da derselbe zwei Zeitungen hielt, welche er bei solchen Gelegenheiten lesen durfte. Eine derselben war das Organ eines Mäßigkeitsvereines und ihr Inhalt interessierte Abraham fast noch lebhafter, als der des politischen Blattes.

„Ich hatte keine Ahnung, daß es eine solche Art Zeitungen gäbe“, sagte er voller Erstaunen zu Mr. Wood, einem der intelligentesten und belesensten Männer der ganzen Grafschaft. „Alles, was darin steht, ist sehr wahr.“

„Das will ich meinen“, entgegnete Mr. Wood. „Der Rum mag für einzelne Zwecke ganz gut sein, doch liegt kein Sinn und Verstand darin, wenn die Menschen ihn in solchem Übermaß trinken, daß sie schlimmer werden, als das unvernünftige Vieh, wie es hier in der Umgegend leider nur zu häufig geschieht.“

„Ich wollte, aller Rum läge neben meines Vaters Whiskey auf dem Grunde des Ohiostromes“, fuhr Abraham voll Eifer fort. „Der Branntwein richtet viel mehr Unheil an, als er Gutes stiftet.“

„Gutes! Es dürfte schwer nachzuweisen sein, ob er überhaupt Gutes stiftet“, versetzte Mr. Wood. „Die üblen Folgen, die er nach sich zieht, kennt jeder, und wir haben sie täglich vor Augen. Er macht die Drangsale, denen wir in diesem Teile des Landes ausgesetzt sind, nur noch fühlbarer.“

Von warmem Enthusiasmus für die Mäßigkeitsstheorie erfüllt, schrieb Abraham einen längeren Aufsatz über die „Enthaltfam-



keit von geistigen Getränken“, den er Mr. Woods Prüfung unterbreitete.

„Hast du den ganzen Artikel selbst verfaßt, Abe?“ fragte Mr. Wood erstaunt.

„Freilich: ich schrieb ihn von Anfang bis zu Ende und möchte Sie bitten, ihn zu lesen und mir zu sagen, was Sie über den Inhalt denken.“

„Das soll noch heute geschehen“, entgegnete Mr. Wood; und er hielt Wort. Wie sein Urtheil ausfiel, entnehmen wir dem Umstand, daß er das Schriftstück einem Prediger der Baptistengemeinde zeigte, der ihn zufällig am nächsten Morgen besuchte.

„Ich habe hier einen von Abraham Lincoln verfaßten Aufsatz über ‚die Enthaltbarkeit von geistigen Getränken‘“, sagte er, „der mir, aus der Feder eines solchen Knaben kommend, ein wunderbares litterarisches Erzeugniß zu sein scheint. Sie würden mir einen großen Gefallen thun, wenn Sie den Artikel lesen und sich offen über ihn aussprechen wollten.“

„Ei, ihre Mitteilung erregt mein Interesse in so hohem Grade, daß ich ihn sofort hier lesen werde“, versetzte der Geistliche, „es freut mich außerordentlich, daß Abe über dies Thema schreibt.“ Er nahm das Schriftstück, las es aufmerksam durch und erklärte dann zu Mr. Wood gewendet: „Ich stimme Ihnen vollständig bei; es ist für einen solchen Knaben ein ausgezeichnete Aufsatz.“

„Was denken Sie über meinen Vorschlag, ihn in dies Blatt rücken zu lassen?“ fuhr Mr. Wood, das Organ des Mäßigkeitsvereins emporhaltend, fort.

„Er verdient darin gedruckt zu werden“, bestätigte der Prediger.

„Der Ansicht bin ich auch; es stehen oft Artikel darin, die nicht halb so gut sind“, meinte Mr. Wood, „und da Ihr Weg Sie an dem Hause des Redakteurs vorüberführt, haben Sie gewiß die Güte, ihm den Aufsatz einzuhändigen. Abe wird nichts dagegen einzuwenden haben.“

Der Geistliche willigte ein, und es dauerte nicht lange, so erschien der Artikel in den Spalten der Zeitung. „Es ist der beste von allen Aufsätzen, die das Blatt enthält“, rief Mr. Wood mit großer Genugthuung aus, als er ihn im Druck noch einmal



gelesen hatte. Die Veröffentlichung seines Aufsatzes erfüllte Abraham mit Freude und neuem Schaffensdrang; das Zeitungsblatt wanderte von einer Nachbarnfamilie zur anderen, jeder wollte den Artikel lesen, denn es hatte sich ausgesprochen, Abraham habe ihn geschrieben, und von allen Lippen erklang das gleiche Urteil: „für einen Knaben ein ausgezeichnete Aufsatz.“

„Könntest du nicht einmal über politische Angelegenheiten schreiben, Abe?“ fragte Mr. Wood ihn eines Tages.

„O ja; ich habe schon ein paar solche Aufsätze geschrieben.“

„Ich meine einen Artikel, der in einer politischen Zeitung erscheinen könnte.“

„Ich kann es versuchen“, entgegnete Abraham lebhaft, da ihn der angeregte Gedanke mit Begeisterung erfüllte. „Worüber soll ich schreiben?“

Sein Gönner machte einzelne Andeutungen und nach Verlauf einer Woche brachte Abraham ihm den Artikel, dessen Mr. Wood sich noch deutlich genug erinnert, um ihn in Umrissen zu skizzieren. Abraham erklärte in demselben: „daß die amerikanische Verfassung die beste Regierungsform für ein intelligentes Volk sei; daß sie für alle Zeiten erhalten bleiben sollte; daß allgemeine Bildung zu erstreben und im ganzen Lande zu verbreiten sei; daß die Landesverfassung der einzelnen Staaten bewahrt werden, die Union von steter Dauer bleiben und die Gesetze verehrt, geachtet und durchgeführt werden sollten.“

Hatte der erste Artikel schon Mr. Woods Bewunderung erregt, so rief dieser Aufsatz noch größeres Staunen, aber auch noch größere Befriedigung in ihm hervor. Und wenn wir ihn mit späteren Ereignissen in Zusammenhang bringen, so erscheint er jetzt viel wunderbarer, als es damals möglich war, denn er enthält unzweifelhaft den Kern der Inaugurationsrede, die Abraham Lincoln bei Übernahme der Präsidentenwürde hielt. Bei dieser Gelegenheit sagte er: „Ich hege die Überzeugung, daß, in anbetracht der einheitlichen Gesetzgebung und der Verfassung, die Union dieser Staaten von steter Dauer sein wird. Ist die stete Dauer nicht ausdrücklich erwähnt, so ist sie doch in den Grundgesetzen aller Landesregierungen enthalten. Fahren wir fort, die besonderen Bestimmungen unserer Landesverfassung auszuführen, so wird die

Union für immer bestehen . . . Ich bin der Ansicht, daß, im Hinblick auf die Verfassung und die Gesetze, die Union nicht aufgelöst ist, und so weit meine Kräfte reichen, werde ich, wie die Verfassung es mir ausdrücklich zur Pflicht macht, Sorge tragen, daß die Gesetze der Union treulich ausgeführt werden.“

Wie wunderbar, daß der Pionierknabe, der den vorerwähnten Artikel für eine kleine politische Zeitung schrieb, dreiunddreißig Jahre später Präsident der Vereinigten Staaten werden und in seiner Antrittsrede genau dieselben Ansichten aussprechen sollte, während die Feinde des Vaterlandes die Verfassung zu stürzen, ihre Gesetze abzuschaffen und die Union aufzulösen suchten.

Mr. Wood behielt den politischen Artikel, um ihn einem oder dem andren seiner Bekannten zu zeigen und ihr Urteil über denselben zu hören. Als er eines Tages Mr. Pritchard, einen Rechtsgelehrten, an seinem Hause vorübergehen sah, bat er ihn, hereinzukommen und ihm mit seinem Rat beizustehen.

„Ich wünsche dringend, Ihre Ansicht über einen Aufsatz zu hören, den ich Sie zu lesen bitte“, fügte er hinzu.

„Haben Sie ihn selbst geschrieben?“ fragte Pritchard.

„Das thut nichts zur Sache; bitte, lesen Sie ihn.“

„Ich will Ihren Wunsch sofort erfüllen“, entgegnete Mr. Pritchard, das Schriftstück entgegennehmend, und kaum hatte er den letzten Satz gelesen, so rief er begeistert aus: „Das ist unübertrefflich! Haben Sie es geschrieben?“

„Nein, ich nicht. Thomas Lincolns Sohn, Abe, ist der Verfasser, und meiner Ansicht nach ist es sehr merkwürdig, daß ein Knabe solche Gedanken entwickeln kann.“

„Es ist mehr als merkwürdig“, versetzte Mr. Pritchard, dessen Interesse noch zunahm, als er erfuhr, daß ein Knabe den Artikel geschrieben habe. „Lassen Sie mich den Aufsatz mitnehmen, ich möchte ihn in unserem Parteiblatt veröffentlichen.“

„Zu dem Zweck ist er geschrieben, — er war für ein politisches Blatt bestimmt“, entgegnete Mr. Wood. „Vor kurzem erschien in meiner Zeitung ein von Abe verfaßter Artikel über die Enthaltbarkeit von geistigen Getränken, und ich kann Ihnen versichern, es war das Beste, was in dem Blatte stand: Abe tritt mit ganzer Seele für die Temperenzbewegung ein.“

An die letzte Bemerkung anknüpfend, wollen wir hier die mehrfach verbürgte Mitteilung einschalten, daß Abraham in jener Gegend der einzige war, der sich jederzeit weigerte, an dem Genuß berausender Getränke teilzunehmen. Seine Abneigung gegen die herrschende Gewohnheit war so allgemein bekannt, daß man ihm beim Richten der Häuser, beim Fortwälzen von Baumstämmen, beim Aushülsen des Kornes, sowie bei geselligen Zusammenkünften niemals irgendwelche Spirituosen anbot. Die Entschiedenheit, mit der er jeden derartigen Genuß abwies, zeigte sich in so ausgeprägter Form, daß seine Mutter bei einer Gelegenheit ausrief: „Wirklich, Abe geht mit seinen Enthaltensideen ins Extreme.“

Mr. Britchard versprach, den Artikel einem Zeitungsredakteur einzuhändigen, und zu Mr. Woods großer Freude erschien er bald im Druck. Auf solche Weise ermutigt, schrieb Abraham noch verschiedene Aufsätze, die er allemal seinem freundlichen Gönner zur Prüfung vorlegte, und diese Stilübungen gewährten ihm eine treffliche Schulung, halfen sie ihm doch, sich über die niedere Sphäre hinauszuarbeiten, der er durch seine Geburt angehörte.

Ein gewisser Richardson, der damals in jener Gegend lebte, sagt in bezug auf unseren Helden: „Abe schrieb in der ganzen Nachbarschaft die beste Handschrift. Als er einst meine Mutter besuchte, bat ich ihn, mir ein paar selbstverfaßte Vorschriften zu schenken, wozu er sich gleich bereit erklärte. Er schrieb mehrere für mich nieder und eine habe ich nie vergessen; sie lautete:

„Wer als ein Knabe sich des Lernens stets befliß,  
Wird mit der Zeit ein großer Mann gewiß.“

In einem Vorschriftenheft, das er angelegt, finden wir unter anderen selbstgemachten Reimen:

„Dies schreibt Abraham Lincoln mit eigner Hand,  
Gut will er werden, doch das Wann — ist Gott allein bekannt.“

Demselben Buche entnehmen wir folgenden Vers:

„Welch' leerer Hauch ist doch die Zeit  
Wie flüchtig sind die Stunden!  
Gleich des Indianers schnellem Pfeil  
Sind sie behend entschwunden.“

Raum ist der Augenblick erfasst,  
Entschlüpft er dir auch schon in Hast,  
Du kannst ihn nie gestalten,  
Im Rückblick nur ihn halten.“

Solcher Art waren die poetischen und prosaischen Ergüsse, in denen Abraham seinen Empfindungen Ausdruck lieh, und es läßt sich nicht leugnen, daß sie Gedanken und edles Streben verrieten.

Wir haben in einem früheren Kapitel angedeutet, daß Abraham mehr Vergnügen am Lesen fand als am Sagen, und daß er aus diesem Grunde die Kameraden selten auf ihre Jagdausflüge begleitete. Die Erlegung des Wildes war durch die äußeren Umstände geboten; die Pioniere bedurften des Fleisches zur Nahrung und verkauften allerlei Felle. Dennis Hanks schreibt uns; „Wenn wir freie Zeit hatten, griffen wir zur Flinte und erlegten einen schönen Hirsch oder Truthahn; im Winter machten wir Jagd auf Beutelratten, da deren Felle ebenso sehr in Nachfrage standen wie Hirschfelle und Hirschkäulen.“ Außer den allgemein geschätzten Hirschen und Truthähnen gab es in den Forsten massenhaft kleineres Wild, doch wurden Rebhühner, Kaninchen und Eichhörnchen selten geschossen, um verspeist zu werden; die Ansiedler machten ihnen den Garauß, weil sie in Gärten und Kornfeldern große Verwüstungen anrichteten und daher als eine Plage angesehen wurden. Bären, wilde Katzen und Panther waren in großer Zahl vorhanden und mußten der persönlichen Sicherheit wegen erlegt werden; das Heulen der letzteren verlieh zu Abrahams Kinderzeit den Nächten im Urwald etwas außerordentlich Schauriges. Aber wenn er sich auch zuweilen an den Jagdvergnügen beteiligte, flößten ihm dieselben durchaus kein Interesse ein, ein Buch übte stets größere Anziehungskraft als die Flinte.

An gemeinschaftlichen Spielen fand er dagegen großen Gefallen; seine geselligen Talente und sein echter Humor ließen ihn für dieselben besonders geeignet erscheinen. Fehlte Abraham bei den Unterhaltungen, so waren sie nicht interessanter als ein Schauspiel, in dem die Rolle des ersten Helden gestrichen ist; er war der Mittelpunkt des geselligen Kreises und „glänzte als heller Stern“ in demselben.

Als er das achtzehnte Jahr erreicht, besaß er ein so ungewöhn-

liches Maß physischer Kraft, daß man einzelne, von den Nachbarn erzählte Geschichten fast für unglaublich halten möchte. Er war nicht nur von Statur ein Riese, er hatte auch Riesenkräfte und erregte oft durch eine oder die andere Leistung das Staunen seiner Begleiter. Der Nachbar Richardson behauptet, Abe habe eine Last tragen können, für die kaum die vereinten Kräfte von drei Männern ausgereicht hätten. Er selbst sei Augenzeuge gewesen, wie der Jüngling, „ein aus Pfählen gezimmertes und mit einem Dache versehenes Hühnerhaus, das wenigstens sechshundert Pfund gewogen“ ohne Mühe aufgehoben und fortgetragen habe. Ein anderes Mal sei Abe zu ihm gekommen, als er eine Kornkammer bauen ließ, und da er gesehen, daß drei oder vier Männer eine Vorrichtung von „Stämmen“ machten, auf der sie mehrere sehr schwere Pfosten herbeiholen wollten, habe er sie aller ferneren Anstrengung überhoben, die Pfosten ganz allein auf die Schulter genommen und einen nach dem andern dahin getragen, wo sie gebraucht werden sollten: „Er konnte einen wuchtigeren Schlag mit dem Hammer führen, als irgendeiner der anderen Männer“ . . . berichtet der alte Mr. Wood. „Er konnte die Axt tiefer ins Holz treiben, als ich es sonst von irgendeinem Menschen gesehen habe.“ Im Ringen, einem viel betriebenen, sehr beliebten Sport unter den Pionieren, zeichnete Abraham sich vor allen seinen Gefährten aus. Wir werden später sehen, wie sehr ihm die ungewöhnlichen Körperkräfte bei den Arbeiten, den Lasten, den Prüfungen und Verantwortlichkeiten seiner hohen Lebensstellung zugute kamen.

---



## Zwölftes Kapitel.

### Auf dem Brahm.

---

Am ersten März des Jahres 1828 trat Abraham bei Mr. Gentry, dem Besitzer von Gentryville in Dienst und unterzog sich auch hier wieder unverdrossen aller und jeder Arbeit, die sein Herr von ihm verlangte. Gewöhnlich war Allen Gentry, der Abraham im Alter sehr nahestehende Sohn des Hauses, sein Arbeitsgenosse und es entspann sich bald ein freundschaftliches Verhältnis zwischen beiden.

„Was meinst du, Abe, möchtest du wohl auf einem Brahm nach Neu-Orleans schiffen?“ fragte Mr. Gentry ihn in den ersten Tagen des April. „Ich glaube, du verstehst dich aufs Rudern!“

„O ja, ich kann leidlich damit umgehen“, versetzte Abraham, „und würde gerne nach Neu-Orleans fahren. Wie weit ist es?“

„Ungefähr achtzehnhundert (engl.) Meilen. Ich würde Allen die Fahrt machen lassen, wenn du ihn begleiten wolltest.“

„Wann sollen wir aufbrechen?“

„Sobald ihr bereit seid. Ich habe eine Ladung Speck und andere Vorräte auf dem Lager und es wird ziemlich viele Arbeit erfordern, bis alles in Ordnung gebracht ist.“

„Nun, wenn Vater nichts dagegen hat, — ich werde jeden Augenblick bereit sein; indessen glaube ich kaum, daß er Einwendungen machen wird“, versetzte Abraham.

„Er wird mit dem Vorschlage einverstanden sein, wenn ich dich gut bezahle“, meinte Mr. Gentry. „Ich werde dir, bei freier Rückfahrt auf einem Dampfschiffe, monatlich acht Dollars

geben. Ihr beide, du und Allen miteinander, könnt ohne Bedenken die Fahrt wagen.“

Abrahams vierwöchentliche Dienstleistungen hatten Mr. Gentry überzeugt, daß er die geeignetste Persönlichkeit sei, welche er mit der Besorgung seiner Geschäftsangelegenheiten in Neu-Orleans betrauen konnte. Seine Umsicht, seine Körperstärke und seine Treue waren drei Haupterfordernisse, von denen zum Theil der glückliche Ausgang des Unternehmens abhing, denn die Prahmschiffahrt auf den westlichen Strömen brachte damals große Gefahren und viele Aufregungen mit sich.

Schon seit einer Reihe von Jahren hatten starke, kühne Männer die Schiffahrt auf den längsten Flüssen betrieben; sie waren bei diesen Unternehmungen bis in die entlegensten Einöden vorge drungen und hatten zwischen den Bewohnern der weit voneinander liegenden Ortschaften Verkehr und Handelsbeziehungen ins Leben gerufen. Den größten Gefahren ausgesetzt, jedem Wind und Wetter preisgegeben, hatten sie nachts keine Lagerstatt als das Berdeck ihrer Kähne und keine wärmere Hülle als eine wollene Decke; trotzdem aber brachten sie Monate und sogar Jahre auf ihren Fahrzeugen zu.

Auf solchen Flußkähnen wurden die großen Warensendungen den Mississippi hinaufgeführt und der Arm des Schiffers mußte genügen, das Fahrzeug nahezu zweitausend (engl.) Meilen gegen die starke Strömung fortzutreiben, eine Anstrengung, die bedeutende Muskelkraft und unermüdlche Beharrlichkeit erforderte. Als Ergebnis der rauhen Schulung sehen wir aber aus diesem Stande auch Männer von ungewöhnlichem Mute hervorgehen, deren größter Stolz es war, daß sie Stürmen unerschrocken die Stirne bieten und Ungemach heldenmüthig ertragen konnten. Außer den berufsmäßigen Schiffern sah man gelegentlich Privatleute kürzere Bootfahrten nach Neu-Orleans machen, wo sie ihre landwirtschaftlichen Produkte zu verkaufen pflegten, und hatte der einzelne nicht genügenden Vorrat für eine Kahladung, so beteiligten sich mehrere Farmer mit ihren Sendungen an dem Unternehmen. Mr. Gentry gehörte der wohlhabenderen Klasse an; er hatte viele Produkte auf dem Lager, die auf den Zuckerpflanzungen in Louisiana gebraucht wurden, und wünschte dieselben so bald, als möglich,

zu Geld zu machen, das damals in jener Gegend sehr knapp war.

Abraham zog seinen Vater zurate und erhielt sogleich dessen Einwilligung; die Mutter war zaghafter, sie meinte: „Achtzehnhundert Meilen sind eine weite Fahrt für einen jungen Menschen, der noch so wenig von der Welt gesehen hat wie du, Abe.“

„Es kann mir gar nicht zu weit werden, Mutter“, entgegnete er fröhlich. „Ich mache damit ja nur das Versäumte gut.“

„Und kommst dabei auf den Grund des Mississippi zu liegen“, wandte die Mutter besorgt ein.

„Davor bangt mir nicht.“

„Es haben aber schon gar viele, und noch dazu erprobte Männer, ihr Leben bei dem Gewerbe eingebüßt.“

„Deswegen braucht es mir doch nicht ebenso zu ergehen.“

„Es könnte dir indessen so gehen.“

„O, Mutter, ich kann mich nicht mit solchen Möglichkeiten ängstigen.“

„Das verlange ich auch nicht; ich wünsche nur, du solltest dir die Sache wohl überlegen.“

„Wenn du nicht willst, daß ich die Fahrt machen soll“, entgegnete Abraham, der aus der Mutter Worten eine Mißbilligung seines Planes zu hören glaubte, „so sage es mir rund heraus, und ich werde den Plan sofort aufgeben.“

„So ist's nicht gemeint, Abe“, versetzte sie mit großem Nachdruck, „ich gönne dir die Fahrt von ganzem Herzen, doch kann ich die sorgenden Gedanken nicht unterdrücken, die dein Unternehmen in mir wachruft.“

„Glaubst du aber nicht, daß es für mich von großem Nutzen sein würde?“ gab Abraham zu bedenken.

„Wenn dir kein Unfall begegnete, gewiß. Aber es ist eine weite Fahrt — und es dauert so lange, bis wir dich wiedersehen werden.“

„Aber Mutter, ich werde euch so wie so in nicht ferner Zeit verlassen müssen; was liegt denn dran, ob es ein bißchen früher oder später geschieht.“

„Das ist wohl wahr; doch wird es mir darum nicht leichter, dich fortgehen zu lassen, Abe“, versetzte Mrs. Lincoln tief bewegt.

„Indessen, darüber zu reden nützt nichts, ich muß mich ins Unvermeidliche fügen.“

Sobald Abraham die Zustimmung seiner Eltern erhalten, wurde ohne Säumen zu den Reisevorbereitungen geschritten. Mr. Gentry ließ einen Prähm nach seinem Landungsplatz Rockport am Ohiostrom bringen, und Abraham sowie Allen begaben sich dorthin, um die Vorräte zu verladen. Hier traf unser Held Miß Roby, eine alte Schulkameradin, der er in Crawfords Schule hier und da beim Buchstabieren aus der Verlegenheit geholfen hatte. Sie war zu einem schmucken Mädchen herangewachsen und machte auf Allen Gentry einen so angenehmen Eindruck, daß er sich später um sie bewarb und sie als Gattin heimführte. Eines Abends, als die jungen Leute nach vollbrachtem Tagewerk auf dem Prähm saßen, entspann sich zwischen Abraham und seiner Freundin ein Gespräch, das uns zeigt, wie er sich durch fleißiges Lesen höhere Kenntnisse angeeignet hatte.

„Die Sonne geht unter“, sagte Miß Roby, zum Aufbruch mahnend.

„Sie irren sich, die Sonne geht nicht unter“, entgegnete Abraham naiv.

„Dann müssen Sie blind geworden sein“, versetzte das Mädchen, in der Meinung, ihr Freund wolle sich einen Spaß erlauben.

„Meine Augen sind nicht weniger scharf, als die Ihren“, gab Abraham zur Antwort, „und wenn ich sage, die Sonne geht nicht unter, so meine ich dies in vollem Ernst, ja ich behaupte sogar, sie wird niemals untergehen.“

„Warten Sie nur noch ein paar Augenblicke und überzeugen Sie Sich selbst“, fuhr Miß Roby lachend fort.

„O, es wird aussehn, als ob sie unterginge“, berichtigte Abraham.

„Das wollte ich meinen“, versetzte seine Nachbarin kurz.

„Wir gehen unter, die Sonne aber nicht; die steht still“, erklärte Abraham. „Sehen Sie, die Erde dreht sich von Westen nach Osten, und in Folge dieser Umdrehung sind wir es thatsächlich, die, so zu sagen, nach unten gehen. Die Sonne geht in Wirklichkeit nicht unter; es hat nur den Anschein, als ob sie unterginge.“

„Abe, welch ein Narr sind Sie!“ rief das überraschte Mädchen erschrocken aus, glaubte sie doch, er habe durch allzu vieles Lesen und Lernen den Verstand verloren. Vierzig Jahre später sagte Miß Roby oder nunmehr Mrs. Gentry: „Jetzt weiß ich natürlich, daß ich die Närrin war und daß Lincoln diesen Vorwurf nicht verdiente. Ich bin überzeugt, daß Abe damals die Gesetze der allgemeinen astronomischen Erscheinungen und die Bewegung der Himmelskörper gekannt hat. Er war besser unterrichtet, als man gemeiniglich weiß oder je genau ergründen wird. Hätte er nicht geographische und astronomische Kenntnisse gehabt, dann würde er an jenem Abend nicht so zu mir haben sprechen können. Oft, sehr oft nahm er im Gespräch auf Sachen Bezug, die er gelesen, und häufig teilte er mir und anderen in fließender Erzählung den Inhalt irgendeines Buches mit, das ihn besonders interessierte. Er war der gelehrte Junge unter uns ungebildeten Leuten und ließ es sich große Mühe kosten, uns alles zu erklären, that es in sehr schlichter Weise, ohne sich etwas darauf einzubilden.“

Sobald die Vorräte verladen waren, traten die beiden Jünglinge ihre Fahrt nach Neu-Orleans an und Abraham übernahm den Platz des ersten Bootsmannes am Vorderende des Rahms. Es war ein wichtiges Ereignis in unseres jungen Helden Leben und sein Herz schwoll hoch vor Freude, nun er in die weite Welt hinausschiffte. Was würde sein Auge nicht alles erblicken, welche Erfahrungen mochten ihm nicht bevorstehen, ach und wie sehnsüchtig verlangte ihn, den „Vater der Ströme“ bald zu erreichen!

„Abe, was meinst du, wie oft werden wir umschlagen, ehe wir in den Mississippi einlaufen?“ fragte Allen.

„Wenn du nicht größere Geschicklichkeit beim Wiederaufladen im Wasser besitzt, als ich“, entgegnete Abraham, „so dürften wir es schwerlich mehr als einmal thun.“

„Daran habe ich nicht gedacht; ich fürchte, uns würde das Verladen dort unten recht beschwerlich werden.“

„Allerdings; wir müssen vor Unfällen auf der Hut sein, sonst würde dein Vater sehr bedauern, uns das Fahrzeug anvertraut zu haben. Hoffentlich werden wir alles zu seiner Zufriedenheit ausführen.“

„Das hoffe ich auch, sonst wird er uns nicht wieder zu äh-



lichen Unternehmungen verwenden. Der Alte würde mich nie die Tour haben machen lassen, wärest du nicht mitgekommen, Abe.“

„Warum glaubst du das?“

„Ich weiß, er ist der Meinung, du könntest nahezu alles Menschenmögliche ausrichten, — drum hat er auch gedacht, er könne mich samt der Ladung deinen Händen anvertrauen.“

„Bah! das ist dummes Zeug.“

„Nein, ich scherze nicht, es ist die volle Wahrheit. Ich vermute sogar, er war überzeugt, du könntest mich und die Ladung retten, im Falle wir mit unserem Rahm umschlügen.“

„Nun, nach ihren Worten zu urteilen, denkt meine Mutter gerade das Gegentheil“, erwiderte Abraham. „Sie hält es für ein sehr gewagtes Unternehmen, daß wir uns allein auf die Fahrt gemacht haben.“

„Vielleicht hat sie recht“, versetzte Allen nachdenklich, „wir wollen in unserem eigenen Interesse vorsichtig sein.“

So waren sie denn auf ihrer Hut, und einige Abenteuer abgerechnet, nahm die Fahrt einen glücklichen Verlauf. Sie lebten natürlich ausschließlich auf dem Rahm; mit Einbruch der Dämmerung legten sie bei einer geeigneten Uferstelle an, banden das Fahrzeug sorgfältig fest und streckten sich dann auf dem Verdeck zum Schläfe nieder. In wollene Decken gehüllt, mußten sie allem Wind und Wetter Trotz bieten, und waren sie auch von Hause aus nicht an Luxus gewöhnt, empfanden sie doch in dunklen Nächten, wie außerordentlich einsam ihre Lage sei.

Inbezug auf Abwechslung ließ die Fahrt nichts zu wünschen übrig. Die Scenerie veränderte sich fortwährend und oft glitten sie an anderen Rähnen vorüber, deren Bemannung ihnen heitere Grüße zurief, oder sie tauschten mit den am Ufer beschäftigten Bewohnern der nahegelegenen Dörfer ein paar Worte aus. „Woher die Fahrt?“ „Wohin geht die Reise?“ „Was habt ihr geladen?“ klang es wieder und immer wieder zu ihnen herüber.

Indessen war ihnen das Wetter nicht allezeit günstig; von Zeit zu Zeit erhoben sich heftige Stürme und zwangen sie, ihre Kräfte aufs äußerste anzustrengen, um das kleine Fahrzeug flott zu erhalten. Dazu regnete es oft in Strömen, daß sie bis auf die Haut durchnäßt wurden, und doch mußten sie trotz aller Unbill

von Sturm und Regen weiter schiffen, mußten sie sich mit ihrer ungeschützten Lagerstatt auf dem Verdeck des Rahnes zufrieden geben. Unter diesen Umständen wäre es kaum zu verwundern gewesen, wenn die beiden jungen Bootzleute hier und da einen Grad von Mißmut verraten hätten, doch kam kein Wort der Klage über ihre Lippen und zu keiner Zeit regte sich in Abraham der Wunsch, die Fahrt nicht unternommen zu haben. Seine Gedanken waren so sehr mit dem Zweck der Reise beschäftigt, daß ihm alles vorübergehende Ungemach kaum der Beachtung wert schien.

In der Nähe von Madame Bushanes Pflanzung, einige Meilen unterhalb Baton Rouge begegnete ihnen ein Abenteuer, dessen wir eingehender erwähnen müssen. Der Prahm war am Ufer festgemacht und die beiden Ruderer lagen im festen Schlafe auf dem Hinterdeck, als sie plötzlich durch Fußtritte auf ihrem Rahne geweckt wurden.

Abraham lauschte einen Augenblick, dann flüsterte er: „Uns droht ein Gaunerstreich, Allen; es ist eine Negerbande, die uns berauben will!“

In der Hoffnung, sie zu erschrecken und zu verzagen rief Allen so laut er konnte: „Gieb die Flinten her, Abe, schieß sie nieder!“

Die Neger aber flohen nicht, und die lautlose Stille, welche den Worten folgte, war kaum weniger beängstigend als die finstere Nacht, die über der Gegend lagerte.

„Das geht nicht so glatt für uns ab“, versetzte Abraham in leisem Tone, während er aufsprang und ein Holzseil ergriff, „Komm, wir müssen uns verteidigen!“ Er lauschte wieder und da er kein Geräusch vernahm rief er: „Wer da?“ Keine Antwort.

„Wer da?“ wiederholte er mit verstärkter Stimme.

Diesmal erklangen drohende Worte von mehrerer Neger Lippen.

„Was wollt ihr hier, ihr Schurken?“ donnerte Abraham ihnen zu. „Macht, daß ihr fortkommt, oder wir werfen euch in den Fluß.“ Und damit ließ er seinen Knittel in der Richtung, von wo aus die Stimmen erklangen, durch die Luft sausen, während Allen, der ihm zur Seite stand, seinem Beispiel folgte. Die mit Keulen bewaffneten Neger wichen nicht vom Platze, und jetzt entspann sich ein fürchterlicher Kampf.

„Mache sie nieder“, rief Abraham seinem Freunde zu, „sie wollen uns töten! Laß uns die Schurken ins Wasser stoßen.“

Von beiden Seiten wurden die Keulen geschwungen und schwere Hiebe fielen auf die Kämpfer herab, bis das Gefecht so erbittert wurde, daß es einen verhängnisvollen Ausgang zu nehmen drohte. Da endlich gelang es Abraham, einen der Eindringlinge ins Wasser zu stoßen, und ein gleiches Schicksal fürchtend, sprangen die anderen schnell ans Ufer und liefen davon.

„Schnell hinter ihnen her!“ rief Abraham, der in seiner Aufregung keine Furcht kannte. „Sie verdienen keine Schonung!“

Mit ihren Keulen in der Hand verfolgten die Jünglinge eine halbe (engl.) Meile weit laut schreiend die Neger, welche zu Madame Bushaneß Sklaven gehörten, und kehrten dann eilig zu ihrem Brahm zurück. Sie hatten nicht nur tüchtige Hiebe ausgeteilt, sondern auch viele Wunden erhalten, ja ein Keulenschlag hatte Abraham so stark über dem rechten Auge getroffen, daß er zeit lebens die Narbe davon behielt.

„Wir müssen den Brahm so schnell wie möglich losmachen und weiterrudern“, riet Allen, als sie von der Verfolgung abstanden. „Die raublustigen Kerle möchten in verstärkter Zahl zurückkommen.“

„Das fürchte ich auch“, entgegnete Abraham, „steige schnell außs Deck, während ich den Strick los mache, wir dürfen keine Minute verlieren.“

Dem Rate seines Begleiters folgend, griff Allen zum Ruder, und als wenige Augenblicke später auch Abraham seinen Platz am Borderteile eingenommen, stießen sie vom Ufer ab.

„Jetzt sind wir geborgen, wenn auch die ganze Negerschar der Pflanzung uns überfallen wollte“, rief Allen erleichtert aus.“

„Wir brauchen nicht weit zu fahren“, entgegnete Abraham, „sondern müssen nur einen andern Platz zum Anlegen wählen, dann sind wir sicher.“

„Kann sein, doch glaube ich nicht, daß ich diese Nacht werde ein Auge zuthun können.“

„Kein Wunder! Meine Müdigkeit ist auch vollständig vergangen, entgegnete Abraham. „Eins aber weiß ich, wenn ich je wieder nach Neu-Orleans fahre, dann mache ich mich nicht

ohne Flinte auf die Reise. Ohne Schußwaffe läßt sich schlecht kämpfen.“

„Ich wollte, wir hätten Gewehre gehabt“, stimmte Allen dem Freunde bei. „Wie die Federn wohl geflogen wären.“

„Die Wolle, willst du sagen“, gab Abraham, der seine Kaltblütigkeit schnell wiedergefunden, lachend zur Antwort.

„Sie wollten uns töten.“

„Natürlich. Mit dem Raube allein würden sie sich nicht begnügt haben; wir hätten sie möglicherweise bei ihrem Herrn verklagen können. Am liebsten würden sie uns beiseite geschafft, den Raub in Sicherheit gebracht und das Fahrzeug versenkt haben; und wären wir ihnen nicht zuvor gekommen, hätten sie dies ausführen können, ohne daß irgendjemand etwas davon gemerkt hätte.“

„Sie sind nicht so dumm, wenn sie auch Nigger sind.“

„Nein, aber wenn man es recht bedenkt, sind sie kaum sehr zu tadeln“, fügte Abraham sinnend hinzu. „Durch die Sklaverei ist ihnen alles genommen, nun denken sie vermutlich, es sei nicht unrecht, wenn sie nehmen, was sie bekommen können.“

In Neu-Orleans eingetroffen, fanden die beiden jungen Leute es nicht schwer, ihre landwirtschaftlichen Produkte vorteilhaft zu verkaufen, und als sie ihre Geschäfte besorgt hatten, kehrten sie, wie Mr. Gentry es bestimmte, auf einem Dampfschiffe nach Indiana zurück.

## Dreizehntes Kapitel.

### Verschiedene Begebenheiten.

---

Es liegen unzweifelhafte Beweise vor, daß Abraham, schon ehe er bei Mr. Gentry in Dienst trat, eine längere Flußschiffahrt für seinen Vater unternommen hatte, und daß er den bei dieser Gelegenheit benutzten Prahm selbst baute, denn der Maler Carpenter teilt uns in seinem Buche „Sechs Monate im Weißen Hause“ folgende Erzählung mit, die er von Mr. Lincoln's eigenen Lippen hörte: „Im Empfangszimmer des Residenzgebäudes saßen eines Abends Präsident Lincoln und mehrere Herren in traulicher Unterhaltung beisammen. Durch eine Wendung des Gesprächs wurde der Präsident an das erste Geldstück erinnert, das er sein eigen genannt, und sich zu Mr. Seward wendend, sagte er: ‚Seward, haben Sie je gehört, wie ich mir den ersten Dollar verdiente?‘ ‚Nein‘, entgegnete dieser. ‚Wohlan, so will ich es Ihnen erzählen‘, fuhr Mr. Lincoln fort. ‚Ich war damals ungefähr achtzehn Jahre alt und gehörte, wie Sie wissen, zu den Leuten, die man in den Südstaaten „arme Schlucker“ nennt; denn wer dort keine Sklaven besitzt, zählt nicht mit. Hauptsächlich infolge meiner Anstrengungen war es uns gelungen, so reichlichen Ertrag aus unserer Landwirtschaft zu erzielen, daß es sich, meiner Ansicht nach, der Mühe lohnte, wenn ich alles, was wir davon nicht selbst brauchten, stromabwärts schiffte und verkaufte.

‚Nachdem ich meine ganze Überredungskunst aufgeboten, erhielt ich endlich Muttters Einwilligung zur Fahrt und zimmerte einen kleinen Prahm, der groß genug war, mich samt meinem geringen



Gepäck und ein paar Fässern voll landwirtschaftlicher Produkte aufzunehmen. Nun traf es sich, daß ein Dampfschiff stromabwärts kam. Wir haben, wie Sie wissen, an den westlichen Strömen keine Quais, und wenn sich Passagiere an einem der Landungsplätze befanden, war es Sitte, daß sie in einem Boote an das Dampfschiff gerudert wurden, während dasselbe still hielt, um sie an Bord zu nehmen.

„Ich sah gerade prüfenden Auges meinen Brahm an und überlegte, ob ich ihn noch fester machen oder ihm irgendwelche Verbesserungen zufügen könnte, als zwei Männer mit Reisegepäck in ihrem Wagen dahergefahren kamen und am Ufer Halt machten. Sie betrachteten die verschiedenen Böte und schienen an meinem Kahn besonderes Gefallen zu finden. „Wem gehört dies Fahrzeug?“ fragten sie. Ich entgegnete etwas schüchtern: „Mir.“ „Wollen Sie uns und unser Gepäck an den Dampfer bringen?“ redete der eine mich an. „Gewiß“, erwiderte ich, froh, mir eine Kleinigkeit zu verdienen und vermutend, sie würden mir ein paar Groschen geben. Die Koffer wurden auf meinen Brahm geladen, die Reisenden setzten sich auf ihr Gepäck und ich ruderte sie zu dem Dampfer hin.

„Sie stiegen an Bord; ich hob ihre schweren Koffer auf's Deck und das Schiff sollte eben wieder unter Dampf gehen, da rief ich den beiden zu, daß sie vergessen hätten, mich zu bezahlen. Jeder zog ein Silberstück, einen halben Dollar, aus der Tasche und warf ihn auf den Boden meines Fahrzeuges. Ich konnte meinen Augen fast nicht trauen, als ich das Geld aufhob. Sie denken vielleicht, meine Herren, es sei nur eine geringfügige Summe gewesen, und jetzt scheint es mir selbst eine Kleinigkeit; doch kann ich Ihnen versichern, es war ein außerordentlich wichtiges Ereignis in meinem Leben. Daß ich armer Junge in so kurzer Zeit einen Dollar verdient, — daß ich ihn mir durch redliche Arbeit verdient hatte — wollte mir kaum in den Sinn. Die Welt schien größer und schöner vor mir zu liegen als vorher; ich war von jener Stunde an ein hoffnungsfreudigeres Wesen und blickte mit mehr Vertrauen in die Zukunft.“

Wohl hatte Abraham schon früher beträchtliche Summen verdient, doch gehörte jenes Geld seinem Vater, und Mr. Lincoln

glaubte nicht, daß ein Knabe dessen überhaupt bedürfe. Den Dollar, den unser Held für den Transport der Koffer erhalten, betrachtete er indessen als sein ausschließliches Eigentum.

Als Abraham Mr. Gentry verließ, fühlte er, daß er imstande sei, mehr zu verdienen denn bisher, und die vom günstigstem Erfolge begleiteten Brahmfahrten weckten in ihm das lebhafteste Verlangen, sich ganz dem Schiffergewerbe zu widmen. Er beschloß, seinen Gönner Mr. Wood ins Vertrauen zu ziehen und um Rat zu fragen, fand aber, als er demselben gegenüberstand, nicht den Mut, sein Anliegen vorzubringen.

„Nun, Abe, was hast du auf dem Herzen?“ fragte Mr. Wood endlich.

„Ich möchte so gern Anstellung auf einem Schiffe suchen.“

„Und glaubst du, daß ich dir dabei behilflich sein könnte?“

„Allerdings; ich wollte Sie bitten, mir ein Empfehlungsschreiben an irgendein Boot zu geben.“

„Aber du bist nicht mündig, Abe; dein Vater hat noch Ansprüche an dich.“ In jener unkultivierten Gegend bedurften die Väter damals gar sehr der Hilfe ihrer Söhne und bestanden deshalb mit Strenge darauf, daß dieselben ihren Verpflichtungen nachkämen und für sie arbeiteten.

„Das vergesse ich nicht“, entgegnete Abraham, „doch möchte ich irgendwo festen Fuß fassen und könnte dann mehr für Vater thun, als wenn ich hier in der Umgegend bald dies bald das angreife.“

„Mag sein, aber ich darf mich in derlei Sachen nicht einmischen; du mußt es mit deinem Vater besprechen.“

War Abraham durch den erhaltenen Bescheid auch in seinen Erwartungen getäuscht worden, so ließ er doch keinen Unmut in seinem Herzen aufkeimen, sondern schlug sich den Gedanken an ein Schifferleben aus dem Sinn und suchte in der Nähe der elterlichen Blockhütte Arbeit zu finden. Nicht lange nach der eben angeführten Unterredung sah Mr. Wood ihn im Wald einen großen Baum fällen, den er zu Bettern zersägen wollte.

„Was soll jetzt unternommen werden, Abe?“ fragte Mr. Wood.

„Ein neues Haus; Vater spricht davon, daß er eins bauen will.“

„Und du richtest das Bauholz schon her?“

„Ja, ich möchte alles vorbereitet haben, ehe er so weit ist, daß er den Bau beginnen kann.“

„Es soll wohl ein besseres Haus werden als das alte?“ fuhr Mr. Wood fort.

„Allerdings, das ist schon Mutters wegen nötig; sie sehnt sich sehr darnach.“

„Nun, es ist ihr nicht zu verdenken“, meinte M. Wood, sich zum Weitergehen anschießend.

Der beabsichtigte Bau kam indessen nicht zur Ausführung. Als das Holz vorbereitet war, faßte Mr. Lincoln den Entschluß, nach Illinois zu übersiedeln und verkaufte deshalb das Baumaterial an Josiah Crawford.

Mittlerweile hatte Abraham in Erfahrung gebracht, daß David Turnham ein Exemplar der „Grundgesetze des Staates Indiana“ gekauft habe, und von dem Wunsche erfüllt, Einblick in das Buch zu gewinnen, machte er dem Nachbar einen Besuch und bat ihn, es ansehen zu dürfen.

„Das versteht sich, Abe“, entgegnete David. „Willst du etwa Rechtsgelehrter werden? Du würdest dich jedenfalls trefflich dazu eignen.“

„Schon möglich, doch will ich meine Studien heute noch nicht beginnen“, versetzte Abraham heiter, „ich möchte nur die Landesgesetze unseres Staates genauer kennen lernen; ich weiß so wenig davon.“

„Es geht mir nicht anders, und aus dem Grunde kaufte ich das Buch. Leider kann ich es dich nicht mit nachhause nehmen lassen, da ich selbst jeden freien Augenblick zum Lesen benütze.“

„Das macht nichts“, entgegnete Abraham, „ich kann es gerade so gut hier lesen, der Ort thut nichts zur Sache.“

Das Studium der Landesgrundgesetze ließ Abraham manche Stunde bei seinem Freunde zubringen, und wenn dieser Zeit zum Lesen hatte, griff ersterer zu einer oder der anderen Unterhaltungsschrift, die er in des Nachbarns Hause vorfand. Für die meisten seiner Altersgenossen würden die Grundgesetze wahrscheinlich ein sehr trockenes Studium gewesen sein, für ihn waren sie es nicht; im Gegenteile erschlossen sie seinem wißbegierigen Geiste ein neues

Feld, auf dem er Forschungen anstellen konnte, und übten großen Einfluß auf seine künftige Laufbahn. Schon nach kurzer Zeit traten die ersten Merkmale hiervon zutage, denn er überraschte seinen Freund mit der Bemerkung: „Ich will nach Booneville aufs Gericht gehen, David, möchtest du mich nicht begleiten?“

„Was, wollen sie dich ins Verhör nehmen und ausfindig machen, ob du dein Leben verwirkt habest?“ erwiderte der Gefragte scherzend.

„Ich will dem Verhör eines Angeklagten beiwohnen, um zu sehen, wie sie dabei verfahren“, entgegnete Abraham, „und da ich noch nie in einem Gerichtssaale gewesen bin, werde ich meine Absicht baldmöglichst ausführen.“

„Wie willst du dorthin kommen, Abe?“

„Zu Fuß, natürlich; es ist nicht weit.“

„Ei, für deine langen Beine mag es kein langer Spaziergang sein, für meine ist es zu weit“, versetzte David. „Du nimmst es mir wohl nicht übel, wenn ich warte, bis du Rechtsanwalt bist und eine Verteidigungsrede zu halten hast; dann werde ich mit Vergnügen 15 (engl.) Meilen gehen, um dich zu sehen und plaidieren zu hören.“

Abraham führte seine Absicht ohne Verzug aus und wurde durch das, was er hörte, reichlich für den weiten Weg entschädigt. Die Neuheit des Schauplazes und die mit der Gerichtsverhandlung verknüpfte Aufregung übten einen so gewaltigen Zauber auf ihn aus, daß er wieder und immer wieder nach Booneville wanderte, um sich aufs neue den Genuß zu verschaffen. Da traf es sich einmal, daß ein Mordfall zur Verhandlung kam und daß John Breckinridge, einer der bedeutendsten Rechtsgelehrten des Staates, die Verteidigung des Angeklagten übernommen hatte. Abraham hörte seine packende, schwungvolle Rede in atemloser Spannung an und würde nicht müde geworden sein, dem Vortrag zu lauschen, hätte er auch noch mehrere Stunden gedauert. „Wie froh wollte ich sein, wenn ich je eine solche Rede halten könne“, seufzte er bei sich, und unter dem überwältigenden Eindruck des eben Gehörten seine gewöhnliche Schüchternheit vergessend, schritt er beim Schluß des Verhörs auf Mr. Breckinridge zu und sagte voller Bewunderung: „Das war die beste Rede, die ich je gehört habe.“

Der Rechtsanwalt sah den dürrftig gekleideten Jüngling mit



einem Blicke an, als überraschte ihn seine Kühnheit, würdigte ihn jedoch keiner Antwort, sondern schritt an ihm vorüber und überließ ihn seinen Betrachtungen. Nach vielen Jahren trafen beide unter sehr veränderten Umständen in Washington zusammen. Abraham war inzwischen Präsident geworden und John Breckinridge, der nunmehr in Texas wohnte, gehörte zu den Rebellen. Er hatte nicht nach dem Namen des jungen Menschen gefragt, der ihn in Booneville angeredet, wußte daher auch nicht, daß es derselbe sei, welcher jetzt die höchste Stelle im Staate bekleidete; Lincoln jedoch erkannte ihn sofort und erinnerte ihn in freundlicher Weise an jene Scene. Da Breckinridge bei der Regierung ein Gnadengesuch eingereicht hatte, diente ihm seine in Booneville gehaltene Verteidigungsrede jetzt als beste Empfehlung; Mr. Lincoln wiederholte laut, was er damals zu sich selbst gesagt: „Es war die beste Rede, die ich bis dahin gehört hatte und ich glaubte völlige Befriedigung zu empfinden, wenn ich je eine ähnliche würde halten können.“

Von dem rastlosen Wunsche getrieben, sich zu vervollkommen, bemühte Abraham sich, in Gentryville ein Vortrags-Meeting ins Leben zu rufen und suchte seine Freunde für dies Unternehmen zu gewinnen.

„Ganz abgesehen von der Unterhaltung, die es uns gewährt, wird es von großem Nutzen für uns sein“, äußerte er, von der Idee begeistert, gegen Nat Grigsby.

„Ja, wenn wir alle dir gleichen, Abe, könntest du recht haben; so aber bleibt es sehr fraglich, ob es besonders unterhaltend werden dürfte“, entgegnete der Angeredete; „indessen will ich nach besten Kräften mitwirken. Was soll bei den Zusammenkünften vorgenommen werden?“

„Wir werden deklamieren, aufgestellte Fragen diskutieren und Aufsätze vortragen“, versetzte Abraham. „Es kann sehr interessant werden.“

„O ja, das könnte es schon, wenn wir reden, schreiben und disputieren könnten wie du“, beharrte Nat, „doch möchte ich behaupten, daß die größere Zahl der Teilnehmer sich auf die hinteren Plätze wird zurückziehen müssen. Trotzdem aber — ich bin dabei.“

Nach langem Hin- und Herschwanken wurden endlich alle jungen Leute und mehre ältere Männer für das Vorhaben ge-



wonnen und das erste Meeting war stark besucht. Abraham fühlte sich in seinem Elemente. Die Gedächtnisübungen, mit denen er sich seit längerer Zeit zu eigener Unterhaltung beschäftigt, kamen ihm jetzt gut zu statten; man spendete ihm von allen Seiten warmes Lob und der alte Mr. Gentry erklärte: „So wahr der Junge lebt, aus dem wird noch einmal ein großer Mann werden.“

In den Diskussionen entwickelte Abraham so viel Verstand und logische Schärfe, daß alle Zuhörer mit gespannter Aufmerksamkeit lauschten, wenn er zu reden anhub. Eine der aufgestellten Streitfragen lautete: „Welche Kraft ist stärker, die des Windes oder der Strömung?“ eine andere hieß: „Wer ist mehr berechtigt zum Klagen, der Neger oder der Indianer?“ Was die erstere betrifft, so fiel es Abraham nicht schwer, tiefer in dieselbe einzugehen; auf eigene Beobachtung gestützt und der praktischen Erfahrung anderer manchen lehrreichen Wink entnehmend, stand ihm reichlich Material zugebote, um die Wirkung der beiden Kräfte gegen einander abzumessen. Bei Behandlung des zweiten Themas sprach er sehr bestimmte Ansichten aus. Er hegte, wenn nicht aus anderen Gründen, doch in Erinnerung an seine Voreltern, bitteren Haß gegen die Indianer; trotzdem hielt er sie für eine mißhandelte Rasse. In dieser Debatte nahm er Partei für den Neger und verfocht bei der Gelegenheit zum erstenmal in einer öffentlichen Versammlung die Rechte der Sklaven.

Während Abrahams Geist sich nach allen Seiten hin kräftig entfaltete, ließ sich von seiner äußeren Erscheinung nicht sagen, daß sie an Anmut zugenommen hätte, vielmehr beschreibt Miß Roby ihn zu der Zeit, da er in Mr. Gentrys Dienste trat, als einen „großen, mageren, hochbeinigen, linkischen Jungen, mit vertrockneter, runzeliger Haut.“ Er sah viel älter aus, als er wirklich war, und da er, wenig Wert auf Kleidung legend, noch immer in der äußerst einfachen Pioniertracht einherging, so wurde sein unschönes Äußere dadurch nur noch unschöner. Dennis Hanks traf mit seiner Bemerkung „Abe hat viel zu lange Beine, um hübsch zu sein“, den Nagel auf den Kopf.

Dessenungeachtet aber war er der Mittelpunkt der geselligen Kreise, und Nat Grigsby begründet dies durch folgende Angaben:

„Wenn er bei geselligen Zusammenkünften ins Zimmer trat, scharten sich gleich alle jungen Leute um ihn, da jeder mit Vergnügen seinen Worten lauschte. Er bediente sich in seinen Reden, seinen Erzählungen und Unterhaltungen einer bilderreichen Sprache, erläuterte seine Beweisgründe oft noch durch übereinstimmende Thatfachen und öffnete uns das Verständniß für schwerbegreifliche Dinge durch Anführung von Geschichten, Lebensregeln, Anekdoten und Ziffern. Um uns sofort erkennen zu lassen, was seine Worte bezweckten und wohin sie zielten, suchte er uns seine Ideen und Lehren fast immer durch eine leicht verständliche, treffende Erzählung anschaulich zu machen.“

Einige Jahre später fand, bei Gelegenheit der Doppelhochzeit von Nat Grigsby und dessen Bruder, den jungen Ehepaaren zu Ehren in des alten Mr. Grigsby Hütte eine große Gesellschaft statt, zu der Abraham, eines unbedeutenden Grobles wegen, nicht eingeladen worden war. Er empfand die Zurücksetzung so bitter, daß er seinem Unmut in einem Gedichte Ausdruck lieh, das er „Rubens Erlebnisse“ benannte und auf eine Stelle des Weges legte, wo er sicher war, es werde in die richtigen Hände fallen. Es war eine satirische Dichtung, die nicht nur in der Familie Grigsby, sondern auch bei den übrigen Nachbarn böses Blut erregte, und Abraham fühlte bald tiefe Reue über seine unüberlegte Handlungsweise, so daß er froh war, als die Sache endlich zu friedlichem Austrag kam. Nachdem unser Held zum Präsidenten gewählt worden, schrieb Nat Grigsby: —

„Lincoln war der Verfasser von ‚Rubens Erlebnissen‘ — eine Satyre auf die Brüder Grigsby und Josiah Crawford, nicht den Schullehrer, sondern den Mann, der Lincoln ‚Washingtons Leben‘ lieh. Die Satyre war scharf und verlegend, doch gut durchgeführt; sie kränkte uns damals sehr; jetzt aber ist das alles vergessen. Im ganzen Lande giebt es keine Familie, die Abenachher inniger geliebt hätte und jetzt mehr zu dem großen Manne aufsieht, als die unsere. Wir haben ihm bei der Präsidentenwahl samt und sonders unsere Stimmen gegeben — alle, die nur stimmberechtigt waren, Kinder und Enkel haben für ihn gestimmt und werden immer für ihn stimmen.“

Von Dennis Haufs, dem intimsten Freunde Abrahams während

seiner Jünglingsjahre, ist uns eine so charakteristische Schilderung geliefert, wie Abraham sich Kenntnisse aneignete und seine Selbstbildung betrieb, daß wir die Angabe hier wörtlich beifügen: —

„Er lernte durchs bloße Sehen, Riechen und Hören. Ihm entging nichts von dem, was gesprochen wurde und er machte die aufgeworfenen Fragen wieder und immer wieder zum Gegenstand eingehender Besprechungen, bis er sie endlich so erschöpft hatte, daß nichts mehr aus ihnen abzuleiten übrig blieb. Er ging in politische und andere Versammlungen, um die Reden zu hören, wollte jede Sache von allen Seiten kennen lernen und die verschiedenen Ansichten über sie in Erfahrung bringen und besprach oder bestritt sie, je nachdem er mit dem Redner einverstanden war oder nicht. Abe war, wie ich schon erwähnt, ursprünglich Demokrat und Anhänger Jacksons; diese Gesinnung teilte sein Vater, teilten wir alle. Er predigte, hielt Reden, las vor, erklärte uns Verschiedenes u. s. w. Er war ein fröhlicher, kluger Junge und immer voll launiger Einfälle; zuweilen beschlich ihn tiefe Traurigkeit, doch kam dies nicht häufig vor. Er hielt vor den anderen Knaben vielfach Reden über politische und andere Gegenstände, wurde dabei nie aufgereggt, sondern drückte sich immer klar und logisch aus. Um den Verhören beizuwohnen, ging er immer aufs Gericht; er las mit großem Eifer die revidierten Landesgesetze von Indiana und interessierte sich ganz besonders für juristische Angelegenheiten zc. . . . Wenn er nach Gentryville kam, fesselte er durch seine originelle und humoristische Erzählungsweise und seine Späße alle Leute so sehr, daß sie oft bis Mitternacht zusammenblieben. Abe war ein guter Erzähler, ein guter Vorleser und eine Art Neuigkeitskrämer.“

Die von Zeit zu Zeit immer wieder auftauchende Milchseuche regte in Mr. und Mrs. Lincoln den Gedanken an, daß es besser sein würde, nach Illinois zu übersiedeln. John Hanks war dorthin gezogen und hatte so Günstiges über das Land berichtet, daß es nur natürlich war, wenn sie sich entschlossen, ihm zu folgen, hofften sie doch, dadurch der gefürchteten Krankheit zu entgehen.

## Vierzehntes Kapitel.

### Die Übersiedelung nach Illinois.

---

Noch ehe das Jahr 1830 angebrochen, hatte Mr. Lincoln den bestimmten Entschluß gefaßt, nach Illinois zu übersiedeln, und sowohl Dennis Hanks, als Levi Hall, die Gatten von Mrs. Lincolns Töchtern, wollten sich ihm mit ihren Familien anschließen. Dennis war von einem heftigen Anfall der Milchseuche ergriffen worden und hatte, als er sich genügend erholt, einen kurzen Ausflug nach Illinois gemacht, der ihn diesen Staat im vorteilhaften Licht erblicken ließ. Da er bei der Gelegenheit auch den vier Meilen von Decatur wohnenden „Onkel John Hanks“ besucht und äußerst günstige Berichte von dort zurückgebracht hatte, so beschloß Thomas Lincoln, geradewegs zu „Onkel John“ zu gehen. Er that sofort Schritte seine Farm zu verkaufen, fand auch in dem alten Mr. Gentry einen bereitwilligen Abnehmer und überließ seine Kornvorräte und Schweine zu mäßigen Preisen an David Turnham. Nach Illinois gedachte er nur „einige Ochsen, ein Pferd, die Möbel und das Leinenzeug, seine Werkzeuge und dergl. mehr“ mitzunehmen, und sobald alle Vorkehrungen getroffen, ward der Hausrat auf Mr. Lincolns eisenbeschlagenen Lastwagen gepackt. Der Besitz dieses Fuhrwerks, des ersten, dessen er sich rühmen konnte, verminderte die Kosten der Übersiedelung um ein bedeutendes, zumal vier Joch Ochsen, die zur Hälfte dem jungen Hanks gehörten, als Zugkraft benutzt wurden und Abraham die Leitung der Gespanne übernahm. So ausgerüstet machte sich die aus dreizehn Personen bestehende Familie Mitte Februar auf die



Reise. Abraham hatte gerade zwei oder drei Tage vorher seine Mündigkeit erreicht und war am Morgen dieses bedeutsamen Tages von seinem Vater mit ernster Miene begrüßt worden.

„Du bist nun 21 Jahre alt und von heute an dein eigener Herr, Abe“, redete er den Sohn an.

„Warum kündigst du mir das so feierlich an?“ entgegnete Abraham, der wohl ahnte, was in seines Vaters Gemüte vorging.

„Weil es jetzt von dir allein abhängen wird, ob du bei uns bleiben oder uns verlassen willst — wenn ich auch nicht recht weiß, wie ich ohne dich fertig werden soll.“

„Du kannst mich fürs erste nicht entbehren, Vater“, versetzte Abraham treuherzig, „und darfst überzeugt sein, daß ich gleich dir Verlangen trage, nach Illinois zu gehen. Ehe ich euch verlasse, will ich euch wohlbehalten dort angekommen und behaglich eingerichtet sehen.“

Abraham liebte seine Eltern zu innig, als daß er sich jetzt, wo ihnen ein beschwerlicher Umzug bevorstand, hätte von ihnen trennen sollen, und wir hören Mr. Scripps, der die näheren Umstände kennt, inbezug hierauf sagen: „Er war der einzige Sohn seines jetzt schon alternden Vaters und hätte seinem innersten Wesen untreu werden müssen, wenn er ihn zu einer Zeit verlassen, da dem alten Manne durch Gründung einer neuen Heimat im fremden Lande viel Mühsal, Arbeit und Entbehrung bevorstanden. Wie lockende Aussichten sich ihm auch für die Zukunft geboten, wenn er seine ganze Kraft der Erreichung solchen Zieles zugewandt hätte, er opferte sie fröhlich seinem Pflichtgefühl und nahm ungesäumt und ungeteilten Herzens die vor ihm liegende Arbeit in Angriff.“

Derselbe Schriftsteller, ein Westländer von Geburt, beschreibt die damalige Umzugsweise in folgenden Worten:

„Zu jener Zeit nahmen die Bewohner der westlichen Regionen, wenn sie von einem Staat nach dem anderen, von einer Niederlassung zur anderen übersiedelten, alle ihre bewegliche Habe mit sich, — ihren Hausrat, ihre Küchenutensilien nebst Reiseproviant, ihre Ackergeräte, ihre Pferde und ihr Vieh. Die ersteren wurden auf Frachtwagen geladen und meistens von Ochsen gezogen; das Vieh aber vertraute man den jüngeren Knaben der Familie an und-



oftmals standen ihnen die Schwestern und Mütter beim Treiben der kleinen Herde bei. In solcher Weise für eine wochen- und vielleicht monatelange Reise ausgerüstet, machten die Auswanderer sich auf den Weg ohne viel an die Beschwerden zu denken, die sich ihnen in Gestalt schlechter Wege, brückenloser Flüsse, unfreundlichen Wetters, harten Nachtlagers, ja, in Gestalt von Krankheiten, Unfällen und selbst Todesfällen bieten würden. Ihr Geist war vollauf mit den neuartigen Dingen beschäftigt, die sie sehen würden und die sie schon vorher in Aufregung versetzten, während sie in gehobener Stimmung der vielgerühmten Vorzüge des künftigen Wohnorts gedachten und freudige Hoffnungen für ihren materiellen Vorteil mit demselben verknüpften. Zwischen 10 bis 15 engl. Meilen täglich zurücklegend, führte ihre Wanderung sie bald auf verödete Wege, bald über Berge, Sümpfe und Flußgebiete, bald durch dichtverwachsene Wälder und in unermessliche Prärien, wo das Auge nichts erblickte als Himmel und Erde. Und wenn Männer, Frauen und Kinder, Hirten und Herde mit Sack und Pack tagsüber mühselig vorgeedrungen, legten sie sich nachts unter dem weiten Sternenzelt zum Schlafe nieder, bis sie nach langem, beharrlichen Wandern endlich das Ziel ihrer Reise erreichten.“

In ähnlicher Weise wie hier beschrieben, gestaltete sich auch die Übersiedelung der Lincolnschen Familie nach Illinois, und den mutigen Pionieren schien die ungefähr 200 (engl.) Meilen lange Reise durchaus kein großes Unternehmen. Das Wetter erwies sich fast unausgesetzt günstig, die Wege aber waren tief erweicht und Abraham mußte meilenweit bis zum Knöchel durch den Schlamm schreiten. Zu anderen Zeiten wadete er streckenweise durchs Wasser, das ihm buchstäblich bis zu den Knien reichte, und da seine Beine unverhältnismäßig lang waren, läßt sich bemessen, wie hoch der Wasserstand gewesen sein muß. Nachdem sie den größeren Teil der Reise zurückgelegt, kamen sie an den Kasaskiastrom, der aus seinem Bette getreten war und die Niederungen überschwemmt hatte, so daß von dem alten Knütteldamm kaum noch etwas zu sehen war.

„Jetzt können wir nicht weiter“, rief Hanks bekümmert aus.

„Nicht weiter?“ wiederholte Abraham. „Das wollen wir denn doch sehen.“

„Der Mann, der uns gestern hierher wies, sagte, wenn die Niederungen überschwemmt wären, so würden wir drei (engl.) Meilen durchs Wasser zu schreiten haben“, gab Hants zu bedenken, „und die Angabe scheint mir noch viel zu gering.“

„Und wäre es sechs mal so weit, ich würde mir nichts daraus machen“, entgegnete Abraham, „vorausgesetzt, daß der Strom nicht zu tief ist, um ihn zu durchwaten. Wir können das Fallen des Wassers hier nicht abwarten, und was das Auffuchen einer besseren Übergangsstelle betrifft, so glaube ich nicht, daß wir innerhalb zwanzig Meilen eine finden würden.“

„Das würde sehr zeitraubend sein“, fiel sein Vater ein.

„Ja, darum schlage ich vor, wir gehen geradezu durchs Wasser“, meinte Abraham. „Ich will voranschreiten“, fügte er fröhlich hinzu, „und gehe ich unter, so könnt ihr euch dies zur Warnung dienen lassen und umkehren.“

„Es wurde demnach beschlossen, den Weg trotz aller Hindernisse in gerader Richtung fortzusetzen. Abraham trieb sein Gespann drei Meilen weit durch das Wasser, das ihn bis zur Hüfte umgab, während er seinen Ochsen ermunternd zurief und seinen Reisegefährten durch heitere Worte Mut einsprach. Mehr als einmal waren Wagen und Ochsen nahe daran, von der reißenden Flut fortgespült zu werden, indessen überwand Abraham durch Besonnenheit und Energie alle Schwierigkeiten und am ersten März des Jahres 1830 trafen die Auswanderer bei John Hants ein. Welcher Art Onkel Johns Hütte gewesen, können wir nicht sagen, soviel aber ist gewiß, daß infolge des Eintreffens von dreizehn Besuchern alle Räumlichkeiten in derselben überfüllt wurden; indessen fühlte sich niemand beengt, da die Pioniere oft ähnlichen Beschränkungen ausgesetzt waren.

„Ich habe einen Platz ins Auge gefaßt, an dem ihr euch niederlassen könnt“, sagte Onkel John im Laufe des Tages zu Mr. Lincoln. „Ihr findet dort einen großen Vorrat von Holzstämmen, die ich im verflossenen Herbst gefällt habe und es würde mich freuen, wenn ihr sie zum Bauen eures Hauses benutzen wolltet.“

Nachdem die Einrichtung der Blockhütte besprochen worden, machten sich die Männer folgenden Tages auf die Wanderung,

um den bezeichneten Platz in Augenschein zu nehmen. Er lag nördlich vom Sagamonstrome, etwa 10 engl. Meilen von Decatur und sechs Meilen von Onkel Johns Hause. Die Gegend erfüllte alle mit Entzücken, boten doch die Vereinigung von Wald und Prärieland und der vorhandene Quellenreichtum außerordentlich günstige Aussichten für die Landwirtschaft.

Der Bau der Blockhütte nahm nicht lange Zeit in Anspruch; Abraham leistete den größeren Teil der Arbeit, denn er war entschlossen, seinen Eltern eine so behagliche Wohnung zu schaffen, wie sie sich unter den obwaltenden Verhältnissen herstellen ließ. Er wählte deshalb aus dem von Onkel John vorbereiteten Baumaterial die besten Stämme und glättete sie sorgfältigst, obgleich er keine anderen Werkzeuge als ein gewöhnliches Beil, eine Zimmerart, eine Handsäge und ein Zugmesser besaß.

Als das Blockhaus fertig war, wurde ganz in der Nähe ein Stall mit einem Räucherboden errichtet. Die Thüren und Fußböden der Hütte waren aus einmal der Länge nach gespaltenen Stämmen gefertigt und der Dachgiebel mit Schnitzwerk von Eichenholz verziert, das Abraham eigenhändig ausgeführt hatte. Die wenigen Nägel, deren man sich bediente, waren alle von Indiana mitgebracht worden.

„Ihr habt noch keinen so ergiebigen Boden gesehen“, bemerkte John Hanks im Gespräch mit Mr. Lincoln, „der Acker in Indiana läßt sich mit dem Prärieland nicht vergleichen.“

„Davon habe ich mich schon überzeugt“, erwiderte Mr. Lincoln. „Wir müssen uns beeilen, noch in diesem Frühjahr ein größeres Stück Land mit Roggen zu besäen und müssen es auch einfriedigen. Abe ist groß im Lattenspalten.“

„Das Ackern und Einfriedigen werden Abe und ich besorgen“, meinte John, den Freunden seine Hilfe bereitwilligst noch ferner zugebote stellend.

Der Vorschlag wurde dankbar angenommen und baldigst ausgeführt. Mit Hilfe der vier Joch Ochsen gelang es Abraham und John, 15 Morgen Landes innerhalb einer Woche zu pflügen, und sobald die Saat beschafft war, machten sie sich eifrig ans Lattenspalten und Einzäumen der Felder. Diese Latten bekamen dreißig Jahre später historische Bedeutung und spielten, wie wir weiterhin

sehen werden, in einem interessanten Kapitel der nordamerikanischen Landesgeschichte eine wichtige Rolle.

Neben diesen Beschäftigungen auf des Vaters Grundstück fand Abraham noch Zeit, mancherlei Arbeiten für verschiedene Leute in der Umgegend auszuführen.

„Abe war der seltsamst aussehende Mensch, der mir je vorgekommen ist“, bemerkt Georg Cluse, ein gelegentlicher Arbeitsgenosse unseres Helden in jener Zeit; „er war so groß, so linkisch und so voller Runzeln!“

„War er ein guter Arbeiter?“

„Der beste, den man finden kann und dabei sehr klug; doch seine Kleidung sah äußerst komisch aus.“

„Wie kleidete er sich?“

„Er trug Hosen aus grober Leinwand, die unten eng und an den Knien durchgeschauert waren. Ich selbst sah schäbig genug aus, im Vergleich mit seinem Anzug aber war der meine elegant.“

„Wir waren vielfach miteinander beim Lattenspalten beschäftigt“, fährt Cluse fort. „Er that es allen in der Arbeit zuvor, hatte Varenkräfte und wurde nie müde. Um in den Besitz von neuen Weinkleidern zu kommen, wurde er mit Nancy Miller handelseinig, daß er ihr für jede zu einer Hose erforderliche Elle braunen Barchents 400 Lattenspalten wollte.“

„Wie stand es ums Lesen? Las er gerne?“

„Als ich mit ihm zusammen arbeitete, hatte er nicht viele Zeit zum Lesen, doch sprach er immer über geschichtliche Ereignisse, über Politik und große Männer, und ich habe ihn mit einem Buche in der Hand, lesend zu seinem Tagewerk gehen sehen. Abe scheute keine Entfernung und ging gelegentlich 6, 7 oder 8 engl. Meilen weit zu seiner Arbeit.“

Tritt aus diesen Angaben deutlich genug hervor, daß Abraham sich zu jener Zeit durch Fleiß und anstrengende Arbeit außerordentlich nützlich machte, so fehlt es ebenfalls nicht an Beweisen, daß er sich durch seine Geistesgaben und seine geselligen Eigenschaften überall Freunde erwarb. Georg Cluse erklärt: „Es gab kein Haus in der ganzen Umgegend, in dem er nicht ein gern gesehener Gast gewesen wäre.“

Im Herbste dieses Jahres trat in dem Landstrich um Decatur herum das Wechselfieber auf und kein Glied der Vincolnschen Familie blieb unverschont. Zwar nahm die Krankheit keine schlimme Form an, doch fühlten sich alle angegriffen und nur Abraham kam mit einem so leichten Unwohlsein davon, daß man ihm keine Verminderung der Kräfte anmerkte. Indessen gewannen sie die Überzeugung, daß ihr Wohnort der Gesundheit nicht zuträglich sei und wir können gleich hinzufügen, daß Mr. Lincoln aus diesem Grunde später nach einer gesünderen Gegend zog und sich in der Grafschaft Cole niederließ, wo er am 17. Januar 1851 starb.

Der erste Winter in Illinois war für die Familie Lincoln mit mancherlei Beschwerden verknüpft und der sprichwörtlich gewordene „große Schneefall“ machte ihnen viel zu schaffen. Da sie, was ihre Fleischnahrung betraf, hauptsächlich auf die Tiere des Waldes angewiesen waren, so kostete es oft große Anstrengung, sich durch den drei Fuß tiefen Schnee durchzuarbeiten, um ein Stück Wild zu erlegen und sie hatten es nur Abrahams Kraft und Beharrlichkeit zu danken, wenn der langanhaltende Winter ihnen nicht größere Entbehrungen auflegte.

---



## Fünfzehntes Kapitel.

### Die zweite Fahrt nach Neu-Orleans.

---

Im Februar des Jahres 1831 wurde John Hanks von dem in Neu-Salem wohnenden Krämer Denton Offutt aufgefordert, eine Kahnfahrt nach Neu-Orleans zu unternehmen und daselbst Waren für ihn zu verkaufen. Hanks lehnte das Anerbieten mit der Bemerkung ab, er verstehe nichts von Kramgeschäften, indessen wolle er sich zu der Fahrt entschließen, wenn sein unlängst eingetroffener Verwandter Abe Lincoln und dessen Stiefbruder John Johnston ihn begleiten dürften; beide seien tüchtige Leute und besonders mit Abe, „dem größten und stärksten Kerl in ganz Illinois“ könne sich so leicht kein Bootsmann messen. Da dem Krämer sehr viel daran lag, den als guten Bootsmann bekannten Hanks für das Unternehmen zu gewinnen, so willigte er in den Vorschlag ein und bestimmte jedem der Männer einen Tagelohn von 50 Cents, während er obenein verhiess, bei ihrer Rückkehr 60 Dollars gleichmäßig unter sie zu verteilen.

Die in Aussicht gestellte Bezahlung erschien Abraham und seinem Stiefbruder so verlockend, daß sie sich sofort zur Teilnahme an der Fahrt entschlossen, und schon zu Anfang des Monats März sehen wir die drei Freunde aufbrechen, um der Verabredung gemäß in Springfield mit Offutt zusammenzutreffen. Sie fuhren in einem Boot den Sangamon bis Jamestown hinab und wanderten von dort nach dem fünf Meilen weit entfernten Springfield, wo Offutt sie in einem Gasthause erwartete. Des Krämers Blick blieb bei ihrem Eintritt voll Erstaunen auf Abraham haften; hatte Hanks

ihm auch gesagt, sein Verwandter sei der größte Mann in Illinois, so erwartete er doch weder einen Riesen, noch einen so jungen Menschen zu sehen. Indessen standen sie bald in bestem Einvernehmen und Offutt theilte den eben Angekommenen mit, daß er einen großen Verdruß gehabt habe.

„Ich rechnete sicher darauf, der Brahm, den ich bestellt, sollte zu dieser Zeit fix und fertig an der Mündung des Springflusses liegen, höre aber gestern, er sei noch nicht einmal in Angriff genommen. Was ist nun zu thun?“

„Wir müssen sofort einen Brahm bauen“, erwiderte Abraham ohne Verzug. Die schnelle Antwort gewann ihm das Herz des Krämers.

„Verstehen Sie Sich denn darauf?“ fragte er.

„Das wollte ich meinen“, entgegnete Abraham. „Wenn wir drei Hand ans Werk legen, so können wir das Fahrzeug in drei Wochen fertig machen.“

„Wohlan denn, so unternehmen Sie den Bau“, versetzte Offutt. „Es stehen genug Bäume am Springfluß, die wir fällen und nach Sangamontown hinunterflößen können, damit der Brahm dort gezimmert werde.“

Dieser Bestimmung zufolge machten sich die drei Hinterwäldler nach dem bezeichneten Orte auf und hatten 14 Tage lang mit dem Fällen der Bäume zu thun, während welcher Zeit Abraham noch Muße fand, nach Jamestown zu wandern und das Boot zu holen, welches sie daselbst zurückgelassen hatten. Dann wurden die Stämme nach Sangamontown gefloßt und von dort nach der  $1\frac{1}{2}$  Meile entfernten Sägemühle geschafft, um zu Brettern zerschnitten zu werden. In der Zwischenzeit errichteten die drei Freunde einen kleinen Schuppen, in dem sie hausten und ihre Mahlzeiten einnehmen wollten, waren sie doch übereingekommen, sich selbst zu verköstigen, da Abraham sich bereit erklärte, das Kochen zu besorgen. Trotz der mancherlei Zeitverluste wurde der Brahm vor Ablauf von vier Wochen fertig und sein festes Gefüge ließ nichts zu wünschen übrig. Auch Offutt hatte sich nach Sangamontown begeben, um bei der Anfertigung des Fahrzeuges zugegen zu sein und es dauerte nicht lange, so fand er heraus, daß der hochaufgeschossene, langbeinige und unerfahren aussehende Abe ein ungewöhnlich begabter junger

Mann sei. Der Krämer gehörte ebenso wie Abraham zu jener Zeit der Whigpartei an, doch wollte letzterer nicht dulden, daß sein Gefinnungsgenosse auf den Vertreter der politischen Gegenpartei schimpfe, und jedesmal, wenn Offutt seinem Groll in dieser Richtung freien Lauf ließ, trat er mit großer Energie als dessen Verteidiger auf. Wie sehr bewandert der ältere Mann auch in der Politik war, so überzeugte er sich gar bald, daß Abraham ihm darin nicht nur gewachsen, sondern sogar überlegen sei; hatte derselbe doch durch die Lebensbeschreibungen hervorragender Männer des Vaterlandes so genauen Einblick in die Verhältnisse und Sitten ihrer Zeit und in die Beweggründe ihrer Handlungen gewonnen, daß er den Krämer oftmals mit wohlbegründeten Einwänden zum Schweigen brachte. Aber nicht nur politische Gespräche, auch heitere Unterhaltungen würzten ihnen die Feierstunden und es war wiederum Abraham, der teils durch humoristische Vorträge, teils durch seine Leistungen als „Koch“ die Lachmuskeln der Gefährten in Bewegung setzte, so daß die vierzehn Tage, bis der Rahnbau vollendet, sich im großen und ganzen für die Erbauer zu einer fröhlichen Zeit gestalteten, die im Umsehen verfloßen schien.

Als der Brahm fertig, wurde er beladen; Fässer mit gesalzenem Schweinefleisch, Schweine und Korn bildeten die vorläufige Befrachtung, während Offutt längs des Weges noch andere Einkäufe zu machen und nach Neu-Orleans zu nehmen gedachte. Unmittelbar unterhalb Neu-Salems blieb das Fahrzeug eine Nacht und einen halben Tag auf dem Rutlodgedeich stecken, und zwar ragte das eine Ende über den Deich empor, das andere aber war tief ins Wasser gesunken.

„Da sitzen wir in einer argen Klemme“, rief Offutt nach genauer Untersuchung bei Tagesanbruch aus, „es wird längere Zeit dauern hier loszukommen, als der ganze Bau des Brahms erforderte.“

„Keineswegs“, entgegnete Abraham, der mit schnellem Blick die Lage erfaßt hatte. „Alein es bleibt uns nichts übrig, als umzuladen. Wir müssen schleunigst einen Rahn mieten, die Ladung hineinschaffen und dann sehen, was sich thun läßt.“

Mittlerweile hatte sich die ganze Bevölkerung von Neu-Salem am Ufer versammelt und beobachtete mit gespannter Aufmerksamkeit das Vorgehen der Bootleute.

„Euer Brahm wird untergehen oder bersten, wenn ihr euch nicht spuret“, rief einer der Zuschauer und in der That schien ein solcher Ausgang unvermeidlich, denn die Fässer und Säcke rutschten allmählich nach rückwärts und mit jedem ungenützten Augenblick stieg die Gefahr. Indessen unter Abrahams Leitung war die Ladung bald in ein anderes Fahrzeug geschafft und als dies geschehen, bohrte er an dem emporragenden Ende ein großes Loch in den Boden des Brahms. Dann errichtete er eiligst eine „wunderliche Maschinerie“, um das unter Wasser stehende Ende in die Höhe zu heben und so lange in der Schwebelage zu halten, bis alles Wasser durch das Loch ausgelaufen sein würde. Sobald dies bewerkstelligt, wurde die Öffnung sicher verstopft und in wenigen Minuten schon konnten sie das Fahrzeug mit leichter Mühe über den Deich in das tiefe Wasser schieben, wobei ihnen vom Ufer her das laute Beifallsrufen der Zuschauer zuteil wurde. Offutt war in der heitersten Stimmung.

„Das war ein Meisterstück, Abe“, rief er aus; „nicht einer unter Tausenden hätte dies fertig bringen können. Hurra, Abe Lincoln soll leben! Hurra! Und nochmals, Hurra!“ Und dabei schwenkte er seinen Hut und die am Ufer stehende Menge fiel bei jedem Hurra laut schreiend in die Ehrenbezeugung ein, die Abrahams erfinderischem Geist in herzlichster Weise dargebracht wurde.

„Wenn ich von Neu-Orleans zurückkehre“, rief Offutt den Bewohnern von Neu-Salem zu, „werde ich einen Dampfer zur Fahrt auf dem Sangamon bauen lassen und Abe zum Kapitän machen. Ich will das Fahrzeug mit Rufenvorrichtung versehen lassen, damit es leicht über Eisflächen gleite, und es soll Kollklöbe haben, damit es weder durch Deiche, noch durch Untiefen aufgehalten werde, und zum Donnerwetter, wenn Abe Kapitän ist, so wird die Fahrt weitergehen müssen!“

Diesen Worten folgte erneutes Beifallsrufen vom Lande, während der große, linksche Abraham sich vor Lachen die Seiten hielt.

Der Unfall, der dem Brahm ernstliche Gefahr zu bringen gedroht, lenkte Abrahams Gedanken auf die Schwierigkeiten, welche sich der Schifffahrt auf den westlichen Strömen entgegensetzten, und jahrelang beschäftigte er sich mit Studien und Plänen, wie man dieselben in zweckmäßigster Weise bekämpfen könne, bis sich das



Resultat seiner Folgerungen in einer Erfindung kundthat. Zur Zeit, da er schon zum Präsidenten gewählt worden, beschrieb ein Korrespondent der Bostoner Zeitung ‚Advertiser‘ diese Erfindung in einem Artikel, der folgendermaßen beginnt:

„Einen bescheidenen, wenig bemerkbaren Platz einnehmend, steht in einem Schaukasten der großen Patentamtshalle ein kleines Modell, das man in künftigen Zeiten für eine der merkwürdigsten und heiligsten Reliquien in dieser ungeheueren Sammlung einzig in ihrer Art dastehender, wertvoller Gegenstände halten wird. Es ist das von Abraham Lincoln aus Holz geschnitzte einfache Modell eines Dampfbootes und trägt das Datum 1849, einer Zeit, da man von dem Erfinder noch nichts anderes wußte, als daß er ein gemandter Jurist und angehender Politiker in Illinois sei. Weder die Advokaturpraxis, noch die Politik nahmen ihn so völlig in Anspruch, daß sie ihn verhindert hätten, seinen Scharffinn an einer Erfindung zu erproben, von der er hoffte, daß sie der Welt nützen und ihm selbst Vorteil bringen möchte.

„Der Zweck dieser Erfindung erinnert an jene Phase in Abraham Lincolns Jünglingsalter, da er als Bootsmann den Mississippi besuhr und die Gefahren sowie die Schwierigkeiten kennen lernte, welche mit der Schifffahrt auf den westlichen Strömen verknüpft sind. Es ist ein Versuch, Fahrzeuge mit Leichtigkeit über Untiefen, über feststehende oder entwurzelte Baumstämme im Wasser hinweg zu heben. Die Grundidee spricht sich in einem Apparat aus, der geräuschlosen Blasebälgen gleichend, dicht unter der Wasserlinie angebracht ist und vermittelt einer eigentümlichen, nicht sehr komplizierten Vorrichtung von Stricken, Klappen und Rollen in Thätigkeit gesetzt werden würde. Wenn der Kiel des Fahrzeuges den Sand oder andere Hindernisse berührt, so sollen diese Blasebälge sich mit Luft füllen und das Schiff höher emporheben, so daß es leicht und sicher über die Untiefe fortgleiten könne, welche ihm andernfalls verderblich oder doch hemmend in den Weg gekommen wäre.“

Als der Brahm glücklich über die Sandbank und wieder in tiefes Wasser gebracht worden war, wurde er aufs neue beladen und die Fahrt schleunigst fortgesetzt. Bei Salt Creek ließ Offutt halten, um Schweine zu kaufen; die unbändigen Tiere sträubten



sich jedoch, an Bord zu gehen, und verrieten so große Kampflust, daß zu befürchten stand, sie würden, selbst wenn es gelänge, sie aufs Fahrzeug zu bringen, der Mannschaft große Unbequemlichkeit verursachen. Nach längerem vergeblichen Bemühen, sie dem Ufer zuzutreiben, erklärte Abraham endlich:

„Es ist ganz umsonst; sie sind zu widerspenstig, als daß sie sich dahin treiben ließen, wohin man sie haben will.“

„Nun, da Sie den Brahm über die Sandbank gebracht haben, Abe“, entgegnete Offutt halb im Scherz, „so werden Sie auch ein Mittel ausfindig machen, die Schweine an Bord zu bringen.“

„Wenn sie auf den Brahm gebracht werden und sich dort ruhig verhalten sollen“, rief Abraham aus, „so bleibt nichts übrig, als ihnen die Augen zu vernähen und die Beine zusammenzubinden.“

„Getroffen, Abe“, versetzte Offutt. „Ich wußte, daß Sie uns aus der Verlegenheit helfen würden. Lassen Sie sehen, wie Sie Ihren Vorschlag ausführen.“

Ein Schwein bei den Ohren ergreifend, rief Abraham seinem Gefährten Hank's zu, es am Schwanz zu halten und forderte dann Offutt auf, ihm die Beine zusammenzubinden und die Augenlider zusammenzunähen. „Wenn es trotzdem kämpfen will, muß es dies wenigstens im Dunkeln thun“, fügte er hinzu.

Das Experiment hatte den gewünschten Erfolg; die Schweine wurden in einen Karren geladen und ans Ufer gefahren, von wo aus Abraham sie eins nach dem anderen auf den Brahm trug. „Grausam ist es, das läßt sich nicht leugnen“, meinte er, „aber was kann man anderes thun? Im Kampf gegen unbändige Schweine muß man sich auf Kriegslist verlegen.“

Ehe sie die Mündung des Saltflusses verlassen, spannte Abraham vermittelst Planken und Packleinwand „seltsam aussehende Segel“ auf, um die Fahrgeschwindigkeit zu verstärken. Diese Absicht wurde nun zwar erreicht, doch gewährte die Vorrichtung einen so komischen Anblick, daß ein Augenzeuge inbezug darauf sagt: „Als sie, mit größter Schnelle stromabwärtssegelnd, an Beardstown vorüberschifften, liefen alle Leute am Ufer zusammen und brachen in lautes Lachen aus.“

„Laßt sie lachen und sich lustig machen soviel sie wollen, wenn

die Vorrichtung nur unserem Zwecke dient“, rief Abraham, dem das Herbeiströmen der Menge Spaß machte, fröhlich aus.

Mit Ausnahme von kurzen Unterbrechungen in Memphis, Vicksburg und Natchez setzten sie ihre Fahrt ohne Aufenthalt bis Neu-Orleans fort, wo es Dffutt bald gelang, seine Waren vorteilhaft zu verkaufen. Groß wie der materielle Gewinn war, den die Geschäftsreise ihm gebracht, so hatte sie noch einen anderen Nutzen für ihn; das stete Zusammensein mit Abraham verlieh ihm einen so genauen Einblick in seinen Charakter und seine Befähigung, daß er beschloß, sich für die Zukunft seiner Dienste zu versichern.

„Wie unmenschlich“, entfuhr es Abrahams Lippen, als er eines Tages eine Anzahl aneinandergeketteter Sklaven dahervandern sah, während der mitleidlose Treiber seine Peitsche über ihren Köpfen schwalzen ließ. „Wenn eine Nation solche Unmenschlichkeit duldet, so wird es ihr noch eines Tages teuer zu stehen kommen.“

„Sie kennen es nicht anders“, meinte Dffutt gleichmütig, „und machen sich nicht mehr daraus, als das unvernünftige Vieh!“

„Was liegt daran, ob sie selbst stumpf und gleichgültig sind?“ gab Abraham lebhaft zur Antwort. „Man kann Menschen nicht zum Vieh machen, ohne selbst ein Unmensch zu sein, und verlassen Sie Sich darauf, wenn eine Nation es zuläßt, daß dies geschieht, so läßt sie einen Fluch auf sich.“

„Den erleben wir nicht mehr“, meinte der Krämer.

„Wenn nicht wir, so werden spätere Geschlechter unter ihm zu leiden haben“, entgegnete Abraham schnell.

Daß die Fahrten nach Neu-Orleans viel dazu beitrugen, Abraham eine immer größer werdende Abneigung gegen die Sklaverei einzuflößen, steht außer allem Zweifel. John Hanks teilt uns im Rückblick auf die mit Dffutt unternommene Fahrt folgendes mit:

„Bei dieser Gelegenheit sahen wir, wie aneinander gekettete Sklaven mißhandelt, gepeitscht und gegeißelt wurden. Lincoln konnte es nicht sehen, ohne daß ihm das Herz dabei blutete. Es machte ihn traurig; er sah elend aus, fühlte sich unglücklich und wurde nachdenklich und zerstreut. Ich weiß mit Bestimmtheit, daß es größtenteils diese Fahrt gewesen ist, die ihm seine Ansichten über die Sklaverei verliehen hat. Der Stachel drang ihm im Mai 1831 tief ins Herz, das hat er mir gegenüber oft, sehr oft ausgesprochen.“

Im Juni hatte Offutt alle Geschäftsangelegenheiten erledigt und konnte nunmehr an die Heimfahrt denken, die er in Begleitung seiner Bootsleute bis St. Louis auf einem Mississippidampfer zurücklegte. Ehe sie diesen Ort erreichten, stellte der Krämer zu Abrahams nicht geringem Erstaunen die Frage an ihn, ob er als Warenverkäufer bei ihm in Kondition treten und die Besorgung seines Ladens in Neu-Salem übernehmen wolle?

Abraham trug Bedenken, ob er die Sache verstehe.

„Davor ist mir nicht bange“, lautete die Antwort, „Sie werden die Obliegenheiten spielend verrichten. Wenn Sie Sich bereit erklären, vertraue ich Ihnen mein Kramgeschäft in Neu-Salem an.“

„Gut denn, so will ich auf Ihren Vorschlag eingehen“, versetzte Abraham.

Sie einigten sich bald über die Bedingungen und der neugeworbene „Ladendiener“ verpflichtete sich, nach kurzem Besuche bei den Eltern seine Stellung im Kramgeschäft zu Neu-Salem anzutreten.

Als Abraham sich kaum ein paar Tage im Vaterhause aufgehalten hatte, stellte sich ihm ein berühmter Athlet, Namens Needham vor, der von des jungen Lincoln Stärke und Geschicklichkeit im Ringen gehört hatte und aus diesem Grunde seine Bekanntschaft zu machen wünschte. Nachdem der Fremde längere Zeit vergebens in ihn gedrungen, willigte Abraham endlich ein, Needham zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Orte zu treffen, um sich im Ringen mit ihm zu messen, und treulich Wort haltend, gelang es ihm bei der Zusammenkunft zweimal ohne Schwierigkeit, den Prahler zu Boden zu werfen.

In seinen Erwartungen getäuscht und gekränkt, bestand Needham darauf, die erlittene Demütigung durch einen Faustkampf auszugleichen und wollte Abrahams Weigerung durchaus nicht gelten lassen, bis derselbe im Tone tiefsten Ernstes zu ihm sagte:

„Needham, habt Ihr Euch nicht zur Genüge davon überzeugt, daß ich Euch zu Boden werfen kann? Seid Ihr noch im Zweifel darüber, und wollt Ihr Euch durch eine Tracht Prügel eines besseren belehren lassen, so kommt her, ich will sie Euch noch obendrein geben, da Ihr es denn durchaus so haben wollt!“

Das hieß nun dem Renommisten die Sache deutlich genug zu

verstehen geben, und weiter bezweckte Abraham nichts. War er auch, den Kameraden zu gefallen, erbötig gewesen, seine Kraft im Ringen zu erproben, so empfand er doch einen Grad von Geringschätzung gegen Leute von Needhams Schlage und würdigte derartige Kämpfe keiner Beachtung, wenn sie einem anderen Zwecke als der Kurzweil dienen sollten. Needham konnte die Bedeutung von Abrahams Worten nicht mißverstehen, und es wahrscheinlich für geratener haltend, „der Übermacht zu weichen“, zog er sich so gut wie möglich aus der Verlegenheit.

## Sedzehntes Kapitel.

### Im Pionierframladen.

---

Dem Übereinkommen gemäß begab Abraham sich gegen Anfang August des Jahres 1831 nach Neu-Salem, wo er von Dffutt, der daselbst das Eintreffen seiner in Beardstown gekauften Warenvorräte abwartete, aufs freundlichste empfangen wurde. Bis zur Ankunft der Frachtsendung gab es für Abraham nichts zu thun, also blieb ihm kaum etwas anderes übrig, als in dem damals nur 12—15 Häuser zählenden Flecken und der Umgegend herumzuschlendern, und einzelne Bewohner, die ihn als den „erfinderischen Kopf“ erkannten, der vor ein paar Monaten den festgefahrenen Brahm über den Damm geschafft, suchten sofort die persönliche Bekanntschaft des jungen Mannes zu machen.

Als er am Wahltage ganz in der Nähe der Wahlbude weilte, wurde er von einem der Richter gefragt, ob er schreiben könne und bei der vorzunehmenden Wahl als Schreiber fungieren wolle? Abraham bejahte beides und der Richter, der sich bei den damaligen Verhältnissen in jener Gegend wohl bewußt war, daß es keine leichte Aufgabe sei, einen Menschen zu finden, der sich für dieses Amt eigne, versicherte dem jungen Manne, er spare ihnen durch seine Bereitwilligkeit viele Unbequemlichkeiten. Daß seine Leistungen an jenem Tage befriedigend ausfielen, sehen wir aus den Mittheilungen des Schulmeisters Winter Graham, der bei derselben Gelegenheit Schreiberdienste versah und uns folgendes berichtet:

„Lincoln entledigte sich seiner Pflichten mit großer Gewandtheit



und ging außerordentlich offen, ehrlich und unparteiisch zuwerke. Wir hatten gemeinsam die Ausfertigung der Wahlliste zu besorgen; es war die erste amtsmäßige Handlung, die er vollzog."

Nicht genug, daß Abraham die Mußezeit zur Übernahme des eintägigen Schreiberdienstes benutzte, er fand auch anderweitige Beschäftigung. Dr. Nelson, ein Bewohner von Neu-Salem, beabsichtigte nach Texas zu übersiedeln und wollte mit seiner Familie und allem Hab und Gut auf einem eigens zu diesem Zwecke erbauten Prahm dorthin schiffen. Alles war zur Abreise bereit; allein da der jederzeit reißende Sangamon gerade so hoch geschwollen war, daß der Doktor bis Beardstown einen Piloten brauchte, so riet man ihm, den jungen Mann zu engagieren, der unlängst den Prahm über die Sandbank gebracht hatte. Abraham harrete noch immer auf das Eintreffen der Waren und war gerne bereit, die Bootfahrt zu unternehmen. Er brachte das Fahrzeug glücklich nach Beardstown, gestand aber selbst ein, der Fluß sei in einer noch nie dagewesenen Weise über die Ufer getreten, so daß sie zuweilen drei (engl.) Meilen vom Flußbett entfernt über die Prärie weggeglitten wären.

Endlich trafen auch die längst erwarteten Waren ein und nun blieb es für die Bewohner des Ortes kein Geheimnis mehr, was den großen Fremden, der über die eigenen Angelegenheiten völliges Schweigen beobachtete, zu ihnen geführt habe; denn Abraham machte sich sofort daran, die Sachen auszupacken und im Verkaufslokale zur Schau zu stellen. Die Ladung enthielt Spezerei- und Stückwaren, Eisen- und Steingutwaren, irdene Geschirre, Tassen, Teller, Messer und Gabeln, Stiefel und Schuhe, daneben Kaffee, Thee, Zucker, Syrup, Butter, Schießpulver, Tabak und außer vielen anderen Sachen auch den unvermeidlichen Branntwein, den die meisten Leute, außer Abraham, für ganz unentbehrlich hielten.

Schon nach wenigen Tagen hatte sich der junge Ladendiener völlig in seines Herrn Geschäft hineingearbeitet; die neuen Waren lockten viele Käufer an und der neue Commis erregte allgemeine Aufmerksamkeit. Er war freundlich, gesellig, voll heiterer Einfälle und, wie sich ein Bürger ausdrückte, „zehnmal mehr wert, als Dffutts früherer Ladendiener.“

Durch anderweitige Angelegenheiten in Anspruch genommen,

konnte Abrahams Prinzipal nur kurze Zeit in Neu-Salem verweilen, indessen hatte er sich während seines Aufenthaltes hinlänglich von der Verwendbarkeit seines Commis überzeugt, um dessen Wirksamkeit auf ein weiteres Arbeitsfeld auszudehnen. Er pachtete die am Fuße des Hügels gelegene Mühle und übertrug Lincoln die Beaufsichtigung derselben, engagierte aber zu gleicher Zeit noch einen Gehilfen für die gemischte Waren-Handlung, damit Abraham beiden Unternehmungen die erforderliche Aufmerksamkeit zuwenden könne.

Offutt war als „Schwäzer“ bekannt, ja, es gab Leute, die ihn einen „Schwindelkopf“ und „Projektenmacher“ nannten; über Abraham dagegen lautete das Urteil ganz anders und Offutt selbst war derjenige, welche vor allen anderen die Begabung und Treue seines Ladendiener's in Ausdrücken der höchsten Anerkennung rühmte. Sein Vertrauen zu ihm kannte keine Grenzen und in dem Uebermaß seiner Bewunderung stand er nicht an, die Behauptung auszusprechen, „Abe sei der geschickteste Mann in den Vereinigten Staaten.“ Wagte irgend jemand, dieser Ansicht mit gelinden Zweifeln entgegenzutreten, so diente das nur dazu, ihm die bestimmte Versicherung zu entlocken: „Abe wird noch einmal Präsi-dent der Vereinigten Staaten. Denken Sie daran, daß ich es Ihnen gesagt habe!“

Die Lobsprüche des Krämers fanden bei den Bewohnern von Neu-Salem ein um so willigeres Ohr, als sie selbst Zeuge von der Umsicht und Geschicklichkeit gewesen waren, die er bei der Schifffahrt bewiesen, und auf solche Weise bestens beim Publikum eingeführt, begann er seine Berufsthätigkeit unter den günstigsten Auspizien. Der Laden übte bald die größte Anziehungskraft auf jung und alt im Orte und die Zahl der Kunden mehrte sich von Tag zu Tage.

Zu jener Zeit nahm in Illinois der Krämer keinen untergeordneteren Rang ein als die anderen Bürger, und der bloße Eintritt in die neue Lebensstellung genügte, Abraham ein gewisses Ansehen zu verleihen, das allerdings durch seine Kenntnisse, sowie durch sein leutseliges und offenes Wesen bedeutend erhöht wurde. Auch trugen der eine oder der andere Vorfall, die wir als charakteristisch für den Helden unserer Erzählung hier einschalten wollen,

viel dazu bei, seine Redlichkeit und Pflichttreue allgemein bekannt zu machen und ihm das unbedingte Vertrauen seiner Kunden zu erwerben.

Eines Tages hatte er einer gewissen Mrs. Duncan Waren im Werte von zwei Dollars und sechs Cents verkauft. Als er abends seine Bücher noch einmal durchsah, fand er, daß sie ihm sechs Cents zuviel gezahlt habe, und nachdem er den Laden geschlossen und die Thür verriegelt hatte, machte er sich sofort auf die Wanderung zu der zwei (engl.) Meilen entfernt wohnenden Frau, um ihr den Überschuß zurückzubringen und sich mit beruhigtem Gewissen schlafen zu legen.

Ein anderes Mal kam spät am Abend, da er im Begriff war, das Lokal zu schließen, eine Frau in den Laden und forderte ein halbes Pfund Thee. Er wog den Thee ab und verließ, unmittelbar nachdem er ihn der Frau überreicht, das Geschäft. Als er am folgenden Morgen dorthin zurückkehrte, bemerkte er statt eines halbpfündigen, ein viertelpfündiges Gewicht auf der Wagschale und wußte sofort, daß er der Kundin nur die Hälfte des geforderten Thees gegeben habe. Er wog unverzüglich ein Viertelpfund Thee ab und trug es, den Laden vorläufig schließend, erst zu der benachteiligten Frau, ehe er sein Tagewerk wieder aufnahm.

Während Abraham einmal mehrere Kundinnen bediente, trat ein roher Mensch in den Laden, und brach, ohne sich in der Gegenwart der Frauen den geringsten Zwang anzulegen, in Bertwünsungen und gemeine Redensarten aus. Lincoln beugte sich über den Ladentisch und flüsterte ihm zu: „Haltet Euren Mund; seht Ihr denn nicht, daß hier mehrere Damen sind?“

Der Ungeredete aber ließ sich, halb berauscht wie er war, nicht einschüchtern, sondern fluchte und schimpfte nur desto mehr und meinte schließlich, er möchte den Mann sehen, der ihn am Sprechen hindern wolle. Abraham erwiderte gleichmütig, er möge sich gedulden, bis die Damen bedient seien, dann solle er an die Reihe kommen. Das reizte den groben Gesellen nur noch mehr, er schäumte vor Zorn über und veranlaßte die Damen, den Laden so schnell wie möglich zu verlassen. Kaum waren sie zur Thüre hinaus, so sprang Abraham mit einem Satz über den Ladentisch und rief: „So, nun wollen wir doch sehen, ob Ihr Euch noch einmal

unterstehen werdet, hier im Laden vor Frauenzimmern solche unflätige Reden zu führen.“

Der Prahler hielt ihm die geballten Fäuste entgegen. „Wenn Ihr denn durchaus Schläge haben wollt, so könnt Ihr sie ebenso gut von mir bekommen, als von einem anderen“, fuhr Abraham fort, packte ihn beim Kragen und schob ihn zur Thüre hinaus. Der vierschrötige Kerl setzte sich zur Wehre, sein Gegner aber warf ihn zu Boden und eine Hand voll scharfen Grases ausreißend, rieb er ihm damit das Gesicht, bis er vor Schmerz heulend versprach, sich in Zukunft anständiger zu betragen. Auf diese Zusage hin wurde ihm erlaubt aufzustehen und nun kam Abrahams Herzengüte zum Vorschein; er holte selbst Wasser und wusch ihm das Gesicht, um seine Schmerzen zu lindern. Das kleine Abenteuer hatte zur Folge, daß der Lasterer wirklich von seiner üblen Gewohnheit abließ und ein warmer Bewunderer Abrahams wurde.

Zu den intimeren Bekannten unseres Helden gehörte der Schulmeister Minter Graham, der ihn oft im Kramladen besuchte. Als er sich eines Tages eingehender mit ihm unterhielt, sprach Abraham den dringenden Wunsch aus, die englische Grammatik durchzunehmen, da er sich noch nie mit derselben befaßt habe.

„Aber woher wollen Sie bei Ihren mannigfaltigen Beschäftigungen die Zeit zum Lernen nehmen?“ fragte Graham.

„Ich habe hie und da am Tage etwas freie Zeit und außerdem stehen mir die späten Abendstunden zugebote“, versetzte Abraham; „wenn ich nur wüßte, wo ich eine Grammatik aufstreiben könnte, so wollte ich mich gleich ans Lernen machen.“

Graham konnte ihm den Besitzer einer Grammatik nennen, der sechs (engl.) Meilen von Neu-Salem entfernt wohnte, und schnell entschlossen entgegnete Abraham, er werde sobald als möglich zu ihm gehen und das Buch kaufen oder entlehnen. „Denn, wer weiß“, fügte er nachdenklich hinzu, „ob es nicht noch einmal dringend notwendig für mich sein wird, die Grammatik gründlich zu kennen.“

Abraham säumte nicht, seinen Entschluß auszuführen, er entlehnte die Grammatik und machte sich sofort an das Studium derselben. Mr. Lamont schreibt inbezug hierauf:

„Wenn im Geschäft nicht viel zu thun war, lag er zuweilen, in ein Buch versunken, unter dem schattigen Baum, der vor dem Hause

stand; zu anderen Zeiten überraschte ihn wohl ein Kunde, wenn er in gleicher Weise beschäftigt mit dem ganzen Oberkörper auf dem Ladentisch lehnte. Indessen war das Verkaufslotal ein schlechter Platz zum Lernen, und oftmals sah man ihn still zum Dorf hinaus schleichen, als vermeide er gesehen zu werden; war es ihm aber gelungen unbemerkt zu entkommen, so brachte er stundenlang im Walde zu, sich den Inhalt eines Buches einprägend oder in einer Art völliger Geistesabwesenheit darsitzend. Der alten Gewohnheit, den Tag bis tief in die Nacht hinein auszudehnen, blieb er auch jetzt treu; allein da er zur Erreichung seines Zweckes Herzen brauchte und dieselben sehr teuer waren, so erlaubte ihm der Wöttcher des Dorfes, in seiner Werkstatt zu sitzen und vermittelst Hobelspänen ein helllooderndes Feuer zu unterhalten, in dessen Schein er seinen Studien oblag, während alle anderen sich der Nachtruhe hingeeben hatten. Von der Familie Green wurden ihm Bücher geliehen, der Schullehrer unterwies ihn, wo immer sich eine günstige Gelegenheit dazu bot; jeder, der zum Besuch nach Neu-Salem kam und nur einigen Anspruch auf Gelehrsamkeit machen konnte, wurde von Abraham aufgesucht und gebeten, ihm eins oder das andere zu erklären, was ihm unverständlich war. Dies hatte zur Folge, daß man im Dorfe und in der Umgegend über die Zunahme seiner Kenntnisse staunte und seinen hellen Verstand bald eben so sehr rühmte, wie seine Muskelstärke und seine humoristische Erzählungsweise."

Freilich spürten die jungen Leute des Dorfes bald, daß die Unterhaltungen im Krämerladen bedeutend an Reiz verloren hatten, seitdem der Commis sich in seinen freien Augenblicken lieber mit seinem Buche, als mit ihnen beschäftigte.

„Noch immer bei der Grammatik?“ fragte eines Tages ein Bekannter in geringschätzigem Tone.

„Ja“, versetzte Abraham gelassen, „ich habe mir fest vorgenommen, sie gründlich kennen zu lernen und wenn ich auch nicht leugnen kann, daß es ein trockenes Studium ist, so werde ich meinen Entschluß deswegen doch nicht aufgeben.“

„Aber Du hast so wenig freie Zeit“, warf der Freund ein, „kaum hast du angefangen zu lernen, so kommt jemand und stört dich; das würde mich ganz aus der Fassung bringen.“



„Wir sind nicht alle gleich angelegt“, lautete Lincoln's Antwort, „indessen würde es freilich sehr lange dauern, bis ich mein Ziel erreichte, wollte ich mich auf die wenigen freien Augenblicke am Tage beschränken. Ich opfere jeden Abend ein paar Stunden von meinem Schlaf und das muß jeder unbemittelte Mensch thun, wenn er nicht ganz unwissend bleiben will. Du weißt, Franklin trug immer ein Buch in der Tasche, um es allezeit zur Hand zu haben und benutzte jede freie Minute in der Druckerei zum Lesen. Hätte er sich nicht auf diese Weise Kenntnisse erworben, er würde wahrscheinlich zeitlebens Lichtzieher geblieben sein.“

Wie sehr die Freunde sich auch bemühten, Abraham durch Bitten oder Neckereien von seinen Studien fernzuhalten, es gelang ihnen nicht; er zog die Gesellschaft seines Buches den lustigsten Unterhaltungen mit den Neu-Salemer Kameraden vor, und wohl oder übel konnten sie ihm ihren Respekt nicht versagen, sondern waren sogar stolz auf ihn.

So wurde es denn, wenn die Bürger Besuch von Freunden hatten, allmählich Sitte, sie nach dem Kramladen zu führen und mit Abraham bekannt zu machen. Zu der Zahl dieser Besucher gehörte auch Richard Yates, der später ruhmvoll im öffentlichen Leben wirkte und zur selben Zeit Gouverneur von Illinois wurde, als Abraham die Präsidentenwürde der Vereinigten Staaten antrat. Gleich nachdem er Lincoln vorgestellt worden, entspann sich zwischen ihnen ein so anregendes Gespräch, daß die Zeit bis zum Mittagsmahle gar schnell dahinschwand und sie kaum bemerkten, wie die anderen Freunde sich entfernten. Abraham lud den neuen Bekannten ein, bei ihm zu speisen und da derselbe die Aufforderung annahm, so lenkten sie ihre Schritte dem niedrigen Blockhause zu, in welchem Abraham seine Kost erhielt.

„Tante Lizzie“, sagte er beim Eintreten zu seiner Wirtin, „ich habe einen Gast mitgebracht.“

„Er soll mir herzlich willkommen sein, Abe, wenn er mit dem vorlieb nehmen will, was wir ihm anbieten können“, entgegnete die würdige Matrone.

„O, es bedarf keiner Entschuldigungen“, versicherte Yates.

„Nein, gewiß nicht, Tante Lizzie“, bekräftigte auch Abraham.

Das Mittagessen stand schon auf dem Tische und es war in

der That ein so einfaches, daß man es kaum einfacher hätte erfinden können, bestand es doch lediglich aus einem großen Vorrat von Brot und einer reichlichen Portion Milch. Nachdem noch ein Napf und ein Löffel für den Gast herbeigeholt worden, setzte sich die aus der zahlreichen Familie und mehreren Kostgängern bestehende Gesellschaft zum Essen nieder, während die Hausfrau die Milch eingoß und jedem einen übervollen Napf zureichte. Als Abraham den seinen aus ihrer Hand entgegennehmen wollte, entglitt er ihr etwas zu früh und nicht nur der Inhalt wurde verschüttet, sondern auch das Gefäß in tausend Stücke zersplittert. Die alte Frau befand sich in großer Verlegenheit und jammerte über ihre Ungeschicklichkeit.

„Aber vielleicht war ich schuld daran“, versetzte Abraham.

„Nein, nein, es war ganz allein meine Schuld“, entgegnete sie, „ich gab nicht Acht.“

„Lassen Sie es gut sein, Tante Lizzie“, tröstete Abraham, „wir wollen nicht untersuchen, wer die Schuld trägt. Wenn es Ihnen keinen Verdruß verursacht, mir macht es nichts.“

„Das sieht Ihnen gleich, Abe“, erwiderte sie freundlich. „Sie verstehen es, jedermann Trost einzusprechen.“

„Ei, Tante Lizzie, Sie haben ja selbst den größten Schaden von dem Mißgeschick“, versetzte Lincoln, „und es thut mir sehr leid, daß Ihr Napf zerbrochen ist. An der verschütteten Milch liegt nichts, Sie haben noch großen Vorrat und können mehr holen lassen. Uns hätte etwas weit Schlimmeres begegnen können.“

Der bei dieser Gelegenheit zutage tretende Charakterzug hatte Abrahams Wesen von klein auf gekennzeichnet; ihm war nichts so sehr zuwider, als anderen Unbequemlichkeit und Unbehagen zu verursachen. Daher kam es, daß er sich ohne Schwierigkeit den verschiedensten Umständen anpaßte, leicht befriedigt und stets geneigt war, den Versehen und Schwächen anderer Leute gegenüber große Nachsicht walten zu lassen. Ebenso trieb ihn sein innerstes Gemüt, den Dürftigen beizustehen und die Betrübten zu trösten, und er verriet eine so zarte Rücksicht auf das Behagen und die Wohlfahrt seiner Nebenmenschen, wie man selten und nur bei sehr feiner Herzensbildung zu finden pflegt.

Was die Grammatikstudien unseres Helden betrifft, so müssen

wir hier erwähnen, daß er durch eisernen Fleiß und unerschütterliche Beharrlichkeit das vorge setzte Ziel erreichte, ehe er den Kramladen in Neu-Salem gegen einen andern Wirkungskreis vertauschte. Da William Green, sein Ladengehilfe, ihm beim Lernen helfend und erläuternd beigestanden, so behauptete Abraham später voll dankbarer Anerkennung, William habe ihm die Grammatik beigebracht, indessen versichert letzterer noch heute, „Abraham lernte alles wie durch Eingebung“.

---

## Siebzehntes Kapitel.

### Abrahams Einfluß auf seine Kameraden.

---

Unter den Bewohnern Neu-Salems befand sich zur Zeit von Abrahams Eintreffen eine Anzahl junger Leute, die sich „Clary-Hainburschen“ nannten und als solche der Schrecken der übrigen Bevölkerung waren. Sie thaten sich viel auf ihren Mut und ihre Körperkräfte zugut und hatten die Gewohnheit, allen neuankommenden Männern eine Probe ihrer Leistungsfähigkeit im Faustkampfe zu geben.

„Obgleich es, alles in allem genommen, kaum je eine rohere Bande junger Leute gegeben hat“, erzählt ein Berichterstatter, „so war doch die erste Einführung eines Fremden wahrscheinlich die unangenehmste Begegnung, die ihm im Laufe seiner Bekanntschaft mit ihnen zu teil wurde. Die „Einweihung oder Naturalisierung der Ankömmlinge“, wie sie die liebenswürdige Begrüßungsart nannten, mit der sie neue Mitbürger bewillkomnten, bildete thatsächlich einen Hauptzweck des Bundes. Zuerst suchten sie den Betreffenden damit zu reizen, daß sie ihn zu einem Wettlauf, zum Springen, Hammerwerfen oder Ringen aufforderten, und wenn er keine Lust zeigte, auf einen dieser Vorschläge einzugehen, pflegten sie ihn zu fragen, was er thun würde, wenn ihn jemand an der Nase zöge oder ihm Tabacksjauche ins Gesicht spuckte? Schien der Gefragte nicht ganz bestimmt zu wissen, wie er sich in solchem Falle zu benehmen hätte, so steckten sie ihn entweder in ein leeres Faß, vernagelten es und rollten es den nahen Hügel hinab, oder sie ließen ihm ein kurzes Untertauchen im Sangamon angedeihen, damit seine Ge-

danken sich klären möchten, oder sie ließen ihn von einer Anzahl Burschen mit Händen und Füßen puffen und stoßen, bis er zum Orte hinausgetrieben worden und man ihm erklärt hatte, er sei keine geeignete Persönlichkeit, um unter den Bewohnern der Ansiedelung zu leben. Willigte der Fremde ein, seine Kräfte mit denen seiner Verfolger zu messen, so waren gewöhnlich schon vorher Verabredungen getroffen, daß man Betrügereien und Beleidigungen zuhülfe nehmen wolle, um einen Faustkampf zu provozieren, zeigte er sich aber in allen Proben als ebenbürtiger Gegner, so wurde er ungesäumt in ihren Kreis aufgenommen und gewann wahrscheinlich nie im Leben Freunde, welche ihm mit größerer Treue anhängen, als die lärmenden Gesellen, die so viele Qualen für ihn erdonnen hatten.“

Aus einem oder dem anderen Grunde war Abrahams „Einweihung“ vonseiten der Clary-Hainburschen unterblieben; vielleicht wurden sie von der heilsamen Erinnerung an die Kraft und Umsicht zurückgehalten, mit der er den festgefahrenen Brahm wieder flott gemacht hatte, vielleicht aber flößten Dffutts übertriebene Schilderungen seiner Leistungsfähigkeit ihnen besonderen Respekt ein. Jedenfalls ließen sie ihn in Ruhe, bis sich eines Tages im Kramladen zwischen Bill Clary, dem Rädelsführer der Burschen, und Dffutt ein Streit entspann, der beide mit Erbitterung füllte und ersteren zu dem Ausruf trieb, Jack Armstrong — das stärkste und vielleicht das unwissendste Mitglied der ganzen Bande — könne Abe Lincoln mit Leichtigkeit durchprügeln.

„Ihr wißt nicht, was Ihr sprecht, Bill“, entgegnete Dffutt geringschätzig, „er könnte der ganzen Clary-Haingesellschaft eine Tauprobe im Sangamon geben, ehe Jack Armstrong sich von dem Wurfe erholte, mit dem Abraham ihn auf den Rücken gelegt. Ihr seid samt und sonders Prahler und Feiglinge!“

Die Kunde von diesem Wortwechsel verbreitete sich wie ein Lauffeuer und die Clary-Hainburschen wollten sich nicht eher zufrieden geben, bis die für sie wichtige Streitfrage durch einen Ringkampf zwischen Abe und Jack Armstrong entschieden worden wäre, der ihrer Meinung nach nur zugunsten des letzteren ausfallen konnte. Sie zögerten nicht, sich mit der Aufforderung direkt an Abraham zu wenden, erhielten jedoch eine abschlägige Antwort.



„Dann könnt Ihr auch nicht länger hier im Orte bleiben“, rief ihm einer der Burschen zu.

„Schon möglich“, versetzte Abraham mit einem Blick, der nur zu deutlich verriet, er sei der Ansicht, dies gehe sie nichts an; „doch laßt Euch sagen, daß ich mich niemals in Balgereien und Handgemenge einlasse. Also kurz und gut, ich will nicht. Ich finde keinen Geschmack an solchen Noheiten.“

„Ach, wirklich nicht“, höhnte ein zweiter und streckte die Hand nach Abrahams Nase aus.

„Nehmt euch in acht“, rief dieser in drohendem Tone aus, „und werdet nicht zu dreist.“

Die Warnung hatte nur zur Folge, daß die Herausforderungen sich mehrten, und da Abraham endlich einsah, ihm bleibe zur gütlichen Beilegung der Sache nichts übrig, als seine Überlegenheit zu zeigen, so willigte er ein mit Jack zu ringen. Sie hielten einander gepackt und bald gewährten die langen Glieder Abrahams ihm solchen Vorteil über den Gegner, daß er ihn vom Boden emporhob und hin- und herschwankeud auf den Rücken zu legen gedachte, indessen mißglückte der Versuch und Jack kam fest und gerade auf seine Füße zu stehen.

„Nun laßt es gut sein, Jack“, meinte Abraham, „wir sind einander gewachsen; ich kann Euch ebensowenig auf den Rücken legen, als Ihr mich zu Boden werfen könnt.“

Dagegen protestierte jedoch Bill Clary und durch den Zuruf des Kameraden angespornt, ließ Jack seinen Halt los und bediente sich des tückischen Mittels, den Gegner beim Bein zu fassen, aber sofort packte dieser ihn bei der Kehle und ihn vom Boden aufhebend, schüttelte Abraham ihn so kräftig, als ob er das Gewicht eines Kindes habe. Sobald die Gefährten einsahen, daß ihr Kämpfe unterlegen war, gaben sie ihm den Rat, „zuzuschlagen“ und würden ihm ohne Zweifel alle beigestanden haben, wäre er ihrer Aufforderung nachgekommen. Jack aber spürte wenig Lust, den Kampf mit einem Manne fortzusetzen, der ihn unter dem Kinn gepackt mit steifem Arme über den Boden schwebend halten konnte, und kaum hatte Abraham ihm die Freiheit zurückgegeben, so streckte er dem Sieger freundschaftlichst die Hand entgegen und erklärte, Abbe sei vor allen anderen würdig, ihr Mitbürger zu heißen. Diese

im Tone aufrichtigster Bewunderung ausgesprochene Anerkennung legte den Grund zu einer Freundschaft, die an das Verhältnis zwischen David und Jonathan erinnert, und von nun an war der Schreckensherrschaft der Clary-Hainburschen ein Ziel gesetzt.

„Ich habe es euch vorausgesagt, aber ihr wolltet mir nicht glauben“, bemerkte Dffut den jungen Leuten gegenüber. „Soviel ich auch von der Welt gesehen habe, ist mir doch kein Mensch vorgekommen, der sich mit ihm vergleichen ließe.“

Diesmal riefen des Krämers Worte keinen Widerspruch hervor und die Kaufereien hörten bald ganz auf, denn Abraham erklärte unumwunden, er würde das rohe Treiben nicht länger dulden. Seinem Beispiel folgend, fanden jetzt mehrere den Mut, ihre Abneigung gegen das lärmende Vorgehen offen einzugestehen und traten einer nach dem andern aus dem Verband heraus, so daß dessen Mitgliederzahl sich sehr verringerte, der ehrbaren Bürger aber immer mehr wurden. Da Abraham in dem Bestreben, bessere Sitten einzuführen, sogar von Jack Armstrong unterstützt wurde, so gewann sein Einfluß in Neu-Salem bald die Oberhand, ja das Vertrauen der Bürger in seine Unbescholtenheit und strenge Rechtlichkeit wurde binnen kurzem so groß, daß man ihn stets zum Schiedsrichter machte wenn es unter den Nachbarn einen Streit zu schlichten oder beim Spiel ein unparteiisches Urteil zu fällen galt. Wie gewissenhaft er sich dieser Aufgabe entledigte, geht aus der Bezeichnung „der redliche Abe“ hervor, die man ihm zuerst in Neu-Salem beilegte und die ihm seitdem verblieben ist.

Während der Zeit, da er bei Dffut im Dienste stand, versuchte er sich gelegentlich im Debattieren.

„Er beteiligte sich im Laufe dieses Jahres vielfach an den in verschiedenen Klubs abgehaltenen Debatten“, schreibt Dr. Holland, „und hatte oft 6—7 (engl.) Meilen lange Wege bis zum Versammlungsorte zurückzulegen. Einer dieser Klubs hielt seine Zusammenkünfte in einem alten Magazine von Neu-Salem ab und Abraham pflegte die Debattierversuche „Übungen im Streiten“ zu nennen. Da die Mitglieder größtenteils aus ganz ungebildeten Leuten bestanden, so hat sich die Erinnerung an einzelne Streitreden als die lächerlichsten Possenspiele bis auf den heutigen Tag erhalten. Seine liebste Zeitung war damals das Louisviller Jour-

nal, daß er regelmäßig durch die Post bezog und mehrere Jahre lang hielt, obgleich er nicht genügend Geld besaß sich anständig zu kleiden. Die politischen Artikel des Blattes sagten ihm sehr zu, ganz besonders aber entzückte ihn der humoristische Teil desselben, da er ein lebhaftes Verständnis für Witz und Humor hatte. Sobald die Obliegenheiten im Laden besorgt waren, beschäftigte er sich stets mit wissenschaftlichen Studien, und so geschah es, daß ein Herr, der ihn um diese Zeit kennen lernte, ihn beim ersten Zusammentreffen auf einem mit Büchern und Papieren bedeckten Rollbett liegen fand, während er mit dem Fuße eine Wiege schaukelte. Von der Höhe des unbedeckten Raumes zwischen dem unteren Rand des Beinkleides und dem oberen der Socken, die diesem Herrn ins Auge fiel, soll weiter keine Rede sein. Die ganze Scene aber war sehr charakteristisch — Lincoln in seine Studien versenkt und zu gleicher Zeit seiner Wirtin durch das Einschlafen ihres Kindes einen Dienst leistend.

Die Frage, ob der Sangamon schiffbar sei oder nicht, war mehrere Jahre lang eifrigst hin und her besprochen worden und endlich hatte man gerade zu der Zeit, da Abraham Offuts Dienst verließ, den Entschluß gefaßt, eine Probefahrt anzustellen. Von den Bürgern aufgefordert, das Amt des Lootsen auf dem für dies Experiment gemieteten Dampfer zu übernehmen, erklärte Abraham sich zu der Leistung bereit und begab sich nach Beardstown, um den „Talisman“ von dort stromaufwärts zu bringen. Der Versuch erregte allgemeines Interesse und die Bevölkerung strömte von nah und fern herbei, um der Probefahrt vom Ufer aus zuzuschauen. Abraham nahm seinen Platz am Steuerrad ein und brachte den Dampfer verhältnismäßig leicht und sicher bis zu dem Neu-Salemer Damm, während die Zuschauer ihm vom Lande aus oftmals laute Beifallsrufe spendeten. Hier wurde es notwendig, einen Teil des Dammes wegzunehmen, um den Dampfer passieren zu lassen, dann aber setzte man die Fahrt bis zu Vogues Mühle fort, wo das schnell flachwerdende Fahrwasser den Kapitän mahnte umzuvenden, wenn er das Dampfboot nicht bis zur Zeit des höheren Wasserstandes dort liegen lassen wollte. Abraham verlor keine Zeit die Rückfahrt anzutreten, die des heftigen Präriewindes wegen so langsam ausgeführt werden mußte, daß sie nicht mehr

als 12 oder 13 Meilen per Tag zurücklegten. Mr. J. R. Hern-  
don, der bei dieser Gelegenheit zuhülfe gerufen wurde, schreibt  
uns: „Man ließ mich als alten erfahrenen Schiffer holen und ich  
ging 12 bis 13 Meilen oberhalb Neu-Salem an Bord. Am  
zweiten Tage nach meiner Ankunft erreichten wir das Städtchen,  
und als wir den Dampfer hinausgebracht hatten, waren wir aller  
Verbindlichkeit gegen die Eigentümer des Schiffes überhoben. Ich  
glaube, der Kapitän gab Lincoln vierzig Dollars, damit er es nach  
Beardstown bringe, ich erhielt jedenfalls soviel zur Entschädigung  
dafür, daß ich an Bord blieb bis wir dort landeten.“

Während der Zeit da Abraham in Dffutts Geschäft thätig war,  
ließ dieser sich in mehrere unglückliche Spekulationen ein, die ihn  
bald in große Geldverlegenheiten stürzten. Es war, als ob das  
Glück sich gänzlich von ihm gewandt hätte, die Schwierigkeiten  
häuften sich von Woche zu Woche, bis er endlich seine Zahlungen  
einstellte, sein Geschäftslokal schloß, die Mühle aufgab und Abra-  
ham ohne Erwerb ließ. Indessen blickte letzterer voll Dankbarkeit  
auf die jüngstvergangene Zeit zurück, die ihn in vieler Beziehung  
gefördert hatte. Es war ihm nicht nur gelungen, sich umfassende  
Geschäftskenntnisse anzueignen, er hatte auch die Grammatik sorg-  
fältig studiert, viele Bücher gelesen und zahlreiche Freunde ge-  
wonnen. Dr. Holland berichtet: „Als er Dffutts Geschäft verließ,  
hatte er sich das allgemeine Vertrauen erworben. Er wurde bei  
allen streitigen Fragen, bei allen Spielen und Wettkämpfen zum  
Schiedsrichter erkoren und galt in der Beziehung als Autorität;  
bei allen Zwistigkeiten machte er den Friedensrichter; er war jeder-  
manns Freund, der gutmütigste, verständigste, bestunterrichtete, da-  
bei auch der bescheidenste und anspruchloseste, freundlichste, beste,  
stärkste junge Mann in Neu-Salem und der ganzen Umgegend.“

## Achtzehntes Kapitel.

### Auf dem Kriegspfade.

---

Gerade um die Zeit, als Abraham seine Stelle bei Diffutt verlor, hielt der Schwarze Habichtkrieg die Bewohner von Illinois und anderen westlichen Staaten in großer Aufregung und es dauerte nicht lange, so ließ der Gouverneur von Illinois einen Aufruf zur Bildung von vier Regimentern Freiwilliger ergehen. Die Nachricht war kaum nach Neu-Salem gedrungen, als Abraham den Entschluß faßte, Kriegsdienste zu nehmen.

„Der Schwarze Habicht ist einer der heimtückischsten Indianer“, sagte er zu seinem Freunde William Green, „und verdient, daß man ihm eine Kugel durch den Leib jage. Es ist kaum ein Jahr her, seit er den Vertrag einging, in dem er sich verpflichtete, seine Leute jenseits des Mississippi zu halten und trotzdem ist er jetzt herübergedrungen, um die Weißen anzugreifen.“

„Der Gouverneur scheint indessen zu glauben, daß der Kampf bald zu unseren Gunsten entschieden sein wird“, meinte der Angeredete, „sonst würde er die Freiwilligen für einen längeren Zeitraum als 30 Tage anwerben.“

„Man wird, im Falle es nötig sein sollte, wahrscheinlich nach Ablauf der festgesetzten Frist einen neuen Aufruf ergehen lassen, und wer dann will, kann weiter dienen. Ich werde mich jedenfalls als Freiwilliger stellen.“

Sobald die Kunde von Abrahams Entschluß den Clary-Hainburschen zu Ohren kam, empfanden alle das größte Verlangen, gleichfalls am Feldzuge teilzunehmen, und nicht nur sie, auch



andere junge Leute und sogar bejahrte Männer waren bereit, sich anwerben zu lassen. Das Interesse für das kriegerische Unternehmen wurde bald so allgemein, daß Abraham vermutete, es würde sich in Neu-Salem eine ganze Compagnie Rekruten ausheben lassen; seine Freunde teilten die Ansicht und drangen darauf, daß er eiligst die erforderlichen Schritte zur Zusammenberufung thue. Demzufolge wurde im Städtchen ein Werbebureau eröffnet und schon nach ein paar Tagen hatten sich so viele Freiwillige gemeldet, daß die Compagnie vollzählig war und die mit Abrahams Namen beginnende Liste geschlossen werden mußte. Die Ernennung der Offiziere fand nicht sofort statt; die Rekruten marschierten nach Bushville in der Grafschaft Schuyler und dort wurde die Wahl des Hauptmanns in eigentümlicher Weise vorgenommen. Zum Anführer schienen nur zwei Männer aus der Schar geeignet, Abraham und Fitzpatrick, der Besitzer der Sägemühle in Spring-Creek, der allgemein beliebt war, sich jedoch an Bedeutung nicht mit Abraham messen konnte. Die beiden Kandidaten wurden ersucht, sich in einiger Entfernung von einander aufzustellen, und bei einem gegebenen Zeichen trat jeder Freiwillige auf die Seite desjenigen, den er zum Anführer erkoren hatte. Bei weitem die größere Zahl der Rekruten schloß sich sofort Abraham an, und als die wenigen auf Fitzpatricks Seite getretenen dies bemerkten, verließen sie einer nach dem anderen den letzteren und gingen fast alle zu ersterem hinüber.

Dem stürmischen Verlangen der Schar nachgebend, hielt der soeben gewählte Hauptmann eine kurze Rede, in der er für die ihm erwiesene Ehre dankte und die Versicherung aussprach, er wolle thun, was in seinen Kräften stehe, sich des Vertrauens der Compagnie würdig zu zeigen.

Als er geendet, trat William Green salutierend auf ihn zu und redete ihn halb im Scherz, „Herr Hauptmann“ an; hinfort aber hieß er bei allen nur „Hauptmann Lincoln“.

Ehe die Compagnie noch völlig marschbereit war, ereignete sich ein Vorfall, der uns zeigt, mit welcher Treue Abraham bei seinen Enthaltensgrundsätzen verharrte, während er zu gleicher Zeit seine ungewöhnlichen Körperkräfte im hellsten Lichte erscheinen läßt. William Green hatte einem in Neu-Salem weilenden Fremden

so viel von „Abe Lincoln's wunderbarer Stärke“ vorgerühmt, daß dieser des jungen Mannes Mitteilungen für übertrieben hielt und nicht glauben wollte, Abraham könne eine Tonne Whiskey aufheben und aus dem Spundloch trinken.

„Was gilt die Wette?“

„Einen schönen Hut“, entgegnete lachend der Fremde, „und wenn Ihr Freund sich dazu verstehen will, so mag er gleich die Kraftprobe ablegen.“

Sie suchten Abraham auf und wurden von ihm in das Magazin geführt, wo der Branntwein aufgespeichert lag.

„Ich billige das Wetten durchaus nicht“, lautete Lincoln's Antwort, als ihm die Sache vorgetragen worden war, „indessen will ich William aus der Verlegenheit helfen.“ Mit diesen Worten ergriff er eine volle Tonne, hob sie scheinbar ohne Anstrengung empor und that einen Schluck aus dem Spundloch.

Da sehen Sie, daß ich recht hatte“, rief Green triumphierend aus. „Aber dies ist das erstemal, daß ich dich habe Branntwein trinken sehen, Abe“, fuhr er zum Freunde gewandt fort.

Die Worte waren kaum seinen Lippen entflohen, als Abraham die Tonne auf den Boden setzte und den Whiskey ausspuckend ihm entgegnete: „Und jetzt siehst du, daß ich auch den nicht getrunken habe.“

„Dies war die einzige Gelegenheit, bei der ich gesehen, daß er eine alkoholhaltige Flüssigkeit über die Lippen brachte“, teilt Mr. Green uns mit, „und er spie sie sofort wieder aus.“

Der Fremde war zufriedengestellt, konnte aber nicht unterlassen, sein Staunen zu äußern und erklärte, er habe nie eine ähnliche Leistung gesehen, glaube auch nicht, daß es noch jemand gäbe, der sie ausführen könne.

Als Lincoln am Abend desselben Tages mit seinem Freunde allein war, fragte er ihn, ob er öfter Wetten einzugehen pflege?

„Es war die erste, zu der ich mich habe verleiten lassen“, lautete die Antwort.

„Dann lasse es auch die letzte sein“, entgegnete Abraham mit großem Nachdruck. „Mit derlei Dingen befassen sich nur Leute, die keine Grundsätze haben.“

„Ich habe nichts Schlimmes in dieser Wette gesehen“, ent-

schuldigte sich William Green, „und wollte den Mann nur von deiner Stärke überzeugen.“

„Das weiß ich wohl, aber das Wetten an und für sich ist verwerflich, gleichviel aus welchen Motiven es entspringt, und du mußt mir versprechen, dich nie wieder auf dasselbe einzulassen. Es ist eine Art Hazardspiel und als solches erniedrigend für jeden, der sich damit befaßt. Versprich mir, daß du es nie wieder thun willst.“

„Ich verspreche es dir, Abe“, entgegnete William ihm zur Bekräftigung seiner Worte die Hand reichend. Welchen Eindruck Lincolns tiefer Ernst auf den Gefährten machte, entnehmen wir den Worten des letzteren, der, im reiferen Alter stehend, schreibt: „Als ich mich an jenem Abend allein in meinem Zimmer befand, konnte ich mich der Thränen nicht erwehren, so sehr hatten seine eindringlichen Worte mich bewegt. Ich habe das damals gegebene Versprechen bis zu diesem Tage gehalten.“

Die Neu-Salemer Compagnie hielt sich einige Tage in Beardstown auf und marschierte von dort nach der Gegend ab, in welcher man den Zusammenstoß mit dem Feinde erwartete. In dessen verfloßen die bei der Anwerbung ausbedungenen 30 Tage, ohne daß die Freiwilligen den Feind gesehen hätten und als sie entlassen wurden, kehrten die meisten in die Heimat zurück. Bei der schnell folgenden zweiten Rekrutenaushebung trat Abraham wiederum in den Kriegsdienst ein, diesmal jedoch als Gemeiner, und da nach Ablauf der festgesetzten Frist der Kampf noch nicht beigelegt war, so ließ er sich zum drittenmal in ein Regiment aufnehmen. Er war fest entschlossen, dem Vaterland während der ganzen Dauer des Krieges seine Kräfte zu weihen, doch hatte er die dritte Dienstzeit noch nicht ganz durchgemacht, als die Schlacht bei Bad Axe dem Feldzuge ein Ende machte.

Sind aus diesem Kriege mit den Indianern auch keine hervorragende Thaten unseres Helden zu berichten, so traten doch bei verschiedenen Gelegenheiten einzelne Züge seines Charakters in so bezeichnender Weise hervor, daß wir einen oder den andern Vorfall mittheilen müssen. Eines Tages geriet ein alter Indianer ins Lager und flehte Lincolns Soldaten an, sein Leben zu schonen, da er den Weißen freundlich gesonnen sei. Die Clary-Hainburschen

aber wollten keinen Pardon geben und es wurde von mehreren Seiten der Ruf laut, man solle ihn niederschließen, er sei ein Spion.

Die lärmenden Kundgebungen füllten den Wilden mit Entsetzen; in seiner Bedrängnis warf er einen zerknitterten Zettel, den er in der Hand gehalten, auf den Boden und bat die Feinde, ihn zu lesen. Hauptmann Lincoln nahm den Papierstreifen auf und fand, daß es ein vom General Caß ausgestellter Geleitschein war, in welchem er dem Indianer das Zeugnis ausstellte, ein braver, zuverlässiger Mensch zu sein, der ihm gute Dienste geleistet habe. „Das ist ein gefälschtes Schriftstück“, rief einer der Freiwilligen; „die alte Rothhaut kann uns nicht so leicht hinter's Licht führen!“ „Schieß ihn nieder“, schriean auch andere von den früheren Clary-Hainburschen, die dem Anführer schon mehrfach durch störriges Benehmen Verdruß bereitet hatten. Sie waren entschlossen, den Indianer zu töten und wollten sich gerade auf ihn stürzen, als Lincoln, sich vor den entsetzten Greis stellend, ihnen mit erhobener Stimme Einhalt gebot.

„Der Indianer wird nicht erschossen“, sagte er bestimmt. „General Caß' Geleitschein muß respektiert werden!“

„Wir wollen ihn niederschließen!“ gab ein roher Bursche zur Antwort.

„Dann müßt ihr erst mich töten“, rief Lincoln ihnen flammenden Auges entgegen, indem er sich zur vollen Höhe emporrichtete und den Indianer mit dem eigenen Körper deckte.

Das bestimmte Auftreten und der tiefe Ernst, der sich in seinen furchtlosen Worten und seiner Haltung aussprach, schüchterte die „Burschen“ so ein, daß sie verdrossen zurückwichen und ihre Drohung unausgeführt ließen. Einzelne jedoch murmelten leise Worte der Rache und endlich konnte ein besonders herausfordernder Gegner sich nicht enthalten auszurufen: „Das ist feige von Ihnen, Lincoln!“

Durch die Unverschämtheit und Unbilligkeit dieser Beschuldigung auß tiefste empört, wendete der Hauptmann sich zu der Compagnie und rief mit donnernder Stimme: „Wenn unter euch irgendjemand glaubt, daß ich feige sei, so mag er heraustraten und mich auf die Probe stellen.“



„Es würde ein ungleicher Kampf sein, denn Sie sind größer und stärker als wir“, lautete die trotzigte Entgegnung.

„Dies braucht nicht ins Gewicht zu fallen, ihr könnt selbst die Waffen wählen“, versetzte Lincoln, während aus jeder Linie seines Gesichtes und jeder Bewegung seines Körpers ein so unbeugsamer Stolz hervorschimmerte, daß einer der Augenzeugen später sagte: „er war uns nie vorher so kräftig und furchtlos erschienen.“ Selbst die widerspenstigsten Clary-Hainburschen wagten nicht, dem Indianer ein Haar zu krümmen und es fiel keinem von ihnen je wieder ein, die Bezeichnung „Feigling“ mit Lincolns Namen in Verbindung zu bringen.

Bei dieser Gelegenheit war des Hauptmanns Leben nicht weniger gefährdet, als das seines greisen Schütlings. Einer seiner Biographen sagt: „Lincoln versicherte mehrfach, nicht nur sein Leben, auch sein Ansehen hätte auf dem Spiel gestanden und er würde wahrscheinlich eines wie das andere verloren haben, hätte er nicht in dem äußerst kritischen Augenblick den Offizier beiseite gesetzt und den Mann geltend gemacht. Wenn er sich hätte verleiten lassen, die Insubordination mit Arrest zu bestrafen, so würde dies nur eine Empörung erzeugt haben, und eine förmliche Untersuchung anzustellen wäre unmöglich gewesen, da die Freiwilligen kaum Soldaten genannt werden konnten. Sie waren nichts anderes als bewaffnete Bürger, deren Corps nur dem Namen nach eine militärische Organisation erhalten hatte und deren kurze Dienstzeit außerdem bald ablief. Hätte er aber die Schuldigen angezeigt und die entstandenen Differenzen einem Gerichte zur Entscheidung vorgelegt, so würde ihm dies von seiner Umgebung als Zaghaftigkeit angerechnet worden und sein Ansehen für immer dahin gewesen sein.“

Einen anderen Vorfall teilen wir in William Greens eigenen Worten mit: „Ich muß“, sagt er, „noch ein Wort über Lincolns Sorgfalt für die Gesundheit und das Wohlergehen seiner Truppen beifügen, sowie auch über sein Bestreben, ihnen volle Gerechtigkeit angedeihen zu lassen. Einzelne Linienoffiziere hatten erklärt, den regulären Soldaten gebühre bessere Verpflegung und höherer Sold, als den Freiwilligen. Lincoln erhielt Befehl einen Auftrag auszuführen, den seines Erachtens der Kommandierende nicht zu



erteilen berechtigt war. Indessen gehorchte er, ging aber zu dem Offizier und sagte: „Mein Herr, Sie vergessen, daß wir nicht unter dem Dienstreglement des Kriegsministeriums in Washington stehen, sondern uns als Freiwillige den Befehlen und Vorschriften des Staates Illinois zu unterwerfen haben. So lange Sie Sich innerhalb Ihrer Sphäre halten, wird das gute Einvernehmen zwischen uns nicht gestört werden; allein in Zukunft werden wir uns gegen unberechtigte Forderungen ablehnen und ich verlange, daß meine Leute, was Verpflegung, Waffen und Quartier betrifft, ebenso gehalten werden, wie die Linientruppen.“ Der Befehlshaber sah ein, daß Lincoln nichts Unbilliges verlangte, und entschloß sich, strenge Gerechtigkeit walten zu lassen. Von diesem Augenblick an wurden wir in allen Stücken ebenso gut gehalten, wie die regulären Truppen und der im Interesse der Freiwilligen unternommene kühne Schritt kettete Offiziere und Gemeine aufs engste an ihn.“

Während des Feldzuges war Lincoln stets bereit, den Kampf mit Widerwärtigkeiten aufzunehmen. Er ertrug Beschwerden wie ein guter Soldat, klagte nie und hegte keine Furcht vor Gefahren; wurde ein Zusammenstoß erwartet, so war er der erste, der dem Feinde entgegen zu gehen wünschte. Übrigens war der Schwarze Habichtfeldzug kaum ein Krieg zu nennen und unser Held bekam den Feind nicht einmal in der Nähe zu sehen. Eine der vielen Humor verratenden Reden, die Abraham Lincoln später im Kongreß hielt, bezog sich auf diesen Krieg. General Caß war von der demokratischen Partei als Kandidat für die Präsidentenwürde aufgestellt worden und gewisse Redner im Kongreß schlugen Kapital daraus, daß er den Feldzug mitgemacht habe.

Lincoln erhob sich von seinem Sitze und sagte unter anderem: „A propos, Herr Präsident, wissen Sie wohl, daß ich ein Kriegsheld bin? Ja, mein Herr, zur Zeit des Schwarzen Habichtkrieges stand auch ich in den Reihen der Kämpfer, blutete und kam mit dem Leben davon. Was ich über General Caß' Karriere vernommen, erinnert mich an meine eigene. Ich war nicht Augenzeuge von Stillmanns Niederlage, doch war ich ungefähr ebenso nahe dabei, wie Caß bei Hulls Waffenstreckung und sah, gleich ihm, den Platz sehr bald, nachdem der Sieg entschieden war.“

Meinen Säbel brach ich freilich nicht, weil ich keinen zu brechen hatte, doch bog ich meine Flinte bei einer Gelegenheit sehr stark . . . Wenn General Caß im Preiselbeerenpflücken mehr leistete, als ich, so übertraf ich ihn doch im Schießen auf die wilden Zwiebeln. Wenn er lebende und kämpfende Indianer gesehen, so hat er mehr Glück gehabt als ich; allein ich hatte viele blutige Kämpfe mit den Mosquitos zu bestehen und ob schon ich infolge des Blutverlustes nie in Ohnmacht fiel, so muß ich doch ehrlich gestehen — ich war oft sehr hungrig . . . Sollte ich mich je der demokratischen Partei anschließen und von ihr als Kandidat für die Präsidentswürde aufgestellt werden, so hoffe ich, sie würde mich nicht lächerlich machen, indem sie versuchte, mich zum Kriegshelden zu stempeln.“

---

## Neunzehntes Kapitel.

### Eine ungeahnte Auszeichnung.

---

Als Lincoln aus dem Feldzuge nach Neu-Salem zurückkehrte, wurde er von den Bewohnern des Städtchens aufs herzlichste willkommen geheißen und nicht nur von seinen Kriegskameraden, sondern auch von allen Übrigen gerne mit dem Hauptmannstitel angeredet. Sein Quartier schlug er bei Mr. J. N. Herndon auf, und es dauerte nicht lange, so stand er bei den Kindern in solcher Gunst, daß man ihn fast immer in Begleitung eines oder des anderen von ihnen sah. „Er paßte sich überall mit größter Leichtigkeit den Verhältnissen an“, berichtet Mr. Herndon, „und war ein außerordentlich liebenswürdiger Hausgenosse, ein immer gern gesehener Gast. Den Witwen und Waisen erwies er viele Freundlichkeiten und machte sich ein Vergnügen daraus, ihnen ihr Holz zu spalten.“

Von dem Wunsche beseelt, einen regelmäßigen Erwerb zu finden, sah er sich nach Beschäftigung um und kam bei der Gelegenheit auf die Idee, das Schmiedehandwerk zu erlernen. Als er seinem Freunde Green den Einfall mittheilte, rief dieser aufs höchste überrascht: „Ein Schmied willst du werden? Ei, Abe, wir wollen dich auf den Landtag schicken“.

„Dummes Zeug“, versetzte Lincoln, „erzähle mir keine Fabeln!“

„Halte meine Worte für was du willst“, entgegnete Green; „es werden schon glaubwürdigere Leute kommen und dich überzeugen, daß ich recht hatte.“

Wirklich kamen innerhalb der nächsten 24 Stunden mehrere von den einflußreichsten Bürgern Neu-Salems, um Abraham zu befragen, ob er seine Einwilligung gäbe, daß sie ihn für den Abgeordnetenitz in Vorschlag brächten.

„Es hieße mich dem allgemeinen Spott preisgeben“, gab er ablehnend zur Antwort, „und würde eine Thorheit sein, mich als Gegenkandidaten vorzuschlagen, wenn die andere Partei Männer wie Stuart und Cartwright aufstellt.“

„Durchaus nicht, wenn die Wahl trotzdem auf Sie fiele“, lautete die Entgegnung. „Wenn wir Sie als Kandidaten in Vorschlag bringen, so befolgen wir nur einen politischen Grundsatz, den wir aufrecht erhalten wollen, gleichviel ob Sie gewählt werden oder nicht.“

Das war nun allerdings eine Sache von Wichtigkeit und Abraham fing an, in seinem Entschlusse wankend zu werden. Damals existierten in Illinois noch keine so bestimmten politischen Parteien wie jetzt; die Bürger nannten sich je nach ihrer Gesinnung „Anhänger von Clay“ oder von „Jackson“ und Abraham gehörte der ersten Gruppe an. Da aber bei der letzten Präsidentenwahl Jackson als Sieger hervorgegangen war, so hatte der jugendliche Kandidat wenig Aussicht, zum Abgeordneten erkoren zu werden.

Nach längerem Zögern gab Abraham endlich den Wünschen seiner Mitbürger nach und ließ sich als Kandidaten aufstellen. Er wurde nicht gewählt, indessen läßt sich der Grad seiner Popularität aus dem Umstand erkennen, daß er fast ebenso viele Stimmen erhielt, wie der begünstigtere Gegner, ein Resultat, das niemand mehr in Erstaunen setzte als Abraham selbst. Der Herr, welcher ihn hauptsächlich zur Annahme der Kandidatur bewogen, hatte im Neu-Salemer „Litterarischen Verein“ einen Vortrag von ihm gehört, der ihm die Äußerung entlockte, „Abe wird noch ein bedeutender Mann werden!“ Über diese Rede berichtet er: „Als er sich, die Hände tief in den Hosentaschen vergraben, zum Sprechen erhob, ragte seine lange Gestalt hoch über der kleinen Versammlung empor. Ein helles Lächeln flog über die Züge der Anwesenden, denn jeder setzte voraus, er würde mit einer humoristischen Erzählung beginnen. Zum Erstaunen seiner Freunde jedoch fing er

schon die Einleitung mit schwingvollen Worten an, und als er, tiefer in die Behandlung des Gegenstandes eingehend, immer feuriger wurde, kamen auch die Hände zum Vorschein und liehen seinen edlen Gedanken durch linkische Bewegungen besonderen Nachdruck. Er führte das Thema mit solcher Verstandesschärfe aus, seine Argumente waren so schlagend, daß alle des Erstaunens voll waren.“ Als der Präsident des Vereins nachhause kam, erklärte er: „In Abe steckt etwas Bedeutendes, weit mehr als Witz und Humor allein. Er ist schon jetzt ein guter Redner und bedarf nur der erforderlichen Bildung, um sich zu der hohen Stellung emporzuschwingen, die er meiner Überzeugung nach noch einmal einnehmen wird.“ Mußte Mr. Rutledge auch zugeben, daß Abraham wenig oder gar keine Chancen hätte, gewählt zu werden, so wies er ihn doch darauf hin, daß sein Name sich durch die Stimmenbewerbung den Wählern der Grafschaft einprägen und sie ihm bei künftigen Wahlen vielleicht ihre Stimme geben würden. Die in Vorschlag gebrachten Kandidaten waren verpflichtet, ihren politischen Ansichten in öffentlichen Reden Ausdruck zu leihen und auch Abraham hielt, der herrschenden Sitte folgend, mehrere Ansprachen, jedoch nicht ohne vorher die ausdrückliche Bedingung gestellt zu haben, „seine Freunde dürften ihn nicht auslachen“. Die erste nicht weit von Springfield in Peppsville gehaltene Rede lautet folgendermaßen:

„Meine Herren und Mitbürger, ich vermute, Sie alle wissen, wer ich bin. Ich bin der schlichte Abraham Lincoln und wurde durch viele Freunde bewogen, mich als Kandidaten für die Abgeordnetwahl aufstellen zu lassen. Meine politischen Ansichten bedürfen keiner weitläufigen Auseinandersetzung. Ich bin dafür, daß eine Nationalbank ins Leben gerufen, daß in bezug auf die inneren Angelegenheiten ein zu Verbesserungen führendes System in Anwendung gebracht und daß ein hoher Schutzzoll eingeführt werde. Damit habe ich meine Ansichten und politischen Grundsätze ausgesprochen. Sollte die Wahl auf mich fallen, so würde es mich mit Dankbarkeit erfüllen; werde ich nicht gewählt, so ist es mir auch einerlei.“

Die Kürze der Ansprache war ein Ergebnis seiner Bescheidenheit und machte aus diesem Grunde den angenehmsten Eindruck



auf die Hörer. Außerdem hielt er mehrere andere Reden und richtete eine längere Zuschrift an die Wähler der Grafschaft, die mit folgenden Worten schließt:

„Inanbetracht der Bescheidenheit, welche der Tugend allezeit innewohnen sollte, ist es möglich, daß ich mir mehr herausgenommen habe als mir ziemt. Was aber die Gegenstände betrifft, welche ich einer eingehenden Behandlung unterzogen, so habe ich meinen innersten Gedanken über dieselben Ausdruck geliehen. . . Es heißt, jeder habe seinen besonderen Ehrgeiz, Mag das wahr sein oder nicht, so kann ich meinerseits gestehen, daß mein höchstes Streben dahin geht, die aufrichtige Achtung meiner Mitmenschen zu verdienen, indem ich mich ihrer Achtung würdig zeige.“ Die Gegner machten sich allerorts, wo er Reden hielt, über seine äußere Erscheinung lustig und nach der Beschreibung eines seiner Freunde zu urteilen, bot seine Toilette ohne Zweifel Anlaß dazu, denn „er trug einen Rock von grobem Halbwollenstoff, dessen Schoß und Ärmel sehr kurz waren, derbe leinene Beinkleider, sehr plumpe Stiefel und einen Strohhut.“ In den Augen besonnener und einfacher Bürger aber gereichte ihm der Mangel an Stolz und Eitelkeit zum Vorteil, es hieß: „Abe ist kein Stutzer“ und damit glaubte man ihm das größte Kompliment gemacht zu haben. Als die Anstrengung und Aufregung des Wahlkampfes vorüber war, fand Abraham, daß sein Geldvorrat zu Ende gegangen sei und nun trat die Notwendigkeit an ihn heran, sich nach Arbeit umzusehen. Man riet ihm, sich der Rechtswissenschaft zuzuwenden, da er wie geschaffen sei zum Advokaten, er aber entgegnete, man habe ihn von anderer Seite bestimmen wollen, „Grob schmied“ zu werden und er wäre überzeugt, daß er den Hammer mit nicht geringerer Gewandtheit schwingen könne, als der besten einer. „Ich begreife nicht, warum die Leute mich durchaus alle zum Rechtsanwalt machen wollen“, sagte er eines Tages zu seinen Freunde Green, „ich habe diesen Rat bisher immer als halben Scherz aufgefaßt.“

„Ei, Abe, darüber werden dir vielleicht die Augen aufgehen, wenn du dich zu einem bestimmten Beruf entschlossen hast“, versetzte Green. „Es kommt nicht allzu oft vor, daß ein junger Mann sich erst von seinen Freunden sagen lassen muß, was in ihm steckt, und wenn du so lange wartest, bis du sieben

Fuß hoch bist, so wirst Du es vielleicht selbst herausgefunden haben.“

„Daran fehlt, wie man sagt, nicht gar viel“, erwiderte Lincoln schalkhaft, „und ehe ich nicht diese stattliche Höhe erreicht habe, werde ich auch nicht Advokat.“

Trotz aller Vorstellungen gelang es Lincoln's Freunden nicht, ihn zum Betreiben juristischer Studien zu bewegen; er hielt sich einesteils für zu wenig begabt, andernteils begriff er auch nicht, wie ein junger Mann, dem es an gründlicher Vorbildung fehle, vermessen genug sein könne, studieren zu wollen. Indessen trug er sehnliches Verlangen nach regelrechter Beschäftigung und einem Lebensberuf, dem er sich mit ganzer Seele hingeben und in dem er etwas Tüchtiges leisten könnte. Es widerstrebte seiner innersten Natur, von einem Wirkungskreise zum andern überzugehen und doch blieb ihm fürs erste nichts anderes übrig, wenn auch der innere Zwiespalt durch die Ratschläge seiner enthusiastischen Freunde nur noch vergrößert wurde. Anstatt aber, wie er seinen Bekannten angedeutet, das Schmiedehandwerk zu erlernen, trat er in den Kaufmannsstand ein, da Mr. Herndon, der in Gemeinschaft mit einem gewissen Berry eine Spezereihandlung besaß, ihm seinen Anteil an derselben verkaufte. Die Firma hieß hinfort Lincoln und Berry und bald nach Übernahme des Geschäfts bezog Abraham von seinem Freunde William Green Warenvorräte im Werte von 150 Dollars, für welche er demselben eine Schuldverschreibung einhändigte. In kurzer Zeit stellte es sich heraus, daß Berry ein trunksüchtiger Taugenichts war, der das Geschäft mit Schulden belastete, seinen Kompagnon betrog und sich aus dem Staube machte, während er es Lincoln überließ, sich mit den Gläubigern abzufinden. Als dieser die geschäftlichen Angelegenheiten geordnet hatte, war auch der letzte Pfennig draufgegangen, ohne daß er imstande gewesen wäre, seine Schuld an Mr. Green abzutragen. „Schon gut“, entgegnete der treue Freund, „mache dir meinerwegen keine Sorge. Wenn du in der Lage bist mich zu bezahlen, so thue es; kannst du es nicht, so liegt auch nichts daran.“

Abraham gab sich jedoch nicht so leicht zufrieden; er bezeichnete die Summe als die „Staatsschuld“ und erklärte, er würde „nicht Rast noch Ruhe finden, bis er den letzten Pfennig bezahlt

habe.“ Und er hielt Wort, denn als er im Jahre 1840 die Advokaturpraxis auszuüben begann, zahlte er den letzten Dollar zurück.

Der traurige Ausgang seines Geschäftes machte ihn wiederum brotlos und die hierdurch hervorgerufene Niedergeschlagenheit wurde noch verstärkt, als Mr. Herndon nach einem andern Orte übersiedelte und Abraham sich genötigt sah, sein Quartier im „Wirtshause“, einer vier Zimmer haltenden Blockhütte aufzuschlagen. Während er sich nach einer zusagenden Beschäftigung umsah, benutzte er die freie Zeit, sich mit größtem Eifer auf wissenschaftliche Studien zu legen. Er las Rollins „Geschichte des Altertums“, Gibbons „Geschichte des Sinkens und Falls des römischen Reichs“ und ähnliche Werke, die er von William Green, Winter Graham und anderen Bekannten borgte. Auch lernte er um diese Zeit Shakespeares' und Burns' Dichtungen kennen, die ihn mit solcher Begeisterung füllten, daß er die schönsten Stellen auswendig lernte und diese beiden Dichter vorzugsweise gerne las. Von allen Büchern, die er gelesen, machte er sorgfältige Auszüge, um sich den Inhalt fest einzuprägen und diese Gewohnheit zeigte sich später von unschätzbarem Wert für ihn; wenigstens werden die klare Ausdrucksweise und der unerschöpfliche Reichtum an Illustrationen und Thatfachen, die seine Reden im reiferen Alter auszeichneten, zum Teil auf sie zurückgeführt. Wenn er sich nebenher auch mit Naturgeschichte, Chemie und Astronomie beschäftigte, so genoß er doch in keinem dieser Fächer einen ordentlichen Unterricht, obwohl Winter Graham ihm manche wertvolle Anleitung und viele gute Rat schläge gab.

Seine Wohnung im Wirtshause setzte ihn vielen Störungen aus; die Gäste unterhielten sich alle so gerne mit ihm, daß sie wenig Rücksicht darauf nahmen, ob er beim Studium war oder nicht. Aus diesem Grunde wurde er vielfach gezwungen, anderswo ein stilles Plätzchen aufzusuchen. „Zuweilen ging er zu James Short auf der Sandbank, zuweilen zu Winter Graham, dann wieder besuchte er Bowlin Green, ein anderes Mal Jack Armstrong und ebenso oft Abel oder Ben Herndon. Alle diese Männer leisteten ihm mehrfach gute Dienste und er bewahrte allen die aufrichtigste Anhänglichkeit.“

Endlich fand Lincoln Beschäftigung. Er machte zufällig die Bekanntschaft John Calhouns von Springfield, der damals „Feldmesser für die Grafschaft Sangamon“ war und ihm riet, sich in diesem Zweig des Ingenieursfaches zu versuchen. Als Lincoln meinte, ihm würde die Beschäftigung, wenn er sich erst hineingearbeitet, gewiß sehr zusagen, versetzte der Geometer: „Dazu bedarf es weniger Wochen. Ich will Ihnen die Bücher leihen, die sie studieren müssen, und wenn Sie sich mit Maßkette und Zirkel versehen haben, werde ich Ihnen die nötige Anleitung geben.“

Abraham ging hoch erfreut auf den Vorschlag ein und versicherte, daß er es nicht an Fleiß und Strebbarkeit fehlen lassen würde.

„Sie werden ohne Zweifel einen tüchtigen Feldmesser abgeben und viel zu thun bekommen“, fuhr Calhoun fort, „ja, ich will Ihnen die Vermessungen in dem Teile meines Bezirks übertragen, der an Neu-Salem stößt. Ich habe mehr zu thun als ich allein besorgen kann und bin froh, jemanden gefunden zu haben, der mir etwas von der Arbeit abnimmt. Das unaufhörliche Einströmen von Auswanderern und ihre Ansiedelung auf Ländereien, die dem Staate gehören, hält mich übermäßig beschäftigt. Wenn Sie Sich ernstlich aufs Studium legen, so können Sie in sechs Wochen mit dem Vermessen beginnen.“

„Aber wird es nicht nötig sein, daß Sie mir zur praktischen Anwendung des Gelernten im Felde selbst einige Unterweisung geben?“ fragte Lincoln.

„Allerdings, und ich bin jederzeit bereit, Ihnen in dieser Hinsicht beizustehen, wenn Sie zu mir auf das Feld kommen wollen, wo ich gerade beschäftigt bin. Es wird Ihnen manchen Schweißtropfen kosten, Schritt mit mir zu halten.“

„Schon möglich“, erwiderte Abraham, diese Behauptung leise in Zweifel stellend, und wie sich später ergab, war es Calhoun, der große Anstrengung machen mußte, um nicht hinter seinem Gehilfen zurückzubleiben.

Lincoln mietete sich außerhalb des Dorfes beim Schullehrer Winter Graham ein und beschäftigte sich sechs Wochen lang mit dem eifrigen Studium des technischen Werkes, das Mr. Calhoun ihm geliehen. Nachdem er darauf einige Tage mit seinem Gönner



Vermessungen vorgenommen hatte, ließ er sich in Neu-Salem als Geometer nieder und fand bei entsprechender Bezahlung so reichliche Beschäftigung, daß sein Freund Green fürchtete, er müsse die kühne Hoffnung aufgeben, ihn dereinst als Rechtsanwalt praktizieren zu sehen. „Die Genauigkeit seiner Vermessungen wurde selten, wenn überhaupt in Frage gestellt“, teilt man uns mit. „Bei Streitigkeiten über ‚Ecken und Grenzlinien‘ machte man ihn häufig zum Schiedsrichter und sein Ausspruch wurde stets als entscheidend angenommen.“

Traten hier und da Zeiten ein, in denen Abraham weniger beschäftigt war, so benutzte er seine Mußestunden, um anderen mit Rat und That beizustehen und von Jahr zu Jahr nahm sein warmes Mitgefühl für die Unglücklichen, die Bedürftigen und die Leidenden zu. Dem rohen Elemente, das er schon gleich nach seinem Eintreffen in Neu-Salem erfolgreich bekämpft, widersetzte er sich fort und fort aufs entschiedenste; drohte es dennoch gelegentlich wieder hervorzubrechen, oder wollten sich zwischen verschiedenen Parteien Kaufereien entspinnen, so pflegte er aufzuspringen und zu rufen: „Kommt, wir wollen Frieden machen“. Welcher Art das Verhältnis zu seinen Freunden war, sehen wir am besten aus den Mitteilungen einzelner derselben, die wir deshalb in ihren eigenen Worten beifügen. „Ab pflegte den stundenlangen Weg nicht zu scheuen, um uns zu besuchen“, erzählt Mrs. Armstrong. „Er brachte den Kindern Kandiszucker und während ich Butterbrod und Milch für ihn holte, wiegte er den Säugling. . . Er trug die kleinen Kinder umher und befaßte sich mit jeglicher Arbeit, wenn er einem dadurch etwas Erleichterung verschaffen konnte.“

„An einem kalten Wintertage sah er Ab Trent damit beschäftigt, für Mr. Gill eine alte Blochhütte zu Brennholz zu zer Kleinern“, berichtet ein anderer Freund, „Ab stand barfüßig da und zitterte vor Kälte,

„Was bekommt Ihr fürs Zer Kleinern?“ fragte Lincoln.

„Einen Dollar“, entgegnete der Angeredete und fügte, auf seine halberstarrten Füße zeigend, hinzu, „ich brauche eine Paar Schuhe.“

„Dann gebt mir schnell Eure Art“, versetzte Abraham sie ihm aus der Hand nehmend, „und macht, daß Ihr ins Haus kommt.“

„Trent suchte frohen Herzens die Nähe des Herdes auf und



Lincoln zerkleinerte die Stämme mit solcher Geschwindigkeit, „daß sowohl ersterer, als auch der Eigentümer des Holzes starr vor Staunen waren, wie sie die Arbeit beschafft sahen.“

James Short, der vier engl. Meilen von Neu-Salem entfernt wohnte, teilt uns mit, daß Abraham oft zu ihm hinaus gekommen sei und „wenn es gerade viel im Felde zu thun gab, pflegte Abe seinen Rock auszuziehen und so energisch mitzuarbeiten, daß er mehr beschaffte, als irgend ein Tagelöhner. Er besaß im Auskühlen der Maiskörner größere Gewandtheit, als ich sonst wahrgenommen und sein Maß war stets zweimal gefüllt, ehe ich meins einmal voll hatte, obgleich ich mich bis dahin immer für einen schnellen Sammler hielt.“

Im Jahre 1833 wurde Lincoln vom Präsidenten Jackson zum Postmeister von Neu-Salem ernannt, da er sich unter allen Bewohnern des Städtchens am besten für diese Stellung eignete. Das Postamt befand sich in Mr. Hills Laden, und wenn Abraham mit Vermessungen und anderen Arbeiten beschäftigt war, ließ er sich durch den Krämer vertreten; weilte er aber im Bureau, so erbot er sich bereitwilligst, denen, die nicht lesen konnten, die für sie eingetroffenen Briefe vorzulesen, wie er auch nicht nur selbst alle Zeitungen durchstudierte, sondern sie oft einer großen Versammlung im Freien vortrug.

Man pflegte ihm in späteren Jahren nachzusagen, er habe als Postmeister in Neu-Salem „das ganze Postamt im Hut getragen.“ Natürlich trafen für den kleinen Ort nur sehr wenig Briefe ein, und wenn Lincoln ausging, steckte er die, welche eingelaufen, in seinen Hut und beförderte sie an die Adressaten, ein Akt der Freundlichkeit, zu dem er von amtswegen durchaus nicht verpflichtet war.

## Zwanzigstes Kapitel.

### Abraham Lincoln als Landtagsabgeordneter.

---

Die Landtagsabgeordneten des Staates Illinois hatten ihren Sitz während eines Zeitraumes von zwei Jahren inne, und als im Jahre 1834 wiederum zur Wahl geschritten wurde, stellte die neugebildete Whigpartei Lincoln als Kandidaten auf.

„Wer ist dieser Lincoln, von dessen Kandidatur ich soviel reden höre?“ fragte ein gewisser Dr. Barrett seinen Freund Herndon.

„Gehen Sie morgen nach Berlin und hören Sie ihn reden, erwiderte Herndon. „Er wird dort eine Ansprache halten.“

Dr. Barrett war rechtzeitig an Ort und Stelle, und als Mr. Herndon ihm den großen, linkischen und unschönen Abraham als den in Frage stehenden Kandidaten bezeichnete, sagte er sehr enttäuscht: „Kann die Partei keinen besseren Repräsentanten ins Feld stellen, als diesen Mann?“

„Urteilen Sie nicht eher, als bis Sie seine Rede gehört haben“, entgegnete Herndon. „Er ist unser Kandidat und wir sind mit diesem Repräsentanten zufrieden.“

„Nun, wenn der Kerl zum Landtagsabgeordneten taugt, so steckt mehr in ihm, als sein Äußeres vermuten läßt“, fuhr Dr. Barrett fort.

Bald darauf erhob Abraham sich zum Reden und als er seine Ansprache beendet, fragte Herndon seinen Freund: „Nun, Doktor, was sagen Sie jetzt?“

„Ich nehme mein vorschnelles Urtheil zurück. Ei, Herndon, dem Menschen ist es von außen wahrlich nicht anzusehen, daß er gescheiter ist, als die andern alle miteinander.“

Lincoln wurde zur großen Genugthuung seiner Freunde gewählt, obgleich er alle unlauteren Mittel zurückgewiesen, die ihn hätten populärer machen können; ja, viele von denen, welche ihm ihre Stimme nicht gegeben, waren mit dem Ergebnis der Wahl völlig zufrieden. Die bis zum Zusammentritt des Landtags übrig bleibende Zeit benutzte Abraham zum fleißigen Studium, damit er sich zur Erledigung seiner Pflichten im Abgeordnetenhanse besser qualifizieren möge. Um jedoch in der Versammlung einen anständigen Eindruck zu machen, war eins unerlässlich: er mußte einen neuen Anzug und etwas Geld für laufende Ausgaben haben, weit mehr wenigstens, als er zur Zeit besaß. In seiner Not wandte er sich an einen Freund, dessen Bekanntschaft er vor ein paar Jahren gemacht hatte, und bat ihn um ein Darlehen von 200 Dollars, das er sich am Schluß der Session zurückzahlen verpflichtete. Mr. Smoother ließ ihm das gewünschte Geld und Lincoln hielt sein Versprechen, „er zahlte die Summe der Übereinkunft gemäß pünktlich zurück“.

Um diese Zeit traten an Lincoln viele Versuchungen heran, seinen alten Kinderglauben abzuschütteln. Mehrere seiner intimsten Gefährten waren Ungläubige und dachten gering von der Religion, wie von der Bibel; auch fielen ihm Paines „Zeitalter der Vernunft“ und Volneys „Träumer“ in die Hände, und er las beide Werke mit großer Begierde. Unter diesen Einflüssen fing sein Glaube an zu schwanken. Er machte keinen Hehl aus seinen Zweifeln, besprach die Sache mit vertrauten Freunden und schrieb endlich einen Essay, in dem er die göttliche Eingebung der Heiligen Schrift in Frage stellte; indessen zeigte es sich bald, daß diese Ansicht vorübergehend war, und wie wir in der Folge sehen werden, machte sich seine genaue Kenntnis der Heiligen Schrift und sein unerschütterliches Vertrauen in ihre Verheißungen mehr und mehr geltend.

Es ist nicht unsere Absicht, in die einzelnen „Gesetzesvorlagen und Beschlüsse“ einzugehen, die Lincolns Aufmerksamkeit während der Session in Anspruch nahmen. Andere Erlebnisse, die auf seine künftige Laufbahn wesentlichen Einfluß übten, füllen den knappen Raum, den wir für diese Periode verwenden können, doch müssen wir erwähnen, daß er ein verhältnismäßig stummes Mitglied war,

mehr beobachtete und zuhörte als redete, den Komiteesitzungen regelmäßig beiwohnte und sich in denselben sehr verwendbar zeigte.

Während dieser Landtagsession traf Lincoln mit dem Hon. John T. Stuart, einem eminenten Rechtsgelehrten aus Springfield zusammen, der als feiner Beobachter bald herausfand, daß der junge Lincoln ungewöhnlich begabt sei und nicht zweifelte, daß er etwas Bedeutendes leisten würde, wenn er nur ins rechte Fahrwasser gebracht werden könne.

„Haben Sie nie daran gedacht, Jurisprudenz zu studieren?“ fragte Mr. Stuart ihn eines Tages.

„Niemals, obgleich man mir von anderen Seiten dazu geraten hat“, entgegnete Abraham.

„Und weshalb haben Sie den Rat nicht befolgt?“

„Weil es mir an der Befähigung und an den Mitteln zum Studieren fehlt“, versetzte Lincoln.

„Vielleicht haben Sie eine zu hohe Vorstellung von der zum Studium erforderlichen Befähigung. Glauben Sie, daß die Rechtswissenschaft etwas so ungeheuer Schwieriges enthält, daß es eines ganz besonderen Talentes bedürfte, es zu bewältigen? Erfordert sie mehr Befähigung als die Medizin oder die Theologie? Ich denke, Sie werden mir beistimmen, wenn ich „Nein“ sage. Aber selbst, wenn es der Fall wäre, wird uns die Zukunft vielleicht lehren, daß Sie die nötige Befähigung besitzen.“

„Aber wie könnte ich armer Bursche, dem keine hilfreichen Freunde zur Seite stehen, daran denken, eine lange Studienzeit durchzumachen?“ wandte Abraham unschlüssig ein.

„Nun, gar so lange Zeit nimmt das Studium nicht in Anspruch“, versetzte Mr. Stuart, „und was die Kosten betrifft, so brauchen Sie sich keine großen Auslagen zu machen. Studieren Sie privatim und verdienen Sie sich nebenher mit dem Vermessen soviel, wie Sie zum Lebensunterhalt und zur Kleidung brauchen. Wenn Sie sich mit Ernst und Eifer aufs Studium legen, so wird Ihr Name in weniger als drei Jahren in die Advokatenliste eingetragen werden.“

„Aber die juristischen Bücher sind sehr teuer“, gab Lincoln zu bedenken.

„Das ist wahr, doch diese Schwierigkeit läßt sich überwinden;

meine Bibliothek steht Ihnen zur Verfügung. Kommen Sie so oft wie Sie wollen, holen Sie sich so viele Bücher als Sie brauchen und behalten Sie sie so lange wie Sie ihrer bedürfen."

Abraham dankte seinem freundlichen Ratgeber für das ihm erzeigte warme Interesse und versprach, die Sache in Erwägung zu ziehen. Nach reiflicher Überlegung faßte er endlich den Entschluß, die juristischen Studien in Angriff zu nehmen, da er richtig folgerte, er könne nicht ganz ohne Befähigung zum Rechtsanwalt sein, wenn ein Mann wie Mr. Stuart ihm dringend riet, den Beruf zu erwählen. Als sein Vorhaben in Neu-Salem bekannt wurde, brachen seine Freunde in großen Jubel aus und erklärten sich insgesamt bereit, ihm soviel wie möglich zur Ausführung desselben behilflich zu sein. Indessen überzeugten seine Kameraden sich bald, daß die Studien fortwährend ein Hinderniß für den bisher so angenehmen geselligen Verkehr bilden würden.

"Glaubt mir, ich bin ebenso gerne in Gesellschaft lieber Freunde, wie ihr", entgegnete Lincoln, als er von mehreren derselben zur Teilnahme an einer Abendunterhaltung aufgefordert wurde, „doch wenn ich das vorgesteckte Ziel erreichen will, so muß ich vor der Hand derartige Zerstreungen aufgeben. Es ist mir ganz klar, daß ich mich unbedingt zweierlei Aufgaben zu unterziehen habe; ich muß haushälterisch mit Zeit und Geld umgehen und so fleißig sein, wie nur irgendmöglich. Morgen aber will ich nach Springfield gehen und noch selben Tages zurückkehren; Mr. Stuart hat sich erboten, mir juristische Bücher zu leihen, und ich möchte zum erstenmale von seiner Aufforderung Gebrauch machen."

Springfield war 22 engl. Meilen von Neu-Salem entfernt, dessenungeachtet legte Lincoln beide Wege zu Fuß zurück und traf erst spät am Abend wieder in seinem Quartier ein. Am folgenden Abend besuchte ihn sein Freund Green, um zu fragen, wie ihm der lange Spaziergang bekommen sei.

"Was", rief er beim Anblick von vier großen Bänden aus, „hast du alle diese Bücher unterm Arm heimgetragen?"

"Ja, und ich habe unterwegs vierzig Seiten des ersten Bandes durchgelesen", versetzte Lincoln. „Komm, examiniere mich ein wenig."

Green nahm das Buch aus des Freundes Händen und fand zu seinem Erstaunen, daß derselbe den Inhalt der vierzig Seiten



beinahe auswendig wußte. Durch aufmerksames Lesen und unterstützt von der Fähigkeit, seine Gedanken auf einen Punkt zu konzentrieren, hatte er sich das Gelesene schnell eingeprägt. In dieser Weise begann Lincoln seine juristischen Studien, die er mit größtem Eifer betrieb und vielfach bis in die Nacht ausdehnte, während er sich von allen Zerstreuungen fern hielt und so oft es nötig war Bücher von Springfield holte. Zuweilen war er tage- ja wochenlang mit Vermessungen beschäftigt und konnte dann nur die späten Abendstunden zum Studieren benutzen; zu anderen Zeiten dagegen hatte er Muße, sich ausschließlich in die Bücher zu versenken und that dies mit um so regerem Interesse, je tiefer er in die Rechtswissenschaft eindrang. Seine robuste Konstitution machte es ihm möglich, ein Maß von Arbeit zu bewältigen, dem jeder Schwächere erlegen sein würde.

Wie sehr er als Landtagsabgeordneter seine Wähler befriedigte, geht aus der Thatsache hervor, daß sie ihn im Jahre 1836 wieder zum Vertreter ihres Distriktes ernannten und dies um so lieber thaten, als seine Geisteskräfte sich so schnell entfalteten, daß die während des Wahlkampfes gehaltenen Reden von durchgreifender Wirkung waren. N. V. Wilson, der gleich Lincoln für den Abgeordnetenstuhl in Vorschlag gebracht wurde, teilt uns folgendes mit.

„Als am Sonnabend vor dem Wahltage die verschiedenen Kandidaten im Gerichtssaale zu Springfield öffentliche Reden hielten, sprach Dr. Carly, ein Kandidat der demokratischen Partei, eine Beschuldigung aus, die N. M. Edwards, ein Kandidat der Whigpartei, für unbegründet hielt. Schnell auf einen Tisch springend, damit jedermann ihn sehen möge, rief Edwards mit lauter Stimme, die Beschuldigung sei falsch, was einen so leidenschaftlichen Wortwechsel zur Folge hatte, daß man fürchtete, die Angelegenheit würde sich nur durch ein Duell schlichten lassen. Dem Programme gemäß betrat Mr. Lincoln unmittelbar nach Carly die Tribüne; er brachte sofort den streitigen Punkt zur Sprache und erörterte ihn mit einer Unparteilichkeit und Gewandtheit, die alle mit Staunen füllte und aufs wohlthwendste berührte. Daß machte dem Streit ohne weiteres ein Ende. Bei dieser Gelegenheit setzte er, durch die Erregung des Augenblicks bewogen, zum erstenmale mit der hohen Stimme ein, die allmählich einen

so klaren, durchdringenden und gleichmäßigen Ton annahm, daß auch in der größten Versammlung die Fernstehenden den leisesten Klang seiner Worte deutlich vernehmen konnten.“

Nach Lincoln traf die Reihe George Forquer, einen bis dahin hervorragenden Vertreter der Whigpartei, der sich jedoch den Gegnern zugesellt hatte, um einen hohen Posten im Staatsdienst zu erhalten. Er war ein verschmitzter Politiker und trug niemals Bedenken seinen Überzeugungen untreu zu werden oder allerlei Listen anzuwenden, wenn er dadurch eine einflußreiche Stellung erlangen konnte. Forquer griff Lincoln in schonungsloser Weise an und begann seine Rede mit den Worten: „Dieser junge Mann muß ein wenig niedergedrückt werden.“ Abraham stand ganz in der Nähe und hörte dem Vortrag aufmerksam zu, sobald aber der Redner geendet, bestieg er die Tribüne und machte eine Entgegnung, die sich durch ihre Würde auszeichnete und deren Schluß wir beifügen: „Der Herr Vorredner sagt, ‚dieser junge Mann muß ein wenig niedergedrückt werden!‘ Es ist nicht meine, sondern Ihre Sache, zu bestimmen, ob ich einen hohen oder niederen Standpunkt einnehme. Der Herr Vorredner hat darauf angespielt, daß ich ein junger Mann sei; ich bin älter an Jahren, als an Erfahrungen in den Kniffen und Schlichen der Politiker. Ich hege den Wunsch am Leben zu bleiben und mich im Staatsdienste als Politiker auszuzeichnen, sollte ich aber, gleich dem Herrn Vorredner, den Tag erleben müssen, da ich zur Abwendung des göttlichen Zornes von meinem schuldigen Gewissen mich eines Blitzableiters zu bedienen hätte, so wollte ich lieber gleich im Augenblick sterben.“ Die Schlußworte riefen in der Versammlung ein schallendes Gelächter und lebhaften Applaus hervor.

Die Landtagsession vom Jahre 1836 — 37 führte Lincoln mit mehreren Männern zusammen, die sich später im Staatsdienst einen bedeutenden Namen erwarben und von denen wir Stephen A. Douglas, James Shields, Dan Stone und John F. Gardin anführen. Von den neun Vertretern der Grafschaft Sangamon maß keiner weniger als 6 Fuß, Lincoln aber überragte alle und wurde deshalb von den anderen Abgeordneten als „der längste der langen Neuner“ bezeichnet. Was die Verhandlungen auf dem Landtage betrifft, so befand Lincoln sich diesmal der Sklavenfrage

gegenüber. Die Abolitionisten waren geschäftig gewesen, im Norden und Süden sklavenseindliche Schriften zu verbreiten; sie hatten in den freien Staaten Reden gehalten, in denen sie die Sünde und den Fluch der Menschenknechtung aufs grellste beleuchteten und hatten das Publikum auf jede Weise für den Gegenstand zu interessieren gesucht. Vonseiten der Staatsregierungen that man alles Mögliche, diese „Agitatoren“, wie man sie nannte, zum Schweigen zu bringen, und zwar nicht nur im Süden, auch in Massachusetts und New-York erhoben die Gouverneure ihre Stimme gegen sie, als ob sie gemeinen Verbrechern nicht nachständen. Die erbittertste Stimmung gegen die Abolitionisten machte sich in Illinois geltend, wo einer ihrer Führer, der Pfarrer Lovejoy, der in der Stadt Alton eine sklavenseindliche Zeitung herausgab, erschossen wurde, als er seine Druckerei gegen den Angriff des sklavensfreundlichen Pöbels verteidigte. Unter diesen Umständen ist es begreiflich, daß die im Abgeordnetenhanse bei weitem stärker vertretene demokratische Partei kühner und kühner wurde; sie brachte zum Schutz der Sklaverei eine Reihe von Gesetzentwürfen gegen die „Abolitionisten“ in Vorschlag, und suchte die Whigpartei einzuschüchtern und durch Spott und Hohn zur Annahme der abscheulichen Maßregeln zu bewegen, was ihr auch bei den meisten Mitgliedern gelang. Abraham Lincoln aber erhob seine Stimme gegen die Gesetvorlagen und die Partei, welche dieselben in Anregung gebracht hatte. Er tadelte sie aufs schärfste, stimmte gegen sie und fand in dem seiner eigenen Partei angehörigen Dan Stone einen Gesinnungsgenossen, der sich ihm furchtlos an die Seite stellte. Als der Antrag schließlich angenommen wurde, reichten diese beiden Abgeordneten einen sorgfältig ausgearbeiteten Protest gegen die Maßregeln ein, die sie als „Ungerechtigkeit“ und „schlechte Politik“ bezeichneten und verlangten, daß man denselben unter ihrem Namen ins Protokoll eintrage. Lincolns mutiger Kampf für die Freiheit machte ihn im Staate Illinois und im ganzen Lande als unerschrockenen und gewaltigen Gegner des Sklavensystems bekannt.

Im Jahre 1837 bestand Lincoln sein Advokatenexamen und bald darauf übersiedelte er nach dem unlängst zur Hauptstadt von Illinois gemachten Springfield, wo er sich mit seinem Gönner John F. Stuart associierte. Während der beiden vorhergehenden

Jahre hatte er schon für seine Freunde in Neu-Salem kleinere Notariatsgeschäfte besorgt, dafür aber nie einen Heller in Rechnung gestellt, weil er sich hauptsächlich praktische Übung erwerben wollte. Nach Ablauf der zweiten Session wählte man ihn zum drittenmale, und zwar mit größerer Majorität als je vorher, in den Landtag, ja, seine Partei brachte ihn für die Präsidentenwürde in Vorschlag, die jedoch dem Kandidaten der stärker vertretenen demokratischen Partei zufiel. Mr. Wilson, der Lincoln während des Wahlkampfes auf seinen kleinen Reisen begleitete, teilt uns über die Enthaltbarkeit desselben folgendes mit: „Damals war es allgemein Sitte, zu eigenem Gebrauch oder zur Bewirtung von Freunden Whiskey im Hause zu halten, und es gehörte zur guten Lebensart, jedem Besucher einen Trunk anzubieten. Mr. Lincoln gegenüber hieß es stets: ‚Sie rühren keinen Tropfen an, das wissen wir; doch vielleicht würde Ihr Freund gerne ein Gläschen trinken.‘ Ich sah Lincoln niemals die Lippen mit geistigen Getränken nehen, und er versicherte oftmals, er trinke nie welche, ihn verlange auch ebenso wenig nach ihnen, als nach der Gesellschaft von Bechbrüdern.“

Für die im Jahre 1840 beginnende Session wurde Lincoln wieder in den Landtag gewählt. Der Wahlkampf war besonders hitzig geführt worden und die Demokraten hatten sich an verschiedenen Orten zu den leidenschaftlichsten Gefühlsäußerungen hinreißen lassen. Als Oberst E. D. Baker im Gerichtssaale zu Springfield vor einer gemischten Versammlung redete, schlugen mehrere Demokraten vor, „ihn von der Rednerbühne hinunterzuwerfen.“ Wäre in diesem Augenblick nicht Lincoln ins Mittel getreten, so würde sich ein großer Tumult erhoben haben; er aber stellte sich vor seinen Freund und rief zur Versammlung gewendet:

„Meine Herren, lassen Sie uns weder dem 19. Jahrhundert noch unserem Vaterlande Schande machen. Amerika ist ein Land, in dem Redefreiheit gestattet ist. Mr. Barker ist zum Reden berechtigt und sollte nicht daran gehindert werden. Ich stehe hier, ihn zu beschützen und niemand soll ihm seinen Platz auf der Tribüne streitig machen, wenn ich es verhindern kann.“

Unter den Abgeordneten befand sich ein Herr, der allen anderen durch seine Einwände lästig fiel, erhob er doch gegen die verschiedensten Gesetzesvorschläge die stereotype Beschuldigung, sie



seien „verfassungswidrig“. Man bat Lincoln, ihn zum Schweigen zu bringen und dieser benutzte die erste günstige Gelegenheit, dem allgemeinen Wunsche nachzukommen. Es traf sich, daß ein Gesetzentwurf zur Verhandlung gebracht wurde, der von ganz besonderem Interesse für Lincoln's Wahlbezirk war. Sofort stand der Repräsentant der Grafschaft Wabash auf und beleuchtete mit großem Eifer das „Verfassungswidrige“ in dem Vorschlage, wenngleich niemand außer ihm es entdecken konnte. Sobald er geendet, erhob Mr. Lincoln sich und sagte: „Herr Präsident, der Angriff des Abgeordneten von Wabash auf das Verfassungswidrige dieser Maßregel erinnert mich an einen alten Freund. Es ist ein eigentümlich aussehender alter Mann mit buschig-herabhängenden Augenbrauen und einer auf halber Höhe der Nase sitzenden Brille. (Bei diesen Worten blickten alle Anwesenden den Abgeordneten von Wabash an, auf den die Beschreibung genau paßte.) Eines Morgens, als der alte Herr sich eben vom Schlafe erhoben hatte, glaubte er auf einem Baume vor seinem Hause ein Eichhörnchen zu sehen und schnell zur Flinte greifend, legte er auf das Tierchen an, das sich jedoch nicht im mindesten stören ließ. Er lud und schoß aufs neue und immer wieder, bis er endlich nach dem dreizehnten Schuß das Gewehr unmutig niederlegte und zu dem neben ihm stehenden Sohne sagte: ‚Junge, an der Flinte muß irgend etwas in Unordnung sein.‘ „Die Flinte ist ganz in Ordnung“ erwiderte gelassen der Knabe, „das weiß ich bestimmt; aber wo ist das Eichhörnchen?“ „Siehst du es nicht dort auf der halben Höhe des Baumes hocken?“ versetzte der alte Herr, über seine Brille hinweglugend und unsicher werdend. „Nein, ich sehe nichts“, entgegnete sein Sohn, indem er sich umwandte und dem Vater ins Gesicht blickte; dann aber rief er plötzlich aus: „Jetzt sehe ich dein Eichhörnchen. Du hast auf eine Laus gefeuert, die in deinen Augenbrauen sitzt!“

Auf allen Seiten des Hauses ertönte schallendes Gelächter; der Abgeordnete von Wabash aber nahm niemals wieder seine Zuflucht zu dem alten Einwand.

Mr. Lincoln erwarb sich als Rechtsanwalt die ungeteilte Anerkennung des Publikums, und noch waren nicht zehn Jahre verflossen, seit er die Blockhütte des Vaters verlassen, als die Be-



wohner von Springfield schon mit Stolz auf ihn zeigten und ihn „einen der bedeutendsten Advokaten von Illinois“ nannten.

Seine Geschäftsverbindung mit Mr. Stuart löste sich im Jahre 1840, und kurze Zeit darauf associierte er sich mit dem Richter S. T. Logan. Zwei Jahre später heiratete er Miß Todd, eine Tochter des Hon. Robert D. Todd von Lexington in Kentucky, und dieser Ehe entsprangen 4 Söhne, Robert, Edward, William und Thomas. Edward starb im zarten Kindesalter, William mit 12 und Thomas mit zwanzig Jahren, Robert aber ist zur Zeit Kriegsminister in Washington.

Bald nach seiner Verheiratung schrieb Mr. Lincoln zwei Briefe, die so sehr das Gepräge seines schlichten Wesens und innigen Gefühles tragen, daß wir einen kurzen Auszug aus ihnen beifügen. Der erste ist an seinen alten Freund J. F. Speed in Louisville (Kentucky) gerichtet und gewährt uns einen Einblick in die anspruchslose Lebensweise des jungen Paares.

„Wir haben keinen eigenen Haushalt, sondern wohnen im Globe-Gasthaus, das einer Witwe Beck gehört und jetzt recht gut ist. Der Pensionspreis beträgt für die Woche nur 4 Dollars. Ich wünsche innigst, daß Ihr, Du und Deine Fanny nicht am Kommen verhindert werdet. Benachrichtige uns doch eine Woche im voraus, damit wir ein Zimmer für Euch in Bereitschaft setzen lassen, und dann wollen wir eine fröhliche Zeit miteinander verleben!“ —

Der andere Brief war ungefähr einen Monat nach seiner Verheiratung an ein befreundetes neuvermähltes Ehepaar in einem anderen Staate gerichtet: „Es fehlt mir an Worten, Euch zu sagen, wie innig ich Euch alles erdenkliche Glück wünsche, doch ich glaube, daß Ihr es Euch vorstellen könnt. Fast bin ich eifersüchtig auf Euch beide, denn Ihr werdet Euch so ausschließlich mit einander beschäftigen, daß ich ganz in Vergessenheit gerate. Es thut mir sehr leid zu hören, daß Ihr nicht nach Illinois zurückkehrt. Wie unvollkommen scheint doch alles auf Erden eingerichtet zu sein! Haben wir keine Freunde, so fühlen wir uns nicht glücklich; wenn wir aber welche haben, so werden sie uns auf eine oder die andere Weise genommen und wir leiden zwiefach unter dem Verlust. Ich hoffte, Ihr würdet Euch hier nieder-

lassen, indessen sehe ich ein, daß ich nicht berechtigt bin, darauf zu bestehen. Die Verpflichtungen, die Du gegen Deine Frau hast, sind so viel tausendfach heiliger als die, welche Dich an irgendeinen anderen Menschen binden, und von diesem Gesichtspunkte aus angesehen müssen wir sie achten und in Ehren halten. Daß sie lieber bei ihren Verwandten und Freunden bleibt, ist ja natürlich. Was die letzteren anlangt, so dürften sie ihr nirgends fehlen, — hier würde sie eine Menge von Freunden vorfinden. Laß mich oft von Dir hören und sei überzeugt, daß ich zu allen Zeiten bleibe

Dein getreuer Lincoln.“

Er war in seinen schriftlichen Mittheilungen so rückhaltlos offen, wie es seinem ganzen Wesen entsprach.

---

## Einundzwanzigstes Kapitel.

### Ein tüchtiger Rechtsanwalt.

---

Als Lincoln seine Advokaturpraxis begann, war er zu arm, sich ein Reitpferd anzuschaffen und mußte so lange das eines Freundes leihen, bis er hinreichend Geld zusammengespart hatte, um sowohl ein Pferd, als auch die unerläßlichen Satteltaschen zu kaufen.

Aber warum bedurfte er derselben so notwendig? wird der Leser fragen.

Zu jener Zeit gingen die Klienten nicht aufs Gericht, sondern der Gerichtshof begab sich zu den Klienten, d. h. die Rechtspflege wurde in den einzelnen Distrikten der Staaten derart ausgeübt, daß die Richter, von Ort zu Ort reisend, Sessionen abhielten und während derselben die Rechtsangelegenheiten erledigten, die ihnen zur Schlichtung vorgelegt wurden. Lincoln gehörte zum „achten Gerichtsbezirk“ von Illinois und die Wege zu Pferde zurücklegend, bereiste er denselben mehrere Jahre lang in bescheidenster Weise, da er nicht mehr Gepäck mit sich führte, als die Satteltaschen halten konnten und zum Schutze gegen die Unbill des Wetters nur mit einem baumwollenen Regenschirm ausgerüstet war. Die Dauer der Rundreise hing davon ab, ob es viel oder wenig Arbeit zu erledigen gab, dehnte sich jedoch oft auf volle drei Monate aus. Während einer dieser langen Zeiträume hatte seine Frau ihm zur Überraschung das Haus mit einem zweiten Stockwerk und neuen Dach versehen lassen und der Bau wurde gerade vor seiner Rückkehr beendet. Als er vor seiner Wohnung Halt machte, blickte er voll Erstaunen auf das veränderte Aussehen des Gebäudes und

rief, wie wenn er sich nicht orientieren könne, einem Manne auf der anderen Seite der Straße zu: „Können Sie mir sagen, wo Lincoln wohnt? Früher stand sein Häuschen hier!“

Sobald er etwas wohlhabender wurde, schaffte er sich eine kleine dürftig aussehende, einspännige Halbchaise an, die er gewöhnlich benutzte, wenn das Wetter schlecht zu werden drohte; aber trotz des Mangels an Eleganz in seiner Erscheinung und seinem Auftreten freuten sich die Kollegen immer, wenn sie ihn in ihre Mitte treten sahen, und die Gastwirte begrüßten sein Eintreffen mit großem Jubel.

In seiner Praxis zeichnete er sich durch Redlichkeit, Güte, Hochherzigkeit, Gerechtigkeit und ähnliche Eigenschaften aus und es ließen sich zur Illustrierung dieser Grundzüge seines Wesens hunderte von Vorfällen berichten, doch müssen wir uns auf die Anführung einiger weniger beschränken.

Eines Tages kam ein Fremder zu ihm, um ihn mit der Führung eines Prozesses zu betrauen.

„Teilen Sie mir den Sachverhalt mit“, sagte Lincoln. Der Fremde erging sich in weitläufigen Auseinandersetzungen und als er geendet, war er nicht wenig überrascht, Lincoln erklären zu hören: „Ich kann den Fall nicht übernehmen, denn Sie befinden Sich im Unrecht; die andere Partei hat recht.“

„Das geht Sie nichts an, wenn ich Sie engagiere und für Ihre Bemühungen honoriere“, erwiderte der Mann.

„Das geht mich nichts an?“, rief Lincoln mit erhobener Stimme. „Als Rechtsanwalt darf ich niemals das Unrecht verteidigen und ich übernehme keinen Fall, der offenbar auf unberechtigte Ansprüche basiert ist.“

„Nun, Sie können meinen Gegner chikanieren“, fuhr der Fremde fort.

„Ja“, versetzte Lincoln, „es läßt sich durchaus nicht bezweifeln, daß ich den Prozeß für Sie gewinnen könnte. Ich kann ein ganzes Dorf in Hader und Streit verwickeln, kann eine Witwe und ihre sechs wasserlosen Waisen in Not und Elend stürzen und Ihnen dadurch 600 Dollars zuwenden, auf welche jene Frau und ihre Kinder die gleichen Rechtsansprüche haben, wie Sie. Aber ich werde es nicht thun.“

„Nuch nicht für hohe Bezahlung?“ beharrte der Mann.

„Nicht für Ihr ganzes Vermögen“, erwiderte Lincoln. „Ver-  
gessen Sie nicht, daß dem Buchstaben des Gesetzes nach manches  
rechtsgültig ist, was vom moralischen Standpunkte aus nicht recht  
ist. Ich übernehme den Fall nicht.“

„Daran liegt mir nicht das Geringste“, entgegnete der erzürnte  
Mann und wandte sich zum Gehen, „es giebt noch andere Advo-  
katen im Staate Illinois.“

„Ich will Ihnen unentgeltlich einen Rat erteilen“, fügte Lin-  
coln, ihn zurückhaltend hinzu. „Sie scheinen ein aufgeweckter, that-  
kräftiger Mann zu sein. Lassen Sie sich raten und ersinnen Sie  
einen Plan, wie Sie auf andere Weise 600 Dollars verdienen  
können.“

Im Jahre 1845 lösten sich die geschäftlichen Beziehungen  
zwischen Lincoln und dem Richter Logan und ersterer associierte  
sich mit William H. Herndon. Als eines Tages beide in der  
Kanzlei beschäftigt waren, trat eine alte Negerin herein, um ihnen  
ihr Leid zu klagen. Sie war ehemals Sklavin eines Herrn Hinkle  
in Kentucky gewesen, der sie samt ihren Kindern nach Illinois ge-  
bracht und ihnen allen dort die Freiheit geschenkt hatte. Nun war  
ihr Sohn auf einem Dampfer nach Neu-Orleans gefahren und un-  
besonnenerweise ans Land gegangen, wo er von Polizisten arretiert  
wurde; denn infolge eines dort gültigen Gesetzes waren dieselben  
berechtigt, freie Sklaven aus anderen Staaten einzufangen und zu  
verkaufen. Wurde er nicht augenblicklich ausgelöst, so stand ihm  
das bittere Los bevor, wieder in die Sklaverei zurückgetrieben zu  
werden. Die Erzählung erregte Lincolns tiefstes Mitgefühl und  
fachte einen heiligen Zorn in ihm an.

„Gehen Sie schnell ins Stadthaus hinüber“, wandte er sich  
an Mr. Herndon, „und erkundigen Sie Sich beim Gouverneur  
Bissell, ob vonseiten der Behörde nichts gethan werden könne, die  
Auslieferung des Negers zu fordern.“

Herndon eilte von dannen und kehrte bald mit dem Bescheid  
zurück, der Gouverneur habe erklärt, er besitze weder rechtmäßige,  
noch gesetzgültige Befugnis, in dieser Angelegenheit irgendwelche  
Schritte zu thun.

Der Einblick in die mangelhaften gesetzlichen Bestimmungen,



die einer solchen Unmenschlichkeit nicht steuern konnten, weckte Lincolns ganzen Unwillen; er sprang auf und seine Rechte gen Himmel streckend rief er: „Mit des Allmächtigen Beistand will ich den Neger bald zurückhaben oder in Illinois eine zwanzigjährige Bewegung hervorrufen, bis dem Gouverneur die rechtmäßige und gesetzgültige Befugnis zuerkannt wird, in solchen Angelegenheiten einzuschreiten.“

Die beiden Associates schickten einem Korrespondenten in New Orleans sofort aus eigenen Mitteln eine Summe Geldes und es gelang ihm, den Neger auszulösen und seiner Mutter zurückzuschicken.

Ein anderes Mal verwendete sich ein Herr für einen flüchtigen Sklaven und suchte den Beistand eines Rechtsanwalts für ihn, erhielt aber von Oberst Baker, dem nachmaligen Staats senator für Oregon, eine ablehnende Antwort.

„Es thut mir sehr leid, Ihnen nicht dienen zu können“, entgegnete derselbe, „ich möchte dem Flüchtling gern helfen, allein als Politiker muß ich vermeiden, mich beim großen Publikum in ein ungünstiges Licht zu stellen.“

Der Abgewiesene ging zu einem eifrigen Sklavenfreunde und fragte ihn um Rat. Dieser erwiderte, ohne sich zu besinnen: „Gehen Sie zu Lincoln, der scheut sich nicht, einen unpopulären Fall zu übernehmen. Wenn ich zur Verteidigung eines verhafteten flüchtigen Negers einen Rechtsanwalt brauche, so erhalte ich von den anderen Advokaten abschlägige Antworten, ist aber Mr. Lincoln zuhause, so übernimmt er allemal die Vertretung des Flüchtlings.“

Vom Richter Treat wird uns folgendes mitgeteilt: Bei einer Gerichtsverhandlung erklärte Lincoln, daß er für den Kläger erscheine und demgemäß zur Darlegung der Streitfrage schreiten wolle. Darauf fügte er hinzu: „Dies ist der erste Prozeß, den ich in diesem Gerichtshofe führe (es war unmittelbar nachdem ihm die Erlaubnis zur Ausübung der Rechtsanwaltschaft in den Vereinigten Staaten erteilt worden war), und aus dem Grunde habe ich den Fall mit großer Sorgfalt geprüft. Der fragliche Punkt, um den es sich handelt, ist, wie der hohe Gerichtshof aus dem einfachen Thatbestand sehen wird, lediglich eine Sache der Glaubwürdigkeit. Ich bin nicht imstande gewesen, irgendwelche Umstände

herauszufinden, die meines Klienten Rechtsansprüche begründeten, doch habe ich mehrere Umstände entdeckt, welche der anderen Seite zum Vorteil gereichen. Ich werde jetzt diese Umstände darlegen und dann dem Gerichtshof die Entscheidung anheimstellen.“

Ein Advokat, der nicht begreifen konnte, daß der wahre Zweck eines Gerichtshofes darin bestehe, Gerechtigkeit walten zu lassen, rief aus: „Der Kerl ist verrückt!“

Einst fand Lincoln bei einem mit großer Erbitterung geführten Zivilprozeß schließlich heraus, daß sein Klient falsche Angaben gemacht habe und das Recht nicht auf seiner Seite läge. Es war Lincoln gelungen, den Nachweis zu liefern, daß sein Klient rechtmäßigen Anspruch auf die in Frage stehende Summe Geldes habe, allein der Vertreter des Beklagten erhob sich zur Entgegnung und brachte eine „schriftliche Empfangsbestätigung der ganzen Summe zum Vorschein“. Ehe er noch seine Rede geendet, war Lincoln aus dem Gerichtssaal verschwunden, und als man ihn aus dem Hotel holen wollte, gab er dem Boten den Auftrag: „Sagen Sie dem Richter, ich könne nicht kommen; meine Hände wären schmutzig und ich sei herübergeeilt, sie reinzuwaschen.“

In dem berühmten Patterson-Prozeß, in dem es sich um einen Mord handelte, wurden Lincoln und Swett mit der Verteidigung des Angeklagten betraut. Als er die Zeugenaussage vernommen, hatte Lincoln die Überzeugung gewonnen, daß der Angeklagte schuldig sei; er rief seinen Kollegen in ein Nebenzimmer und sagte: „Swett, der Mann ist schuldig.“

„Das unterliegt keinem Zweifel“, entgegnete dieser.

„Und Sie müssen ihn verteidigen; ich kann es nicht!“

Swett versprach, seinen Wunsch zu erfüllen und plädierte mit solcher Gewandtheit, daß er den Schuldigen dem strafenden Arm der Gerechtigkeit entzog. Sie erhielten 1000 Dollars als Honorar für ihre Bemühungen, doch Lincoln weigerte sich, auch nur einen Cent davon anzunehmen.

Bei einer anderen Gelegenheit wurde ihm die Verteidigung eines Mannes zugewiesen, der des Diebstahls bezichtigt worden war, und als er im Laufe der Hauptverhandlung einsah, daß der Angeklagte schuldig sei, rief er seine Kollegen Parks und Young

beiseite und sagte: „Er ist schuldig. Wenn Sie etwas zu seinen Gunsten vorbringen können, so thun Sie es, ich bin es nicht imstande. Selbst wenn ich den Versuch machen wollte, würden die Geschworenen mir ansehen, daß ich ihn für schuldig halte und würden ihn natürlich nicht freisprechen.“

In einem Prozesse gegen eine Eisenbahngesellschaft wurde ihm Schadenersatz zugesprochen. Die Beklagten erbrachten den Beweis, daß sie zu einigen Abzügen berechtigt wären, und ihre Forderung wurde vom Gerichte anerkannt; als man darauf zur Feststellung der Summe schreiten wollte, erhob Lincoln sich und erklärte, seine Gegner hätten nicht alles vorgebracht, was in Abzug zu bringen ihnen rechtlich zustände; er mache sie auf eine weitere Summe aufmerksam, auf die sein Klient dem Gesetze nach keinen Anspruch habe.

Sein ganzes Streben ging dahin, „strenge Gerechtigkeit walten zu lassen“ und nur zuweilen, wenn sein besonderes Mitgefühl für einen vom Zuchthaus oder Galgen bedrohten unglücklichen Menschen erregt wurde, sah auch er durch die Finger.

Eines Tages ersuchte ihn eine Frau, ihre Ansprüche auf ein Grundstück beim Gericht geltend zu machen und überreichte ihm als vorläufiges Honorar eine Geldanweisung auf 250 Dollars.

„Ich will die Papiere durchsehen und Ihnen dann mitteilen, was sich in der Angelegenheit thun läßt“, entgegnete Lincoln. „Kommen Sie morgen wieder zu mir.“

Die Frau stellte sich am folgenden Tage ein.

„Ich muß Ihnen offen bekennen, daß ich auch nicht den kleinsten Anhaltspunkt gefunden habe, der Ihre Forderung begründet erscheinen ließe“, sagte Mr. Lincoln zu ihr.

„Wie meinen Sie das?“ fragte sie in ihren Erwartungen getäuscht.

Er legte ihr den ganzen Sachverhalt so klar auseinander, daß sie sich von jedem Zweifel befreit fühlte und zum Fortgehen anschickte.

„Bitte, warten Sie einen Augenblick“, rief Mr. Lincoln und griff in seine Tasche; „hier ist die Geldanweisung, die Sie gestern bei mir zurückließen.“

„Aber, Mr. Lincoln, die gehört Ihnen, Sie haben sie verdient“, entgegnete sie.

„Nein, nein, nein“, versetzte er, „das würde nicht recht sein. Ich kann mich nicht dafür bezahlen lassen, wenn ich meiner Pflicht nachkomme.“ Und er bestand darauf, daß sie die Anweisung zurücknehme.

Das Zeugnis seiner Kollegen in bezug auf diese Zeit ist von großem Interesse. Mr. Gillespie sagt: „Der hervorragendste Zug in Mr. Lincoln war seine Gerechtigkeitsliebe. Ich habe im Privatleben seinen Worten oft besondere Beachtung geschenkt, wenn ich glaubte, er würde einen oder den anderen seiner Rechtsfälle anders beurteilen, als im Gerichtssaal. Allein es widerstrebte seiner innersten Natur, sich der Verteidigung einer ungerechten Sache zu unterziehen, oder auch nur den Versuch zu machen, sie zu unterstützen. Er wies den Fall von vornherein zurück.“

Mr. Parks teilt uns mit: „Ich habe zu öfteren Malen erklärt, er wäre in Rücksicht darauf, daß er ein Vierteljahrhundert lang sowohl Advokat als Politiker gewesen, der redlichste Mann, der mir je begegnet ist.“

„Er besaß nicht nur moralische, sondern auch intellektuelle Ehrlichkeit. Eine falsche Schlußfolgerung zu ziehen war ihm völlig unmöglich; wenn er einmal den Versuch machen wollte, so mißlang ihm dies. In politischen Angelegenheiten stellte er nicht einmal den Versuch an, in die Irre zu führen. Wenn er vor Gericht die Überzeugung gewann, daß er eine schlechte Sache führe, so war er der schwächste Rechtsanwalt, den ich je gesehen habe.“

Lincolns alter Freund Jack Armstrong von Neu-Salem, dessen freundliche, gute Frau ihm die Strümpfe gestopft und die Hemden genäht hatte, war bald, nachdem Abraham seinen Wohnsitz in Springfield aufgeschlagen, gestorben. Der Säugling, den unser Held oftmals in Schlaf gewiegt, war inzwischen zu einem kräftigen, aber ruchlosen jungen Manne aufgewachsen und auf Verdacht des Tot-schlages hin ins Gefängnis geworfen. Nach einem in der Grafschaft Mason abgehaltenen Feldgottesdienst hatten sich mehrere flotte Burschen berauscht und in einen Faustkampf eingelassen, bei dem ein gewisser Metzgar getötet wurde. William Armstrong und James Norris waren der That bezichtigt, letzterer wurde in der Grafschaft Mason ins Verhör genommen, des Tot-schlages über-wiesen und zu achtjähriger Zuchthausstrafe verurteilt.



„Tante Hannah“, wie Lincoln seine alte Wohlthäterin zu nennen pflegte, stand qualvolle Angst um ihren auf Irrwege geratenen Sohn aus und wußte nicht was sie anfangen sollte. Allein in ihrem bitteren Kummer erinnerte sie sich des hochherzigen, guten Abo, der ihren Billy als kleines Kind so oft gewiegt hatte. Sie schrieb an Lincoln, teilte ihm ihr Leid mit und flehte ihn an, wenn es möglich wäre, ihrem Sohne zu helfen. Lincolns Augen füllten sich beim Lesen des Briefes mit Thränen, jetzt endlich fand er eine Gelegenheit, sich „Tante Hannah“ für die vielen Freundlichkeiten erkenntlich zu zeigen, die er in ihrer Hütte genossen. Er schrieb sofort zurück, teilte seiner alten Freundin mit, daß er sich der Sache ihres Sohnes annehmen werde und sprach ihr Mut ein, das Beste zu hoffen; zu gleicher Zeit forderte er sie auf, unverzüglich nach Springfield zu kommen, für seine Bemühungen ver-  
lange er nichts.

Lincolns Brief berührte Tante Hannah wie eine Botschaft vom Himmel; ihr gesunkener Mut richtete sich wieder auf, sie eilte nach Springfield, wo sie den Wohlthäter aufsuchte und ihr ganzes Herz vor ihm ausschüttete. Sie glaubte nicht, daß ihr Sohn des Totschlags schuldig sei, sondern meinte, daß ein anderer den tödtlichen Schlag geführt habe und daß man ihm das Verbrechen zur Last lege, weil er ohnehin in schlechtem Rufe stehe. Als sie geendet, war Lincoln der gleichen Ansicht oder glaubte wenigstens, es läge kein Beweis vor, daß ihr Sohn wirklich der Mörder sei. Die alte Frau that ihm in tiefster Seele leid und er beschloß, alles daran zu setzen um ihren William vom Galgen zu retten. Aber die allgemeine Aufregung hatte solchen Höhepunkt erreicht und jedermann schien der Annahme, Armstrong habe den Kameraden getödet, so willig Glauben zu schenken, daß Lincoln einsah, es würde unter diesen Umständen äußerst schwer halten, vorurteilsfreie Geschworene zu finden.

„Wir müssen, wenn es sich irgend einrichten läßt, die Gerichtsverhandlung hinausschieben, bis die Aufregung sich mehr gelegt hat“, sagte er zu Mrs. Armstrong.

„Und meinen Sohn die ganze Zeit im Gefängnis lassen?“ entgegnete die Mutter voller Entsetzen.

„Es bleibt uns keine Wahl“, gab Lincoln ruhig zurück.



„Jedenfalls ist es besser, als wenn er gleich verurteilt und gehängt würde.“

„Sie haben recht“, erwiderte Mrs. Armstrong, „und ich bin mit allem einverstanden, was Sie für geboten erachten. Die Sache liegt in Ihren Händen und Sie werden alles aufs beste einrichten.“

„Ich halte den Aufschub hauptsächlich aus dem Grunde für notwendig“, fügte Lincoln hinzu, „weil ich längerer Zeit bedarf, mich mit allen Einzelheiten der Angelegenheit genau bekannt zu machen, denn ich wünsche Beweise herbeizuschaffen, die William in den Augen jedes vernünftigen Mannes gerechtfertigt erscheinen lassen.“

Es gelang Lincoln, die gerichtliche Hauptverhandlung bis zum kommenden Frühjahr zu verschieben, und die Zwischenzeit zum Sammeln von Material für die Beweisführung ausbeutend, arbeitete er mit so rastlosem Eifer, seine alte Dankeschuld abzutragen, als stünde ihm ein fürstlicher Lohn in Aussicht.

Als der für die Hauptverhandlung anberaumte Tag herbeigekommen war, füllte sich der Gerichtshof mit einer Menge von Leuten, die trotz ihres Interesses für den Fall nicht mehr so voringenommen waren, wie unmittelbar nach der unglückseligen That. Infolge ruhigeren Nachdenkens hatte ihre leidenschaftliche Aufregung sich herabgestimmt und sie befanden sich in besserer Gemüthsverfassung, eine unparteiische Entscheidung zu treffen.

Die von der Staatsanwaltschaft berufenen Zeugen wurden verhört, einzelne, um zu bestätigen, daß Armstrong früher einen liebreichen Lebenswandel geführt, andere, um auszusagen, was sie in der Nacht, da der Mordschlag verübt wurde, von dem Vorgange gesehen hätten. Sein Hauptbelastungszeuge bestand darauf, er habe ihn den fürchterlichen Schlag ausführen sehen, der seinem Opfer das Leben kostete.

„Wäre es nicht möglich, daß Sie Sich in der Person, die den Streich führte, geirrt hätten?“ fragte der Verteidiger des Angeklagten.

„Nein, das ist nicht möglich; ich weiß es mit Bestimmtheit“, entgegnete der Zeuge.

„Um welche Zeit geschah die That?“

„Abends zwischen 10 und 11 Uhr.“

„War es um ein Viertel auf 11 oder um halb 11 Uhr, oder noch später? Seien Sie gefälligst genauer in Ihren Angaben.“

„Ich glaube, es wird gegen halb 11 Uhr gewesen sein“, erwiderte der Zeuge.

„Und Sie sind ganz sicher, daß Sie den Angeklagten den Streich führen sahen? Seien Sie genau in Ihren Angaben und vergessen Sie nicht, daß Sie geschworen haben, die Wahrheit auszusagen.“

„Ich bin dessen ganz gewiß und irre mich nicht.“

„War es nicht dunkel?“

„Ja, aber der Mond schien hell.“

„Dann war es also nicht sehr dunkel, da der Mond am Himmel stand?“

„Nein; der Mondschein erhellte die Gegend zur Genüge, daß ich den ganzen Vorgang sehen konnte.“

„Seien Sie in dieser Angabe besonders genau. Habe ich recht gehört, so lautet Ihre Aussage, der Totschlag sei ungefähr um halb elf Uhr verübt worden und der Mond habe zu der Zeit hell geschienen?“

„Ja; so ist's.“

„Gut; ich habe weiter keine Fragen zu stellen.“

Der Hauptbelastungszeuge machte seine Angaben mit größter Bestimmtheit und der kluge Sachwalter fand trotzdem genügend Anhaltspunkte in ihnen, seine ganze Aussage zu entkräften.

Als die von der Staatsanwaltschaft berufenen Zeugen vernommen waren, wurden die wenigen Leute ins Verhör genommen, durch deren Aussage die Verteidigung den Beweis zu liefern suchte, daß der junge Armstrong sich eines besseren Rufes erfreue, als einzelne von den ersten Zeugen ihm zugeschrieben und daß der Hauptbelastungszeuge sein persönlicher Feind, der getötete junge Mann aber sein persönlicher Freund gewesen wäre.

Der Staatsanwalt hielt die Zeugenaussagen für zu gravierend, als daß man vernünftigerweise einem Zweifel an Armstrongs Schuld Raum geben könne und richtete aus diesem Grunde nur eine kurze, formelle Ansprache an die Geschworenen.

Als er geendet, wandten sich aller Augen zu Lincoln. Was konnte er solchen Aussagen gegenüber zur Verteidigung des An-

geklagten vorbringen? Nur äußerst wenige hielten es für möglich, daß Armstrong freigesprochen werden könne; seine Verurteilung schien unvermeidlich.

Mr. Lincoln erhob sich; im Gerichtssaale herrschte lautlose Stille und der Angeklagte saß mit dem kummervollen, verzweifelnden Ausdruck im Gesicht da, der seine Züge seit der Verhaftung verdüstert hatte.

Sein Anwalt machte sich daran, die Zeugenaussage noch einmal kurz durchzunehmen und wies besonders auf die Widersprüche in den Angaben des Hauptbelastungszeugen hin. Was den gespannt laufschenden Hörern vorher als aufrichtige, wahrheitsgetreue Aussage erschienen war, zeigte er ihnen jetzt als durchaus nicht übereinstimmend mit anderen fest behaupteten Angaben und schloß aus dieser Thatsache auf ein vorhandenes Komplott gegen einen unschuldigen Menschen. Seinen langen, muskulösen Arm erhebend, als wolle er seines Klienten Gegner vernichten, rief er hierauf mit hoch erhobener, tönender Stimme:

„Und er sagt aus, daß der Mond hell erschienen habe, da die That zwischen 10 und 11 Uhr vollbracht wurde, während der Mond, wie Ev. Gnaden im Kalender sehen werden, an jenem Abend erst eine Stunde oder über eine Stunde später aufging und folglich die ganze Geschichte eine Erdichtung ist.“

Die Zuhörer wurden durch diese unerwartete Vernichtung der gravierendsten Aussage im Sturm gewonnen und waren jetzt ebenso sehr gegen den Hauptzeugen eingenommen, wie vorher gegen den Angeklagten.

Lincoln aber fuhr mit seinem Vortrage fort, schilderte in schwungvoller Rede die Vereinsamung und das Herzeleid der Mutter, deren Gatte längst das Zeitliche gesegnet, und fügte hinzu, die gute Frau mit den Silberlocken habe einst einen fremden, blutarmen jungen Mann in ihrer bescheidenen Wohnung aufgenommen und ihre karglichen Mahlzeiten mit ihm geteilt. Nachdem er einen Augenblick innegehalten, fuhr er, tiefe Bewegung verratend, fort, jener junge Mann steht vor Ihnen und führt die Verteidigung für den Sohn seiner Wohlthäterin — den Stab und die Stütze der Witwe in ihren letzten Lebensjahren.“ Diese Worte riefen eine elektrische Wirkung hervor, alle waren tief bewegt und selbst den

abgehärtetsten Männern rannen Thränen über die Wangen. Unter den unverkennbaren Kundgebungen aufrichtigen Mitgeföhls vonseiten der Umgebung schloß Lincoln seine Rede mit den Worten: „Wenn Gerechtigkeit geübt wird — und ich zweifle nicht, daß sie geübt werden wird — so sehen die Strahlen der untergehenden Sonne meinen Klienten heute noch als einen freien Mann.“

Die Geschworenen zogen sich zur Beratung zurück und als sie nach halbstündiger Abwesenheit wieder in den Gerichtssaal eintraten, lautete ihr Ausspruch: „Nicht schuldig!“ worauf Lincoln sich zu seinem Klienten wendend sagte: „Die Sonne ist noch nicht untergegangen und Sie sind frei!“ Bei diesen Worten brach die Zuhörermenge in laute Jubelrufe aus; man beeilte sich, die betagte Mutter, die den Gerichtssaal verlassen, herbeizuholen, damit sie ihren freigesprochenen Sohn in Empfang nehmen und ihrem Wohlthäter für seine sieggekrönten Bemühungen danken möge.

„Wo ist Mr. Lincoln?“ fragte sie, nachdem sie ihren Sohn in tiefster Bewegung umarmt hatte und sich einen Weg durch die Menge bahrend, ergriff sie seine Hand, drückte sie krampfhaft und versuchte ihrer Empfindung Ausdruck zu leihen, doch die Stimme versagte ihr und nur Thränen verkündeten, wessen ihr Herz voll war. Auch Lincolns Auge schimmerte feucht und es dauerte eine Weile bis er seiner Rührung Herr geworden; dann aber hub er an: „Tante Hannah, habe ich es Ihnen nicht vorhergesagt? Gebe Gott, daß William von jetzt an ein braver Mensch sein und daß die Lehre, welche er erhalten, ihm und allen anderen schließlich zum Besten dienen möge.“

Als Lincoln sie bald darauf in ihrem Hause besuchte, drang sie in ihn, eine Summe Geldes für seine Bemühungen anzunehmen. „Ei, Tante Hannah“, erwiderte er, „ich werde nun und nimmer einen Cent von Ihnen nehmen. Wenn ich je wieder etwas für Sie thun kann, thue ich es mit großem Vergnügen und ohne eine Entschädigung dafür zu erwarten.“

Einige Monate nach diesem Vorfall hörte Lincoln, daß mehrere Leute sie um ein Stück Land bringen wollten und sofort richtete er folgende Zeilen an sie: „Tante Hannah, man darf Ihnen ihr Grundstück nicht nehmen. Wenn die Angelegenheit vor's Gericht

gebracht wird, so appellieren Sie an den obersten Gerichtshof und Herndon und ich werden Ihre Sache umsonst führen.“

Was die Verteidigungsrede in dem vorerwähnten Prozesse betrifft, so spricht Mr. Walker, ein Advokat, der Lincoln bei den Vorarbeiten geholfen, sich folgendermaßen über dieselbe aus.

„Zuerst sprach er langsam und ging die gesamte Zeugenaussage noch einmal durch, nahm jede einzelne vor und zeigte, daß der ermordete Mann seine Wunden weder an dem Ort, noch zu der Zeit erhalten habe, die von den Zeugen angegeben wären, sondern daß die That später und durch einen anderen, als den Angeklagten verübt worden sei. Mit großer Gewandtheit entwirrte er bald hier, bald da einen Knoten, lockerte einen Anhaltspunkt um den anderen, bis er warm werdend, sich in seiner ganzen Stärke offenbarte und die Beweisgründe der Gegner von sich schüttelte, als ob es Spinnengewebe wären . . . Der letzte Teil seiner Rede war so schwungvoll, wie ich selten Vorträge gehört habe, und die Hoheit; wie der Ernst, mit denen er die Geschworenen anredete, erwiesen sich so mächtig, daß alle wie gebannt da saßen und nachdem er geendet, ihr Herz durch einen Thränenstrom erleichterten.“

Sogar einer der Kläger äußerte: „Er gewann die Geschworenen im Sturm. Während Mr. Lincoln sprach standen ihm Thränen in den Augen, doch waren es keine erheuchelten. Das Geschick des jungen Mannes erregte sein tiefstes Mitgefühl und der furchtbare Ernst, mit dem er sprach, mußte bei den Geschworenen gleiche Empfindungen wecken. Ich habe hundertmal gesagt, daß Lincolns Rede Armstrong vom Galgen errettet hat.“

Während der Rundreisen im Gerichtsbezirk benutzte Lincoln seine Mußestunden, sich weiterzubilden und versah sich zu diesem Zwecke immer mit guten Büchern. Wenn er von einem Orte zum anderen ritt, pflegte er zu lesen und zu studieren, oder auch die schönsten Stellen aus Shakespeares Werken auswendig zu lernen, die er gelegentlich sogar einem oder dem anderen Wanderer, der ihm begegnete, vordeklatierte.

Seine Angehörigen waren inzwischen nicht von ihm vergessen worden, sondern bald nachdem er die Advokaturspraxis auszuüben begonnen, hatte er seinen armen Eltern Geld geschickt und der ersten



Sendung folgten im Lauf der Zeit viele andere. Des Vaters kleine Farm war mit einer Schuld von 200 Dollars behaftet, er trug sie ab; sein Halbbruder John Johnston steckte in Armut und Not, Abraham half auch ihm. Es fehlte John an Umsicht und Fleiß; Lincoln schrieb ihm: „Ich verspreche Dir, für jeden Dollar, den Du Dir von heute an bis zum ersten Mai d. J. durch eigene Arbeit, sei es in barem Gelde, sei es in Verpflichtungen anderer gegen Dich, verdienst, sollst Du noch einen Dollar von mir erhalten. Wenn Du also gegen einen Lohn von 10 Dollars irgendwo in Dienst trittst, so erhältst Du von mir noch 10 Dollars, so daß Deine Arbeit mit 20 Dollars im Monate bezahlt wird.“ Auch besuchte er die Eltern, so oft seine zunehmende Praxis und mancherlei Verpflichtungen es ihm erlaubten.

In den ersten Jahren seiner Thätigkeit als Rechtsanwalt empfing er in Anerkennung seiner Bemühungen, durch die er einen Prozeß — einen Kriminalfall — gewonnen hatte, 500 Dollars. Tags darauf besuchte ihn ein befreundeter Jurist und fand ihn damit beschäftigt, sein Geld zu zählen.

„Sehen Sie her“, rief Lincoln ihm entgegen, „dieser Kriminalfall hat mir mehr Geld eingebracht, als ich je im Leben besessen. Wenn ich noch 250 Dollars mehr hätte, würde ich gleich 160 Morgen Landes kaufen und meiner alten Stiefmutter als Eigentum übergeben.“

„Die fehlende Summe will ich Ihnen leihen“, entgegnete der Richter.

„Topp!“ versetzte Lincoln und machte sich sofort daran, die Schuldverschreibung auszufertigen.

„Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, so würde ich das Geld nicht ganz in der Weise anlegen, wie Sie beabsichtigen“, fügte der Richter hinzu.

„Warum nicht?“

„Ihre Stiefmutter ist schon bejahrt und wird kaum noch lange leben. Ich würde ihr das Grundstück zu freiem Gebrauch und Nutzen geben, so lange sie lebt, unter dem Vorbehalt, daß es bei ihrem Tode wieder an Sie zurückfalle.“

„Das werde ich ganz gewiß nicht thun“, erwiderte Lincoln sehr entschieden. „Es ist nichts, im besten Falle nur eine arm-

selige Vergeltung für die Hingabe und Treue, welche die gute Frau mir stets bewiesen hat, und ich werde ihr gegenüber nichts Halbes vornehmen.“

Und er hielt Wort; sobald er sich frei machen konnte, kaufte er das Grundstück und ließ es auf seiner Mutter Namen schreiben.

Im Januar des Jahres 1851 erhielt er die Nachricht, daß sein Vater bedenklich erkrankt sei, und da er mit Arbeiten überhäuft und außerdem seine Frau so krank war, daß er sie nicht verlassen konnte, so schrieb er an Johnston einen Brief, der die innigste Kindesliebe atmet und aus dem wir die nachfolgenden Zeilen anführen:

„Du weißt, es ist mein Wunsch, daß weder Vater noch Mutter in guten oder bösen Tagen Mangel an äußerem Behagen leiden sollten, und ich bin überzeugt, Du hast Dich nötigenfalls auf mich berufen, um bei Vaters jetziger Krankheit einen Arzt zurate zu ziehen oder erforderliche Sachen anzuschaffen. Ich hoffe von ganzem Herzen, daß Vater sich wieder erholt, doch bitte ich ihn auf alle Fälle, sich unseres großen, guten und barmherzigen Schöpfers zu erinnern, zu Ihm zu beten und Ihm zu vertrauen. Ohne Sein Wissen fällt kein Sperling vom Dach und Er zählt die Haare auf unserem Haupte, so wird Er Sich auch des Sterbenden annehmen, der Ihm mit ganzer Seele vertraut. Sage ihm, wenn ich jetzt zu ihm kommen könnte, so würde unser Wiedersehen wahrscheinlich ein trauriges und kein fröhliches sein; aber weise ihn darauf hin, daß wenn Gott ihn jetzt abrufen sollte, ihm im Himmel bald ein fröhliches Wiedersehen mit lieben Vorangegangenen zuteil werden würde, wo wir uns mit Gottes Hilfe in nicht langer Zeit alle wieder zusammefänden.“

Zum Beweise dafür, daß wir Lincolns juristische Fähigkeiten nicht parteiisch beurteilt haben, fügen wir hier die Äußerungen zweier bedeutender Rechtsgelehrten bei, zu denen sie nach seinem tragischen Ende veranlaßt wurden.

Der Richter D. Davis bemerkte: „Was die besonderen Eigenschaften betrifft, die den Juristen zu einem Rechtsgelehrten machen, so giebt es wenige, die sich ihm zur Seite stellen lassen. Der Grundzug seines geistigen wie seines moralischen Wesens war Redlichkeit. Von seinen Klienten nahm er, auch wenn er den

Prozeß gewonnen, nie mehr, als er den Bemühungen entsprechend hielt und der Klient billigerweise zahlen konnte. Bei seinen Kollegen war er sehr beliebt.“

Der Richter Drummond sagt: „Ausgerüstet mit einer Redlichkeit des Wesens, die jedermann kannte, mit einer tiefen Kenntnis des menschlichen Herzens, einer Klarheit der Angabe, die in sich selbst Beweisgrund war, mit einer Begabung für treffende Erläuterungen, die freilich oftmals eine einfache, ja spießbürgerliche Form annahmen, und mit der Geradheit und dem hohen Ernst, von dem die Hörer zur Überzeugung hingerissen wurden, war er einer der tüchtigsten Rechtsanwalte des Staates.“

---

## Zweiundzwanzigstes Kapitel.

### Der an Bedeutung zunehmende Staatsmann.

---

Im Jahre 1846 wurde Mr. Lincoln in den Kongreß gewählt, nachdem man ihn schon zwei Jahre früher für einen Kongreß-Konvent in Vorschlag gebracht hatte. Damals erhielt Oberst Baker die Stimmenmehrheit; Lincoln dagegen wurde zum Abgeordneten für den Distrikts-Konvent gewählt und er selbst beeilte sich, seinem alten Freunde Speed das Wahlergebnis in launigen Worten mitzuteilen:

„Das Komitee hat mich zum Abgeordneten gemacht, so daß ich mich durch Bakers Ernennung ziemlich in der gleichen ‚Klemme‘ befinde, wie der junge Mann, den das Loos trifft, Brautführer seines begünstigten Nebenbuhlers und Zeuge davon zu sein, wie dieser seine eigene Herzallerliebste heimführt.“

Am 6. Dezember 1847 nahm Lincoln seinen Sitz im Repräsentantenhause ein, und da er unter den Repräsentanten von Illinois der einzige war, der zur Whigpartei gehörte, so machte dieser Umstand seinen Namen allgemein bekannt. Um dieselbe Zeit erhielt auch Stephen A. Douglas einen Sitz im Senat der Vereinigten Staaten und zwar als demokratischer Senator für Illinois. Er war „das jüngste und kleinste Mitglied des Senats, Lincoln das jüngste und größte Mitglied des Repräsentantenhauses.“

Im ganzen Lande herrschte damals große Aufregung; „der Mexikanische Krieg“, der im Interesse der Sklaverei geführt wurde und „die Einverleibung von Texas als sklavenhaltender Staat“ bildeten die brennenden Tagesfragen. Lincoln bot diesen unge-

rechten Maßregeln sofort die Stirn und griff sie in einer Rede an, die nicht ohne nachhaltige Wirkung blieb. Während der beiden Jahre, in denen er als Abgeordneter thätig war, wurde im Kongreß der Kampf gegen die Sklaverei mit großer Erbitterung fortgeführt. Zwei Mitglieder, John Quincy Adams aus Massachusetts und Joshua K. Giddings aus Ohio, zeichneten sich als energische Beschützer der Freiheit aus, und mit ganzer Seele für seine Grundsätze eintretend, stand auch Lincoln auf ihrer Seite. Er nannte die Sklaverei „ungerecht und grausam“ und scheute sich nicht zu erklären, Gott werde das Land mit fürchterlicher Vergeltung heimsuchen, wenn das amerikanische Volk fortfahren würde, durch Gesetzgebung und Regierungsweise der Menschenknechtung Vorschub zu leisten. Die unter der Bezeichnung „das Wilmot=Proviso“ berühmt gewordene sklavenfeindliche Verordnung fand seinen vollen Beifall; er hatte im Laufe der Verhandlungen zweiundvierzigmal auf eine oder die andere Weise für sie gestimmt. Seine Geistesfrische, seine Gerechtigkeit und Ehrlichkeit in den Debatten, seine schlagfertigen Entgegnungen bei der Erörterung von Streitfragen und seine Lauterkeit und Offenheit des Wesens machten ihn nicht nur bei seiner eigenen Partei beliebt, auch die Demokraten konnten nicht umhin, aufrichtige Hochachtung für ihn zu empfinden.

Bei den 1848 und 1850 stattfindenden Kongreßwahlen lehnte er die angebotene Kandidatur ab, um mit seiner Familie zusammen zu sein und seinen selbstgewählten Beruf auszuüben. Der Aufenthalt in Washington hatte ihn aufs neue überzeugt, daß er sich mit größerer Sorgfalt der Bildung seines Geistes hingeben müsse; sobald er aber gefühlt, daß zwischen ihm und vielen seiner Kongreßgenossen ein sehr großer Abstand vorhanden war, faßte er auch den Entschluß, ihn zu verringern. Er legte sich deshalb mit eifernem Fleiß auf das Studium der englischen und amerikanischen Litteratur und suchte sich in Sprache und Stil durch die Lektüre der besten Schriftsteller zu vervollkommen, was ihm binnen wenigen Jahren so wohl gelang, daß selbst die kühnsten Erwartungen seiner wärmsten Freunde übertroffen wurden.

Bis zum Jahre 1854, da das „Missouri-Kompromiß“ aufgehoben und der Versuch gemacht wurde, Kansas gewaltsam in einen



sklavenhaltenden Staat zu verwandeln, lebte Lincoln mehr oder weniger in Zurückgezogenheit und gab sich hauptsächlich seinem Beruf und seiner Familie hin. Wenn jedoch sein alter Freund und politischer Gegner Stephen Douglas gelegentlich mit Wort und That für die Sklaverei eintrat, dann ließ es ihm keine Ruhe, bis er ihn in öffentlicher Rede widerlegt hatte. Außer den politischen Reden, die er während des Wahlkampfes im Interesse seiner Partei hielt, war er auch seiner alten Gewohnheit treu geblieben und hatte mehrfach „kurze Vorträge“ über die Enthaltksamkeit von geistigen Getränken gehalten. Schon um die Zeit, als er Advokat wurde, fing die Temperenzbewegung an, große Bedeutung zu gewinnen und es ergingen oftmals Anforderungen an ihn, die Bestrebungen der Temperenzler durch öffentliche Reden zu fördern. Von der Überzeugung durchdrungen, daß der Enthaltksamkeitsverein in allen Teilen des Landes viel Gutes stifte, zögerte er keinen Augenblick, durch Wort und Beispiel gegen den gewohnheitsmäßigen Genuß berauschender Getränke aufzutreten und wurde im Jahre 1854 selbst Mitglied des Vereins.

Die Aufhebung des Missouri-Kompromisses trieb ihn wieder in die Öffentlichkeit. Der im Jahre 1820 abgeschlossene feierliche Vertrag, im ganzen Nordwesten keine Sklaverei zu gestatten, war leichtfertig beiseite gesetzt worden, damit die Sklaverei in Kansas und Nebraska festen Fuß gewinne, und Lincolns alter Gegner Douglas war der Urheber dieser That, die ersteren mit Entrüstung füllte. Seine innerste Natur empörte sich gegen den Erzdemokraten, der den diabolischen Plan erdacht und gefördert hatte, und er stürzte sich aufs neue, mit größerem Ernst und Eifer denn je zuvor, in den politischen Kampf.

Die in Springfield stattfindende Messe bot Mr. Douglas eine günstige Gelegenheit, vor mehreren Tausenden eine Rede zu halten; Lincoln befand sich unter den Anwesenden und machte folgenden Tages am selben Orte eine mehr als drei Stunden dauernde Entgegnung, der man nachrühmt, sie habe die politischen Gründe, auf denen Douglas gefußt, vollständig vernichtet. Das „Springfelder Journal“ berichtet:

„Er zitterte vor Erregung und tiefer Gemütsbewegung, im ganzen Saale aber herrschte lautlose Stille. Mit ungewöhnlicher

Energie und Wärme griff er die Bill (die von Douglass in Vorschlag gebrachte Kansas-Nebraska-Bill) an, und jedermann empfand, daß ihr in diesem kraftvoll redenden Manne ein Feind erwachsen sei, der sie womöglich durch überzeugende, mannhafte Worte vernichten wollte. Er erreichte seinen Zweck, die Versammlung bezeugte durch laute und anhaltende Freudenrufe, daß sie den glorreichen Triumph der Wahrheit anerkenne. Jeder fühlte, daß sich gegen die Rede nichts einwenden ließe, daß es keine Menschenmacht gäbe, die sie umstoßen oder in den Schmutz ziehen könne.“

Auch nach Peoria und anderen Städten folgte Mr. Lincoln seinem Gegner und widerlegte den Fürsprecher der Sklaverei mit ebenso großem Erfolg wie in Springfield, was in der politischen Gesinnung der Bevölkerung einen Umschwung hervorrief. Die Demokraten waren, seit ihre Partei sich gebildet hatte, in Illinois am Ruder gewesen; jetzt aber wurde ihre Macht gebrochen und der Landtag bei weitem zum größten Teil mit Abgeordneten aus der Whigpartei besetzt, unter denen sich auch Lincoln befand. Indessen sah er sich durch Überhäufung mit Berufsgeschäften genötigt, die zugedachte Ehre abzulehnen, ehe er noch seinen Sitz eingenommen hatte.

Der neuen Landtagsversammlung lag die Verpflichtung ob, einen Senator für die Vereinigten Staaten zu wählen; von der Whigpartei wurden Abraham Lincoln, von der Anti-Kansas-Nebraska demokratischen Partei Lyman Trumbull und von der Douglass Partei General Shields als Kandidaten aufgestellt. Nach mehreren unentschiedenen Ballottements gaben die Demokraten General Shields auf und brachten den Gouverneur Matheson in Vorschlag, der sich nach keiner Seite hin über die brennende Frage ausgesprochen hatte, und seiner Wahl fehlten beim nächsten Ballottement nur drei Stimmen. In dieser kritischen Lage wurden Anstrengungen gemacht, die Freunde von Lincoln und Trumbull zu bewegen, daß sie sich über die Wahl des einen oder des anderen einigen sollten. Von Hochherzigkeit beseelt, trat Lincoln selbst ins Mittel, das in Frage stehende Prinzip aufrecht zu halten.

„Ziehen Sie meinen Namen zurück und stimmen Sie für Trumbull“, drang Lincoln in seine Parteigenossen, „sonst erleben wir eine Niederlage.“

Man protestierte von allen Seiten.

„Es fehlen Matheson nur noch vier Stimmen, so ist er Senator“, beharrte Lincoln mit großem Nachdruck, „wir dürfen kein Ballottement mehr riskieren.“

„Unmöglich“, hieß es. „Wir können Sie nicht aufgeben.“

Allein die Gefahr, besiegt zu werden, lag so nahe, daß Lincoln entschlossen war, seinen Willen durchzusetzen und sich zur vollen Höhe emporrichtend, wie er in großer Erregung zu thun pflegte, rief er: „Es muß sein.“

Wenn auch schweren Herzens, gaben seine Parteigenossen doch endlich nach und es gelang den vereinten Gruppen, Trumbull zum Senator zu machen. Der Whigpartei von Illinois aber war Lincoln nie so groß erschienen, als bei dieser Gelegenheit, da er freiwillig zurücktrat. Er selbst freute sich inniger als alle anderen über den errungenen Sieg.

Im Jahre 1856 wurde in Illinois die republikanische Partei ins Leben gerufen und es war vor allen Abraham Lincoln, der sich in Bloomington mit ihrer Organisation befaßte, welcher durch zündende Reden Geist und Gemüt der Zuhörer entflammte.

Aus diesem Grunde war er nicht nur der erste Republikaner des Staates Illinois, sondern auch aller westlichen Staaten, und als einen Monat nachher der republikanische Nationalkonvent zusammen getreten war, um einen Kandidaten für die Präsidentenwürde zu ernennen, brachte man seinen Namen für die Vizepräsidentschaft in Vorschlag. Bei dem provisorischen Ballottement fielen ihm 110, Mr. Dayton 259 Stimmen zu, und Lincoln, der sich zur Zeit in Urbana (Illinois) aufhielt, wo er vor Gericht plaidierte, hatte keine Ahnung, daß man ihm solche Ehre zugedacht habe. Der Zeitungsbericht lautete einfach: „Lincoln erhielt 110 Stimmen.“

„Ist das unser Lincoln?“ fragte einer seiner Kollegen.

„Natürlich ist er's“, entgegnete der angeredete Sachwalt und sich zu Lincoln wendend, der gerade in diesem Augenblick eintrat, rief er ihm zu: „Ich gratuliere Ihnen, bei der Vizepräsidentenwahl solche hübsche Anzahl Stimmen erhalten zu haben.“

„Ich!“ rief Lincoln, der den Bericht gelesen. „Sie glauben doch nicht, daß ich damit gemeint sei?“

„Gewiß, ich glaube nicht, daß irgendein anderer damit gemeint sein kann.“

„Dann haben Sie Sich nie im Leben in einem größeren Irrtum befunden“, protestierte Mr. Lincoln, „ich kann nicht damit gemeint sein. Es muß der große Lincoln von Massachusetts sein.“

Und er wollte dem Zeitungsbericht durchaus nicht Glauben schenken, bis er durch die eingehendere Beschreibung der Konventsvorgänge eines besseren belehrt wurde. An dem nun folgenden Wahlkampfe nahm er mit großem Eifer Teil und führte mehrfach wuchtige Hiebe gegen die Oppositionspartei, die hie und da zu niedrigen Mitteln griff, um ihrer Feindseligkeit Ausdruck zu leihen. In einer Versammlung zu Charleston in der Grafschaft Coles unterbrach ihn ein Demokrat in der Rede und sagte: „Mr. Lincoln, ist es wahr, daß Sie barfuß und ein Ochsengespann treibend in diesen Staat eingewandert sind?“

Nachdem Lincoln einen Augenblick innegehalten, entgegnete er: „Ich glaube ich könnte dies Faktum von wenigstens einem Duzend hier anwesender Männer bestätigen lassen, die alle mehr Schickslichkeitsgefühl besitzen, als der Fragesteller.“ An diese Bemerkung knüpfte er dann einen Hinweis auf die Vorteile, welche eine freie Verfassung dem ärmsten Burschen gewähre und hob mit glühender Beredsamkeit hervor, daß „die Sklaverei überall, wo sie existiere, für den weißen Mann ein Fluch sei.“

„Ja, so lange unsere Verfassung Redefreiheit gestattet, wollen wir unsere Stimme für die Freiheit und gegen die Sklaverei erheben, bis es in unserem großen Vaterlande keinen Menschen mehr giebt, der des Tages Last und Hitze trage, ohne für seine Arbeit entschädigt zu werden.“

Wenn Lincoln prophezeit hatte, die Aufhebung des Missouri-Kompromisses und die Kansas-Nebraska-Bill würden nicht nur zum Blutvergießen in Kansas selbst, sondern auch zu blutigen Kämpfen zwischen dem Norden und Süden führen, so erfüllte sich die Weissagung zum Teil schon in kürzester Zeit. Wagabunden und verströmte Leute drangen scharenweise in Kansas ein, brannten Häuser nieder, erschossen freie Bürger und plünderten ganze Dörfer, um durch Einschüchterung den Sieg der Freiheit in diesem Staate



zu verhindern. Douglas konnte sich nicht verhehlen, daß er in Illinois ein politisch toter Mann sein würde, wenn er seine Kansas-Nebraska Maßregel noch weiter befürwortete; er schlug plötzlich einen anderen Ton an und stimmte im Kongreß mit den Republikanern gegen die Maßregeln, die er leichtfertigerweise selbst ins Leben gerufen hatte. Von dem Wunsche beseelt, nach Ablauf seiner Dienstperiode wieder zum Senator gewählt zu werden, suchte er in der republikanischen Partei Anhang zu gewinnen, allein in Illinois hatte man seine Falschheit zu genau kennen lernen, als daß man jetzt an die Ehrlichkeit seiner Absichten hätte glauben können; man weigerte sich also für ihn zu stimmen.

Am 16. Juni trat der republikanische Konvent des Staates Illinois in Springfield zusammen und war kaum organisiert, als ein Banner mit der Aufschrift: „die Grafschaft Cork für Abraham Lincoln“ in die Halle gebracht wurde. Der Anblick schien die ganze Versammlung von Sinnen zu bringen, alle Anwesenden erhoben sich von ihren Sitzen, stiegen auf die Bänke, schwenkten ihre Hüte, brachen in Jubelrufe aus und gaben sich eine Weile den lebhaftesten Gefühlsäußerungen hin. Mr. Lincoln wurde einstimmig zum Kandidaten für die Staatssenatorenwürde ernannt und hielt denselben Abend vor dem Konvent seine berühmte Rede, welche in der Geschichte als die „Ein Haus, das mit sich selbst uneins ist = Rede“ bezeichnet wird. Diese Benennung ist dem Einleitungsparagraphen entnommen, der folgendermaßen beginnt:

„Ein Haus, das mit sich selbst uneins ist, kann nicht bestehen. Ich bin der Überzeugung, unsere Regierung kann auf die Dauer nicht so fortgeführt werden wie jetzt, da die Staaten zur Hälfte aus freien und zur Hälfte aus sklavenhaltenden bestehen. Ich erwarte nicht, daß die Union aufgelöst wird — ich erwarte nicht, daß das Haus zusammenstürzt; doch ich sehe mit Bestimmtheit voraus, daß es aufhören wird, uneins zu sein. Es wird entweder ganz das eine oder ganz das andere sein.“ Spät am Nachmittage ging Lincoln mit der sorgfältig ausgearbeiteten Rede in seine Kanzlei hinüber, schloß die Thür hinter sich zu und sagte zu seinem Associé: „Ich möchte Ihnen einen Paragraphen meiner Rede vorlesen“, worauf er den eben erwähnten Auszug nebst den



folgenden Sätzen vortrug. „Was sagen Sie dazu?“ fragte er, ehe Herndon Zeit hatte, seiner Überraschung Worte zu leihen. „Wie finden Sie ihn?“

„Er enthält die volle Wahrheit“, entgegnete Mr. Herndon, „allein ist es ganz politisch, ihn so vorzutragen, wie er geschrieben ist?“

„Das ist mir gleichgültig“, erwiderte Lincoln und setzte seinen Kollegen durch diese Antwort noch mehr in Erstaunen. „Dieser Satz enthält eine Wahrheit, die sich durch aller Menschen Erfahrung bestätigt, — ‚ein Haus, das mit sich selbst uneins ist, kann nicht bestehen‘“, fuhr er mit Nachdruck fort. „Die Behauptung ist unwiderleglich wahr, sie hat sich mehr denn sechstausend Jahre hindurch als wahr erwiesen, und ich will sie so vorlesen, wie ich sie niedergeschrieben habe . . . . Ich will lieber mit diesem Ausspruch in der Rede eine Niederlage erleiden, als ohne sie siegreich aus dem Wahlkampf hervorgehen.“

Eine Stunde vor der zur Rede angesetzten Zeit hatte sich eine Anzahl seiner Freunde in der Bibliothek des Abgeordnetenhauses versammelt und Lincoln las ihnen mehrere Paragraphen mit Einschluß des ebenangeführten vor.

„Was denken Sie über diese Stelle?“ fragte er.

„Sie ist der öffentlichen Meinung um 50 Jahre voraus“, entgegnete einer der Parteiführer fast ärgerlich.

„Sehr unweise“, erklärte ein anderer.

„Sie wird der republikanischen Partei den Todesstoß versetzen“, meinte ein dritter.

„Und Ihnen gleichfalls, Lincoln“, hieß es warnend, „handeln Sie nicht unklug; Sie setzen Ihr Wohl aufs Spiel.“

So und ähnlich klang das Urteil aus fast aller Mund, als jedoch die übrigen ihre Ansicht ausgesprochen hatten, erhob Mr. Herndon sich und rief: „Lincoln, halten Sie die Rede ganz so, wie sie ist und ändern Sie nichts am Wortlaut.“

Lincoln blieb einen Augenblick schweigend sitzen, dann erhob er sich, schritt mehrmals im Zimmer auf und ab und wandte sich, plötzlich stehen bleibend, zu den Anwesenden.

„Meine Freunde“, sagte er, „ich habe die Sache reiflich

überdacht, habe die Frage nach allen Seiten hin erwogen und bin zu der Überzeugung gelangt, daß der Zeitpunkt gekommen ist, dieser Wahrheit öffentlich Ausdruck zu leihen. Sollte ich wegen dieser Rede unterliegen müssen — wohlan, so falle ich im Bunde mit der Wahrheit, so sterbe ich in der Verteidigung dessen, was recht und gerecht ist.“

Er änderte nichts an dem Wortlaut der Rede und wie vorauszu sehen war, erregte sie große Bestürzung unter seinen wärmsten Freunden.

„Eine Narrenrede“, rief der eine.

„Ganz unpassend“, meinte ein anderer.

„Ihre thörichte Rede wird Ihnen ungeheuer schaden, Lincoln“, erklärte Dr. Voring. „Ich wollte, man könnte sie aus dem Dasein streichen, wünschen Sie das jetzt nicht auch?“

„Ei, Doktor“, erwiderte Mr. Lincoln, „wenn ich mein ganzes Leben mit einem Federzug aus dem Dasein streichen könnte und mir wäre die Wahl geblieben, irgendetwas aus den Trümmern zu retten, so würde ich diese Rede wählen und sie der Welt erhalten.“

Nach mehr als Jahresfrist speiste er einmal mit mehreren Freunden in Bloomington und als bei der Gelegenheit diese Rede zur Sprache kam, erklärten alle Anwesenden, sie sei „ein großer Mißgriff“ gewesen. „Meine Herren“, versetzte Lincoln, „Sie mögen die Rede für einen Mißgriff halten; ich aber habe sie nie als solchen betrachtet und Sie werden den Tag erleben, da sie Ihnen als das Weiseste vorkommen wird, was ich je gesprochen habe.“

Seine Prophezeiung ging vollständig in Erfüllung. Von einer höheren Macht als bloß menschlichem Scharffinn geleitet, schritt Lincoln unbeirrt auf der Bahn des Rechts vorwärts. Die Rede aber gehört zu den berühmtesten, die in den Annalen Amerikas verzeichnet sind; sie gab nicht nur dem Kampf um die Senatorenwürde zwischen Lincoln und Mr. Douglas das eigentümliche Gepräge, sie bestimmte auch den Charakter und das Resultat der nächsten Präsidentenwahl und besiegelte schließlich das Schicksal der Sklaverei in den Vereinigten Staaten.

Nachdem Lincoln die Rede gehalten, forderte er seinen Gegner Douglas zu öffentlichen Debatten während des ganzen Wahlkampfes auf und dieser willigte ein, an bedeutenderen Orten des Staates mit ersterem zusammenzutreffen. Mr. Douglas ließ es seinerseits nicht an Pomp und Lärm fehlen, um Aufsehen zu erregen; er begab sich in Extrazügen und von einem Musikcorps begleitet zu den ins Auge gefaßten Städten, ließ sich mit Böllerschüssen begrüßen und hatte 50 000 Dollars an Unkosten zu zahlen. Lincoln dagegen ging ohne alle Prahlerei seinen gewohnten stillen und geraden Weg, und doch errang er überall den Sieg. „In diesem Wahlkampf erntete er den Ruf, einer der hervorragendsten Disputanten von Amerika zu sein — der durchaus nicht hinter seinem Gegner zurückstehe.“

Nach Schluß einer seiner Debatten mit Mr. Douglas und ungeachtet dessen, daß letzterer in halbstündiger Rede die Diskussion zu Ende geführt hatte, war die Versammlung durch Lincolns Worte so sehr begeistert worden, daß ein paar Männer ihn im Übermaße des Jubels auf ihre Schultern hoben und unter dem nicht endenwollenden Jauchzen der übrigen in sein Hotel trugen. Bei der öffentlichen Abstimmung war er mit viertausendundfünfundachtzig Stimmen in der Majorität; die ungleichmäßige Verteilung derselben auf die legislativen Distrikte machte es jedoch möglich, daß Douglas trotzdem die Senatorenwürde erhielt.

In einer der ebenerwähnten Debatten sollte Lincoln der „Unabhängigkeitserklärung der Nordamerikanischen Staaten“ die höchste Anerkennung und schloß, nachdem er die ihr zugrunde liegenden Prinzipien erläutert hatte, mit folgenden Worten:

„Thun Sie inbezug auf mich, was Ihnen beliebt, wenn Sie nur diese heiligen Prinzipien nicht aus den Augen lassen wollen. Bereiten Sie mir nicht nur jetzt im Kampf um die Senatorenwürde eine Niederlage, nehmen Sie mich hin und töten Sie mich. Wenn ich auch gegen irdische Ehren durchaus nicht gleichgültig bin, so muß ich doch mit Nachdruck hervorheben, daß mich in diesem Kampfe etwas Höheres als das Streben nach einem Amte zum Handeln getrieben hat. Ich beschwöre Sie, jeden kleinlichen und geringfügigen Gedanken an

den Erfolg des einen oder des anderen aus dem Spiel zu lassen. Daran liegt nichts; ich bin nichts; Richter Douglas ist nichts. Aber zerstören Sie nicht das unsterbliche Symbol der Menschenwürde — die Amerikanische Unabhängigkeitserklärung."

---

## Dreiundzwanzigstes Kapitel.

### Zu höheren Würden berufen.

---

Der Republikanische Konvent des Staates Illinois trat am 9. Mai 1860 in einem eigens zu diesem Zweck errichteten „Wigwam“ zusammen. Unmittelbar nachdem die Versammlung organisiert war, erhob sich der präsidiierende Gouverneur Oglesby und sagte: „Man hat mir mitgeteilt, daß ein angesehenener Bürger von Illinois, einer, den Illinois zu allen Zeiten vorzugsweise gerne ehren wird, gegenwärtig sei, und ich möchte vorschlagen, daß der Wahlkörper ihn ersuche, als Kandidat auf der Tribüne Platz zu nehmen.“ Erst einen Augenblick innehaltend, wie wenn er die Spannung der Hörer verstärken wolle, sprach er alsdann mit erhobener Stimme den Namen Abraham Lincoln aus. Die Ankündigung rief lebhaften Applaus und anhaltende Beifallsbezeugungen hervor; man drängte nach der Thüre, in deren Nähe der Bezeichnete stand, hob ihn empor und trug ihn durch die dichte Menge nach der Tribüne, während das Sauchzen der Anwesenden sich so steigerte, daß es die Luft mit einem dem Meeresrauschen ähnlichen Getöse füllte.

Als der Konvent endlich die Verhandlungen eröffnen wollte, unterbrach der Präsident den Geschäftsgang, indem er bemerkte: „Man benachrichtigt mich soeben, draußen sei ein alter Demokrat, der diesem Konvent ein Geschenk überreichen möchte.“

„Nehmen Sie es an, nehmen Sie es an“, versetzten mehrere.

„Was ist es?“ riefen andere.

„Lassen Sie ihn hereinkommen“, tönte es dazwischen.



Die Versammlung einigte sich in dem Beschluß, den Demokraten vorzulassen und herein trat Mr. Lincolns alter Freund John Hanks, der auf seiner Schulter zwei von den Latten trug, welche er und Abraham für des letzteren Vater gespalten hatten, über ihnen aber flatterte ein Banner mit der Inschrift:

„Zwei Latten

Aus einem Haufen, den Abraham Lincoln und John Hanks im Jahre 1830 im Sangamon-Grunde spalteten.“

Hatte sich bei der Aufrufung von Lincolns Namen schon eine allgemeine freudige Aufregung kund gethan, so rief das Erscheinen der Latten einen noch weit stürmischeren Applaus hervor und das Beifallsgetöse übte eine geradezu betäubende Wirkung aus.

„Eine Rede!“ „Wir müssen den Lattenschneider reden hören!“ „Der alte Abe muß uns zeigen, was er leisten kann!“ So klangen und schwirrten mehrere Minuten lang die Forderungen durcheinander, bis Mr. Lincoln sich verlegen errötend, aber lächelnd erhob und auf die Latten zeigend sagte:

„Meine Herren, ich vermute, Sie möchten etwas Näheres über diese Dinge da hören. Nun, die Wahrheit zu gestehen, haben John Hanks und ich im Sangamon-Grunde Latten gespalten. Ob gerade diese beiden von uns gemacht worden sind, weiß ich freilich nicht; aufrichtig gesagt, finde ich, daß sie den Verfertigern nicht zur Ehre gereichen. Das aber weiß ich: Ich habe damals Latten geschnitten und glaube, ich könnte heute noch bessere zustande bringen, als diese.“

Wieder brauste lautes, anhaltendes Beifallsrufen durch den Wigwam, dann aber machte man den Vorschlag, „Abraham Lincoln solle von der Republikanischen Partei in Illinois als erster Kandidat für die Präsidentenwürde aufgestellt werden“ und diese Resolution wurde unter lebhaften Freudenbezeugungen einstimmig angenommen.

Unter den fünftausend Menschen, die dem Konvent beigewohnt, befanden sich auch viele Demokraten, die Lincoln freundlich gesinnt waren, andere Mitglieder ihrer Partei aber zürnten John Hanks und den vorurteilsfreieren Gesinnungsgenossen. Einer der Gegner redete Mr. Lincoln nach Schluß der Verhandlungen an und sagte: „Also Sie sind Abraham Lincoln?“

„So heiÙe ich allerdings, mein Herr“, entgegnete der Gefragte.

„Man sagt, Sie seien ein selbstgemachter Mann?“

„Nun ja; was ich bin, habe ich meinen eigenen Anstrengungen zu danken“, versetzte Mr. Lincoln.

„Nun denn“, fügte der Demokrat, ihn vom Kopf bis zu den FüÙen mit seinen Blicken messend hinzu, „so kann ich Ihnen sagen, daÙ es ein sehr undankbares Stück Arbeit gewesen ist.“

Wir dürfen nicht unerwähnt lassen, daÙ Mr. Lincoln, nachdem er die öffentlichen Debatten mit Mr. Douglas zu Ende geführt hatte, mehreren Aufforderungen Folge leistete und in Kansas, Ohio, New-York, sowie in einzelnen Staaten Neu-Englands Reden hielt, denen man nachrühmt, sie seien meisterhaft gewesen. DaÙ Cooper-Institut in New-York war gedrängt voll von Leuten, die ihn zu hören wünschten, und der Dichter Bryant geleitete ihn zur Rednerbühne. Am folgenden Morgen hieß es in einer tonangebenden Zeitung: „Noch hat kein Mensch durch seine erste Rede vor einer New-Yorker Versammlung solchen Eindruck gemacht.“ Während seines Aufenthaltes in New-York begegnete ihm ein alter Bekannter aus Illinois. „Wie ist es Ihnen ergangen, seit Sie Illinois verlassen haben?“ fragte Mr. Lincoln.

„Ich habe ein Vermögen von hunderttausend Dollars erworben und alles wieder verloren. Und wie geht es Ihnen, Mr. Lincoln?“

„O, sehr gut“, versetzte dieser; „ich habe in Springfield ein eigenes Haus und ungefähr achttausend Dollars Vermögen. Werde ich, wie einzelne vermuten, neben Seward zum Vizepräsidenten gewählt, so hoffe ich es auf zwanzigtausend Dollars zu erhöhen und mehr sollte kein Mensch nötig haben.“

Er blieb den Sonntag über in New-York und besuchte die Sabbatschule der Five-Point-Mission, da es ihm sehr am Herzen lag, zu ergründen, ob sich für die Waisenkinder der Stadt nichts thun lieÙe. Die Erscheinung des Besuchers machte solchen Eindruck auf den Vorsteher, daÙ er ihn bat, ein paar Worte an die Kinder zu richten. Mr. Lincoln erklärte sich sofort bereit und sprach in so gewinnender Weise zu der jugendlichen Versammlung, daÙ er der Knaben, wie der Mädchen reges Interesse fesselte und sie mehrmals, wenn er innehalten wollte, dringend bat: „Hören

Sie nicht auf, hören Sie nicht auf, bitte, hören Sie nicht auf!“

Als er sich endlich zum Gehen rüstete, wandte sich der Vorsteher an ihn und sagte: „Verzeihen Sie, wollen Sie mir nicht das Vergnügen machen, mich den Namen unseres Besuchers wissen zu lassen?“

„Ich bin Abraham Lincoln aus Illinois“, lautete die schlichte Antwort.

Inbezug auf seine in Norwich, Connecticut, gehaltene Rede veröffentlichte Dr. Gulliver folgenden interessanten Bericht:

„Am Tage nach der Rede traf ich Mr. Lincoln an der Eisenbahnstation, wo er im Gespräch mit unserem Bürgermeister wieder und immer wieder die Schienen entlang blickte und halb ungeduldig, halb scherzend fragte: ‚Wo bleibt denn Ihr Zug? Warum werden die Waggonen nicht vorgeschoben?‘ Als ich mit ihm bekannt gemacht wurde, blickte er mich scharf an und sagte: ‚Ich habe Sie schon einmal gesehen, mein Herr.‘ ‚Das glaube ich nicht‘, gab ich zurück, ‚Sie werden mich für einen anderen halten.‘ ‚Nein, gewiß nicht, ich habe Sie gestern Abend im Stadthause gesehen.‘ ‚Wäre es möglich, Mr. Lincoln, daß sich Ihnen unter einer solchen Menschenmenge die einzelnen Persönlichkeiten genau einprägen könnten?‘ ‚Ja‘, entgegnete er lachend, ‚das ist so meine Art. Ich habe ein sehr gutes Physiognomien-Gedächtnis. Sind sie nicht dort gewesen?‘ ‚Allerdings, und ich bereue es nicht, denn ich hörte eine Rede, die zu den vorzüglichsten gehört, welchen ich je gelauscht habe.‘

„Als wir in den Zug stiegen, winkte er mir, mich neben ihn zu setzen und fragte in wohlthuend offener Weise:

„War die Bemerkung, die Sie eben über meine Rede fallen ließen, eine ernstgemeinte?“

„Ich sprach in vollem Ernst, Mr. Lincoln. Denken Sie nur, sogar ein alter, eingefleischter Demokrat, der neben mir saß, applaudierte fortwährend und was, meinen Sie, gab er mir zur Antwort, als ich ihn damit neckte, daß er sich zu guten Grundsätzen befehrt habe? — „Ich glaube nicht ein Wort von dem, was er sagt; aber applaudieren muß ich doch, es klappert alles so prachtwoll!“ ‚Das nenne ich einen Triumph der Rednergabe! Wahrhaftig, Mr. Lin-

coln, ich habe gestern Abend mehr über das Wesen der Redekunst gelernt, als wenn ich einen ganzen Kursus von Vorträgen über die Rhetorik gehört hätte.'

„Ah, das erinnert mich an einen sehr seltsamen Vorfall, der sich neulich in New-Haven ereignete. Man sagte mir, der Professor der Rhetorik vom Yale-College — ein sehr gelehrter Mann, nicht wahr?'

„Allerdings und daneben ein guter Kritiker.'

„Schon möglich, wenigstens sollte er es sein; — nun, man sagte mir, er sei in die Versammlung gekommen, um mich zu hören, habe kurze Notizen über meine Rede aufgenommen und folgenden Tages seinen Studenten einen Vortrag über sie gehalten; damit aber nicht zufrieden, ist er mir am nächsten Tage sogar nach Meriden gefolgt, um mich zu gleichem Zwecke zu hören. Wenn sich dies wirklich so verhält, muß ich gestehen, daß es mich sehr in Erstaunen setzt. Ich möchte außerordentlich gern wissen, was Ihnen in meiner Rede bemerkenswert erschienen ist und was Ihrer Vermutung nach meinen Freund, den Professor so sehr interessiert haben kann.'

„Die Klarheit Ihrer Darstellung, Mr. Lincoln, die unwiderlegliche Begründung Ihrer Folgerungen und vor allem Ihre Erläuterungen, in denen sich Romantik, Pathos, Scherz und Logik aufs innigste vereinigen. Die Geschichte von den Schlangen, z. B. die Ihren demokratischen Zuhörer in so lebhafteste Bewegung versetzte, war nicht nur originell und komisch, sie war auch tragisch und zu gleicher Zeit ein bündiger Beweis. Sie durchbrach mit einem Schlage alle Schranken, die des Mannes frühere Ansichten und Vorurteile um ihn aufgerichtet hatten und sprengten sogar die Citadelle seiner falschen Theorien in die Luft, ehe er sich besinnen konnte, von welcher Seite ihm ein Leid zugefügt worden wäre.'

„Erinnern Sie sich noch anderer Erläuterungen, die für die Eigentümlichkeit meines Rednerstiles bezeichnend sind?' fragte er.

„Ich führte verschiedene derselben an und als ich mit dem Kritisieren fertig war, entgegnete er: ‚Ich bin Ihnen für Ihre Mitteilungen sehr dankbar, denn ich habe seit lange den Wunsch gehegt, jemand zu finden, der diese Untersuchung für mich vornehmen möchte. Sie stellt eine Sache, die mir bisher dunkel



gewesen ist, in helleres Licht. Hoffentlich haben Sie mir in Ihrem Urtheil nicht allzusehr geschmeichelt. Ich muß gestehen, für einen Mann von mäßiger Bildung habe ich wunderbaren Erfolg gehabt.'

„Ihre Bemerkung, Mr. Lincoln, legt mir eine Frage nahe, die ich mehrmals während unserer Unterhaltung auf den Lippen gehabt habe. Ich möchte sehr gern wissen, wie Sie die auffallende Gewandtheit erlangten, alle Sachen so leichtverständlich darzustellen. Das muß ein Resultat der Bildung sein, denn von Natur allein besitzt kein Mensch die Gabe in solcher Vollendung. Wo haben Sie Ihre Schulbildung erhalten?'

„Was meine Schulbildung betrifft, so melden die Zeitungen die volle Wahrheit; ich bin in meinem ganzen Leben nicht länger als sechs Monate zur Schule gegangen. Allein es verhält sich so, wie Sie sagen; diese Gewandtheit kann nur das Produkt der Bildung in einer oder der anderen Form sein und während Sie zu mir sprachen, habe ich mir selbst die Frage vorgelegt, die Sie soeben an mich gerichtet. Ich kann nur entgegnen, daß ich mich aus meinen frühesten Kindheits Erinnerungen entsinne, wie ich schon damals ärgerlich wurde, wenn irgendjemand in unklarer Weise zu mir sprach. Sonst hat, glaube ich, nie etwas meinen Unmut gereizt, dies aber brachte und bringt mich immer in verdrießliche Stimmung. Ich erinnere mich, wenn die Nachbarn sich abends mit meinem Vater unterhalten hatten, in meine Schlafkammer gegangen und die längste Zeit dort auf und ab geschritten zu sein, um den Sinn einer oder der anderen ihrer mir unverständlichen Äußerungen zu ergründen. Soviel ich auch versuchen mochte, einzuschlafen, es gelang mir nicht, wenn ich einer solchen Idee nachjagte, und glaubte ich endlich, sie erfaßt zu haben, dann ließ es mir nicht eher Raht noch Ruhe, bis ich sie so oft wiederholt und in so faßliche Worte gekleidet hatte, daß meines Erachtens jeder Knabe meiner Bekanntschaft sie würde leicht verstehen können. Dies war eine Art Leidenschaft bei mir, die mir bis heute anklebt, denn ich fühle mich beim Ausarbeiten eines Gedankens nie eher behaglich, bis ich ihn nach allen Richtungen hin bestimmt erfaßt habe. Vielleicht ist dies die Ursache von den besonderen Merkmalen, die Sie an meinen Reden wahrnehmen, obgleich mir nie vorher der Gedanke gekommen ist, daß sie damit in Zusammenhang stehen könnten.'



„, Mr. Lincoln, ich danke Ihnen für diese Mitteilung. Es ist die köstlichste, ins Erziehungsfach schlagende Thatsache, die sich mir durch reinen Zufall enthüllte. Doch gestatten Sie mir noch eine Frage: Haben Sie Sich für Ihren Beruf ausgebildet?“

„, O ja! Ich habe, wie man zu sagen pflegt, privatim studiert; d. h. ich wurde Schreiber bei einem Rechtsanwalt in Springfield, hatte langweilige Dokumente zu kopieren und benutzte jeden freien Augenblick, juristische Bücher zu studieren. Allein Ihre Frage erinnert mich an eine Schulung, der ich mich unterzogen und die ich ehrlicherweise nicht unerwähnt lassen darf. Im Verlauf meiner juristischen Studien kam ich beständig auf das Wort demonstrieren. Anfangs glaubte ich, daß ich die Bedeutung desselben verstände, überzeugte mich jedoch bald, daß dies nicht der Fall sei. Ich sprach zu mir selbst: Welche tiefere Bedeutung lege ich dem Ausdruck meiner Gedanken bei, wenn ich sage, ich demonstriere, als wenn ich sage, ich untersuche oder beweise? Wie unterscheidet sich die Demonstration von allen anderen Beweisarten? Ich schlug in Websters Lexikon nach; dort stand die Erklärung »unumstößlicher Beweis«, Beweis, der jeden Zweifel ausschließt; aus ihr aber konnte ich mir nicht vorstellen, welche Art von Beweis gemeint sei. Ich dachte, es ließen sich eine Menge Sachen mit Ausschluß jeglichen Zweifels beweisen, ohne daß man sich dazu eines so angestregten Folgerns durch Vernunftschlüsse zu unterziehen brauche, wie ich unter dem »Demonstrieren« verstand. In allen Wörterbüchern, die ich aufstreifen konnte, sah ich nach, doch ohne besseren Erfolg. Es war gerade, als ob man einem Blinden die Definition von »blau« geben wollte. Endlich sagte ich mir: Lincoln, du kannst nie und nimmermehr ein tüchtiger Rechtsanwalt werden, wenn du nicht klar und bestimmt weißt, was demonstrieren heißt; ich gab meine Stellung in Springfield auf, ging zu meinem Vater und blieb so lange bei ihm, bis ich jeden Satz im Euclid auf den ersten Blick definieren konnte. Jetzt fand ich endlich heraus, was unter demonstrieren zu verstehen ist und nahm meine juristischen Studien wieder auf.“

„, In meiner Bewunderung für eine solche Entfaltung von hoher Begabung und Charakter konnte ich mich nicht enthalten zu sagen: „Mr. Lincoln, Ihr Erfolg setzt mich nicht länger in Er-

staunen. Sie verdienen ihn voll und ganz und noch weit mehr. Wenn Sie es erlauben, möchte ich diese Thatfachen in die Öffentlichkeit bringen; es wird unsere jungen Leute anspornen, sich mit unermüdlichem Fleiß den klassischen und mathematischen Studien hinzugeben, die den meisten Köpfen absolut nötig sind. Wer nicht imstande ist, die Sache, über die er reden will, erst aufs klarste zu definieren, der kann auch keine gute Rede halten. Würde Euclid fleißiger studiert, so dürfte es nur halb so viel Elend in der Welt geben als jetzt, da die Hälfte von dem Unsinn verbannt würde, der sie jetzt mit Täuschung und Qual füllt. Ich habe oft gedacht, Euclid wäre eins der besten Bücher, die man dem Kataloge der Traktgesellschaft beifügen könnte, wenn sich nur Leser für dasselbe fänden. Es würde ein Gnadenmittel sein.

„Der Ansicht bin ich auch“, entgegnete er lachend, „ich stimme für Euclid“.

„Als wir uns dem Ziel unserer Reise näherten, wandte Mr. Lincoln sich mit großer Liebenswürdigkeit zu mir und sagte: „Ich wünsche Ihnen meinen ganz besonderen Dank für unsere Unterhaltung auszusprechen; sie war mir ein großer Genuß.“ Auf einige Klagen Bezug nehmend, die er soeben geäußert, entgegnete ich: „Mr. Lincoln, darf ich Ihnen noch etwas sagen, ehe wir uns trennen?“

„Gewiß; reden Sie frei heraus.“

„Sie meinten eben, das politische Leben in Washington berge die Gefahr in sich, den moralischen Standpunkt unserer Repräsentanten daselbst zu erniedrigen, indem es sie in Versuchung führe, aus Rücksicht auf rein politische Zweckdienlichkeit ihre höhere Aufgabe außeracht zu lassen. Durch die Debatten mit Mr. Douglas sind Sie in dem großen Kampfe gegen die Sklaverei, der ohne Zweifel der Hauptkampf unsers Jahrhunderts ist, einer unserer Führer geworden. Was ich sagen wollte ist dies, und ich sage es aus vollster Überzeugung: Bleiben Sie Ihren Grundsätzen getreu, dann werden wir Ihnen treu zur Seite stehen und Gott wird uns allen treulich beistehen!“ Seine schlichten Züge strahlten vor Freude und mit beiden Händen herzlich meine Rechte fassend, sprach er: „Dazu sage ich Amen, aus tiefster Seele Amen!“

Am 16. Juni 1860 trat in Chicago der Republikanische Nationalkonvent zusammen; man hatte, um die Abgeordneten und das massenhaft herbeiströmende Publikum unterzubringen, einen großen Wigwam errichtet und berechnet, daß 25 000 Menschen der Versammlung beigewohnt hätten.

Als Kandidaten für die Präsidentenwürde waren William Seward, Salmon Chase, Edward Bates, Richter Mc Lean, William Dayton, Simon Cameron, Abraham Lincoln und Benjamin Wade aufgestellt. Indessen läßt sich nicht in Abrede stellen, daß Mr. Seward die bei weitem hervorragende Stellung unter ihnen einnahm, und die Republikaner der östlichen, vielleicht auch der westlichen Staaten erwarteten ziemlich allgemein, daß er zum Präsidenten ernannt werden würde. Mr. Lincoln war der republikanischen Partei außerhalb der westlichen Staaten nicht einmal bekannt, die Bevölkerung wußte mehr von Mr. Chase und dem Richter Bates, als von ihm. Beim Ballotement aber zeigte es sich, daß Mr. Swards Chancen nicht so groß waren, wie man geglaubt hatte; Mr. Chase erhielt bei der Vorwahl 49, der Richter Bates 48, Mr. Lincoln dagegen 102 Stimmen. Es lag auf der Hand, daß Mr. Seward nicht zum Präsidenten ernannt werden würde, war doch die Zahl der Mitglieder zu gering, die ihren Kandidaten aufgeben wollten, um für ersteren zu stimmen. Inbezug auf Mr. Lincoln fand das Gegentheil statt; er wurde beim dritten Ballotement zum Präsidenten ernannt und die nun folgende Scene spottet jeder Beschreibung. Ein wahrhaft orkanartiger Ausbruch des rückhaltlosesten Enthusiasmus brauste durch die ungeheure Versammlung und pflanzte sich in der außerhalb des Wigwams harrenden Menge auf betäubende Weise fort, als der Ruf des auf dem Dache postierten Boten laut wurde: „Feuert die Salutschüsse ab! Abe Lincoln ist zum Präsidenten ernannt worden.“

Die Nachricht wurde sofort nach Springfield telegraphirt; als die Depesche in dem Zeitungsbüreau eintraf, waren Mr. Lincoln und mehrere Nachbarn zugegen und daher die ersten, welche das Resultat erfuhren. In höchster Erregung jubelten die Freunde laut auf und überschütteten den Helden des Tages mit ihren Glückwünschen. Er aber nahm das Telegramm und sagte:

„Meine Herren, in meinem Hause ist eine kleine Frau, die wahrscheinlich größeres Interesse für diese Depesche hat, als ich, und wenn Sie mich entschuldigen wollen, möchte ich sie hinübertragen und ihr zeigen.“

Am folgenden Tage überbrachte das Komitee des Chicago-Konvents Mr. Lincoln die Anzeige seiner Ernennung. Von dem Wunsche befeelt, daß ihr angesehenen Mitbürger bei einer so wichtigen Gelegenheit der üblichen Sitte folgen sollte, kauften mehrere seiner Bewunderer eine Auswahl der feinsten Liqueure und sandten sie ihm ins Haus. Mr. Lincoln aber schickte sie unverzüglich mit der charakteristischen Bemerkung zurück: „Sie wissen, daß in unserem Hause niemals geistige Getränke genossen werden.“

Der Korrespondent der Portlander Presse, ein Augenzeuge, berichtet, nachdem die offizielle Zeremonie und die formellen Vorstellungen beendet gewesen, habe eine Magd einen Präsentierteller mit großem Krüge und mehreren Wassergläsern hereingebracht, „worauf Mr. Lincoln, sich erhebend, in ernstem Tone zu den Anwesenden sagte: ‚Meine Herren, wir müssen in dem heilsamsten Getränke, das Gott uns gegeben, auf unser gegenseitiges Wohl trinken; — es ist das einzige, das ich mir und meiner Familie gestatte und ich kann gewissenhafterweise auch bei dieser Gelegenheit nicht von der Regel abweichen, — es ist unverfälschter Adamsheimer von der Quelle.‘ Und er nahm ein Glas Wasser und leerte es auf das Wohl der Komiteemitglieder. Die Anwesenden konnten natürlich nicht umhin, seine Überzeugungstreue zu bewundern und seinem Beispiel zu folgen.“

Lincolns Ernennung rief in den Sklavenstaaten die höchste Erbitterung hervor, und alle Nachrichten, die vom Süden einliefen, enthielten die Drohung eines Sonderbündnisses oder einer Rebellion. Als er dann im November zum Präsidenten gewählt wurde, war dies für die südlichen Führer das Signal zum Bürgerkriege und zur Auflösung der Union. Ehe noch der Tag der Inauguration herbeigekommen war, hatten sich sieben Südstaaten losgerissen und ein Sonderbündnis geschlossen. Man hörte das ferne Grollen des heranziehenden Unwetters, die drohende Kriegswolke zog sich immer dunkler und unheilverkündender zusammen und bald ertönte auch in der Ferne der Donner der Geschütze. Da die Wahlkugeln den



Verteidigern des Sklavensystems eine Niederlage bereitet hatten, so entschlossen sie sich, mit Kanonenkugeln einen Sieg zu erringen; der Krieg schien unvermeidlich.

Von dem Tage seiner Ernennung bis zu dem Zeitpunkt, da er das Weiße Haus bezog, wurde Mr. Lincoln mit Besuchen überhäuft. Aus allen Schichten der Bevölkerung strömten Erwachsene und Kinder herbei, um ein Wort von des „großen Mannes“ besetzten Lippen zu hören und seinen Händedruck zu empfangen. Mehrere Vorfälle, die sich bei solchen Gelegenheiten ereigneten, ließen des künftigen Präsidenten edles Gemüt in so hellem Licht erscheinen, daß wir nicht umhin können, einen oder den anderen derselben mitzuteilen.

Eines Tages sah Mr. Lincoln, der während dieser Zeit seine Besucher im Prunkgemache des Stadthauses empfing, zwei junge Männer eintreten und zaghaft an der Thüre stehen bleiben. Um ihnen aus der Verlegenheit zu helfen, trat er auf sie zu und sagte entgegenkommend:

„Wie geht es Ihnen? Womit kann ich Ihnen dienen? Wollen Sie nicht Platz nehmen?“

„Wir möchten uns lieber nicht hinsetzen“, versetzte der Kleinere von beiden.

„Ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung“, fuhr Mr. Lincoln in seiner zutraulichen Weise fort.

„Mein Freund und ich, wir haben uns über Ihre Größe gestritten, Mr. Lincoln“, erklärte der junge Mann, „und er behauptet, er sei ebenso groß, wie Sie.“

„Ah“, erwiderte Lincoln, während ein Lächeln über seine Züge flog und er den hochgewachsenen Jüngling mit seinen Blicken maß, „er ist ein großer Mann, das läßt sich nicht bestreiten; indessen wollen wir die Sache gleich näher untersuchen.“ Darauf holte er seinen Stock und sagte, „so, nun wollen wir sehen, wer von uns beiden der Größte ist.“

Er stemmte den Stock gegen die Wand und ersuchte den jungen Mann, sich unter das Maß zu stellen; als die bestimmte Höhe sorgfältig bezeichnet war, ließ Mr. Lincoln ihn beiseite treten und den Stock halten, während er selbst unter das Maß trat.

„Er ist genau von meiner Größe“, wandte er sich zu dem



kleineren Besucher, „und hat merkwürdig richtig geraten.“ Darauf ergriff er beider Hände und sagte ihnen zum Abschied ein paar ermunternde Worte, hatte er doch auf den ersten Blick erkannt, daß die Jünglinge wohlmeinend, aber unerfahren und unbekannt mit den Regeln der Schicklichkeit waren. Ehe er sie jedoch hätte fühlen lassen, welchen Verstoß gegen die Form sie begangen, würde er sich lieber zehnmal mit ihnen gemessen haben.

Auch Hannah Armstrong, die Witwe seines alten Freundes Jack, kam frohen Herzens, ihm ihre Ehrerbietung zu bezeigen: „Er sprach ganz so zu mir, wie in vergangenen Zeiten, da Jack noch am Leben war“, sagte sie später. „Wir hatten über allerlei Sachen geredet und ich wollte Abschied nehmen, da fügte ich hinzu, daß mir eine innere Stimme sage, ich würde ihn nie wiedersehen, sie würden ihn töten. Er lächelte und meinte, ‚Hannah, wenn sie mich wirklich töten, kann ich keines anderen Todes sterben‘. Und darauf sagte ich ihm lebewohl.“

Bei Gelegenheit des in Chicago ihm zu Ehren veranstalteten großartigen Empfangstages fiel ihm ein kleines Mädchen auf, das sich ihm schüchtern näherte. Er winkte sie freundlich zu sich heran und sagte: „Liebes Kind, was möchtest Du von mir haben?“

„Ich möchte Ihren Namen von Ihrer Hand geschrieben haben“, erwiderte sie zaghaft. In diesem Augenblick bemerkte er, daß mehrere Altersgenossinnen des Kindes auf ihn zukamen und er sagte deshalb:

„Aber hier sind noch mehrere kleine Mädchen — die würden sich zurückgesetzt fühlen, wenn ich nur für dich allein meinen Namenszug schriebe.“

„Wir sind unserer acht, die ihn alle gerne haben möchten“, versetzte sie.

„Dann verschaffe mir acht Bogen Papier, auch Feder und Tinte und ich will sehen, ob ich euren Wunsch erfüllen kann.“

Das Papier wurde herbeigeholt und Mr. Lincoln setzte sich in dem mit Besuchern überfüllten Saal an einen Tisch und schrieb auf jeden Bogen ein paar Zeilen, denen er seinen Namen beifügte.

Ein drei- oder vierjähriger Knabe, der an der Hand seines Vaters in den Saal trat, hatte kaum den Fuß über die Schwelle

gefezt, als er seinen Hut schwenkte und laut rief: „Lincoln soll leben, hoch!“ Alle Anwesenden lachten, Mr. Lincoln aber hob den kleinen Burschen empor und entgegnete, ihn gegen die Zimmerdecke schwenkend: „Und Du sollst auch leben, hoch!“ —

Diese kleinen Episoden gewährten dem schlichten Manne an dem zum Empfange der Gouverneure, Senatoren, Richter, Geistlichen und anderen Würdenträger bestimmten Tage eine erquickliche Abwechslung und wahres Vergnügen.

Am 6. November wurde Mr. Lincoln bei der allgemeinen Abstimmung mit einer Majorität von 491 634 Stimmen zum Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika gewählt.

Einige Tage vorher hatten die Parteigenossen von Springfield ihm das Ergebnis einer Stimmensammlung in ihrem Distrikte zugesandt. Nach Empfang der Liste berief er Mr. Bateman, den Unterrichtsinspektor für den Staat Illinois, in das Präsidentenzimmer und sagte, die Thüre hinter sich zuschließend:

„Ich habe Sie hierhergeholt, damit Sie mir helfen, die Wahl Listen von Springfield durchzusehen; es ist mein Wunsch, zu erfahren, wie die Geistlichen und einige in hohem Ansehen stehende Leute gesonnen sind.“

Mr. Bateman ging auf seinen Vorschlag ein und begann die Papiere zu prüfen, wobei Mr. Lincoln ihn oftmals mit der Frage unterbrach, ob nicht dieser oder jener ein Geistlicher oder ein kirchlich gesinnter Mann sei. Der Inspektor gab nach bestem Vermögen die gewünschte Auskunft und Mr. Lincoln notierte sich die Namen. Als sie mit der Durchsicht der Listen fertig waren, blieb er mehrere Minuten schweigend dazuseßen, während sich ein Ausdruck von Trauer in seine Züge stahl. Endlich wandte er sich zu Mr. Bateman und sagte:

„Ich kann es nicht begreifen. Hier sind mehrere, verschiedenen Konfessionen angehörende Geistliche und hier sind wohlbekannte kirchlich gesinnte Leute, die gegen mich stimmen. Mr. Bateman, ich bin kein frommer Christ, — Gott weiß, wie gerne ich es wäre — doch ich habe die Bibel aufmerksam gelesen und kann dies Buch nicht so auffassen, wie sie.“ Bei den letzten Worten hatte er ein neues Testament aus der Tasche gezogen und nach kurzer Pause fuhr er fort: „Alle diese Leute wissen sehr wohl,

daß ich für Freiheit in den Staaten bin, für allgemeine Freiheit, soweit die Verfassung und die Geseze sie gestatten, und daß meine Gegner die Sklaverei beschützen. Sie wissen dies und mit diesem Buche in der Hand, in dessen Licht die Menschenknechtung keinen Augenblick aufrecht erhalten werden kann, wollen sie trotzdem gegen mich stimmen. Ich kann es nicht begreifen.“

In seiner Erregung war er aufgesprungen und schritt schweigend eine Weile im Zimmer auf und ab, während seine Züge noch immer das Gepräge tiefen Kummer trugen. Endlich blieb er stehen und rief mit Thränen im Auge und die Rechte gen Himmel streckend: „Ich weiß, daß ein Gott im Himmel lebt und daß Er Ungerechtigkeit und Sklaverei haßt. Ich sehe den Sturm heranziehen und weiß, daß des Herrn Hand sich in ihm offenbart. Wenn Er mir einen Platz anweist und mir Arbeit zuteilen will — ich bin bereit. Ich bin nichts, doch die Wahrheit ist alles. Ich weiß, daß ich auf der Seite des Rechts stehe, denn ich weiß, daß die Freiheit das Recht ist. Ich habe ihnen gesagt, ein Haus, das mit sich selbst uneins sei, könne nicht bestehen; Christus und die Vernunft sagen ihnen das Gleiche und auch sie werden es mit der Zeit herausfinden. Douglas fragt nichts danach, ob die Sklaverei den Sieg davonträgt oder eine Niederlage erleidet; Gott aber kümmert sich darum, die Menschheit kümmert sich darum und ich kümmere mich darum, und mit Gottes-Beistand werde ich die Sache zu einem guten Ende führen. Vielleicht erlebe ich das Ende nicht, allein es wird kommen und dann werde ich gerechtfertigt dastehen und diese Männer werden finden, daß sie ihre Bibeln nicht richtig gelesen haben.“

Er hatte dies mehr wie im Selbstgespräch geäußert und fuhr dann zu Mr. Bateman gewendet fort: „Ist es nicht seltsam, daß die Menschen die moralische Seite der Streitfrage außeracht lassen können? Eine göttliche Offenbarung könnte es mir nicht deutlicher zeigen, als ich es jetzt einsehe, daß entweder das Sklavensystem oder die Staatsverwaltung vernichtet werden muß. Der Ausblick in die Zukunft würde, besonders seit ich die Ansicht dieser Geistlichen habe kennen lernen, für mich etwas Entsetzliches haben, stände ich nicht auf dieser felsfesten Überzeugung. Es will mir vorkommen, als ob Gott die Sklaverei so lange geduldet habe, bis

fogar die Religionslehrer die Rechtmäßigkeit der Sklaverei aus der Bibel zu beweisen suchen und sie als von Gott gewollt und gebilligt darstellen \*); nun aber ist das Maß der Sünde voll und die Schalen des Zornes werden sich über uns ergießen."

In diesem Tone fortfahrend, ließ er seinem Vertrauen auf das Walten der göttlichen Vorsehung unumwunden Ausdruck und erklärte, „Recht gehe vor Gewalt“, und der Glaube an Gott sei unerläßlich, wenn man als Staatsmann segensreich wirken wolle; ja, die Ermutigung, die ein für das Wohl des Volkes wirkender Mann aus diesen ewigen Wahrheiten schöpfe, sei erhebender als jeder andere Beifall, der ihm zuteil werde. Er sprach unverhohlen die Ansicht aus, daß er es nicht nur für eine Pflicht halte, zu beten, sondern daß er auch von der Macht des Gebetes durchdrungen sei, und ließ die Andeutung fallen, daß er Gottes Beistand in seiner hohen und verantwortlichen Stellung ersehe. Mr. Bateman entgegnete einigermaßen verwundert: „Ich glaubte nicht, daß Ihre Gedanken sich mit derartigen Dingen beschäftigten. Ihre Freunde haben keine Ahnung, daß Sie so entschieden religiöser Gesinnung sind, wie Sie sich mir gegenüber enthüllt haben.“

„Das weiß ich“, versetzte Mr. Lincoln, „aber sie beschäftigen mich mehr, als alle anderen Gegenstände und haben meine Gedanken seit Jahren am meisten in Anspruch genommen.“

Ehe Mr. Lincoln von Springfield nach Washington übersiedelte, besuchte er seine Mutter und andere Verwandten. „Die Begegnung zwischen ihm und der alten Frau trug“, so berichtet Mr. Lamou, „den Ausdruck innigster Liebe und Zärtlichkeit, sie herzte ihn als ihren lieben ‚Abē‘ und er sie als seine liebe Mutter.“ Als er die Rückreise antrat, begleitete Mrs. Lincoln ihren Sohn bis Charleston, um seine Gesellschaft noch etwas länger zu genießen. Endlich aber kam die bittere Scheidungsstunde heran. „Der Abschied zwischen Mr. Lincoln und seiner Mutter war sehr ergreifend“, fährt Mr. Lamou fort. „Sie umarmte ihn in tiefster Bewegung und sagte, sie wisse ganz bestimmt, daß sie ihn nie wiedersehen würde, denn sie fühle, daß ‚seine Feinde ihn ermorden würden‘.

\*) Anspielung auf die zur anglikanischen Kirche gehörenden Dr. Ross und Palmer in den Südstaaten.



„Nein, nein, Mutter, das werden sie nicht thun. Vertraue dem Herrn, und alles wird gut gehen; wir werden einander wiedersehen.“

Tief gerührt über den neuen Beweis ihrer zärtlichen Liebe und ihres Bangens um seine Wohlfahrt, entwand er sich langsam und nur mit Widerstreben ihren Armen; empfand er doch bitter den Druck der sich schnell mehrenden, schweren Sorgen, die von allen Seiten auf ihn hereinstürmten.

Am 11. Februar des Jahres 1861 verließ Mr. Lincoln mit seiner Familie Springfield, um sich nach Washington zu begeben, und zahllose Freunde und Bekannte hatten sich am Bahnhofe eingefunden, einen letzten Händedruck mit ihm auszutauschen. Von dem Waggon aus richtete er noch einige Abschiedsworte an die Versammlung.

„Meine Freunde, — niemand außer mir selbst kann die Trauer ermessen, die ich beim Scheiden empfinde. Meinen Landsleuten hier verdanke ich alles, was ich bin. Hier habe ich über ein Vierteljahrhundert gelebt, hier sind meine Kinder geboren und hier liegt eins von ihnen begraben. Ich weiß nicht, wie bald ich euch wiedersehen werde. Mir liegt eine Pflicht ob, die vielleicht schwerer ist als jede andere, der sich seit Washingtons Lebzeiten sonst irgendein Mann hat unterziehen müssen. Washington würde seine Aufgabe niemals zu Ende geführt haben, hätte ihm nicht die göttliche Vorsehung, auf die er zu allen Zeiten baute, ihren Beistand geliehen. Ich fühle, daß auch ich ohne die Hilfe von oben, die ihn stärkte, nicht segensreich wirken kann und ich vertraue dem allmächtigen Gott, daß Er mir Kraft zu meinem Amte geben wird. Von euch aber, meine Freunde, hoffe ich, daß ihr den göttlichen Beistand für mich erflehen werdet, ohne den ich nichts Gutes ausführen kann, mit dem jedoch mein Wirken einen segensreichen Ausgang haben muß. Nehmt alle noch einmal den herzlichsten Abschiedsgruß! Leb wohl!“

Auf der Fahrt nach Washington wurden ihm überall die aufrichtigsten Huldigungen entgegengebracht. An allen Haltestationen hatten sich große Menschenmengen eingefunden, die er in kurzen Ansprachen begrüßte, und jede Äußerung von einiger Wichtigkeit wurde schnell durch die Zeitungen im ganzen Lande bekannt ge-



macht, da die Bevölkerung begierig war, die leiseste Andeutung seiner künftigen Politik zu vernehmen.

In Philadelphia theilte Mr. Seward's Sohn den Reisenden in schonendster Weise die Nachricht mit, daß eine Verschwörung gegen das Leben des künftigen Präsidenten entdeckt worden sei. Es waren schon mehrfach Mordandrohungen laut geworden, jetzt aber glaubten die Detektives einem wirklichen Anschlag auf die Spur gekommen zu sein, der am folgenden Tage während Mr. Lincoln's Aufenthalt in Baltimore ausgeführt werden sollte. Nun that schnelles Handeln not.

Nach einer Beratung mit Mr. Lincoln wurde beschlossen, daß er seine Reise nicht in dem für ihn bestimmten Separatzuge, sondern in dem Nachterpreßzuge fortsetzen solle. Er trat um halb sieben Uhr am nächsten Morgen in Washington ein und mit Blitzeschnelle verbreitete sich die telegraphische Meldung seiner Ankunft nach allen Gegenden des Landes.

---

## Vierundzwanzigstes Kapitel.

### Das Leben im Weißen Hause.

---

Da es der Zweck dieses Buches ist, dem Leser den Präsidenten Lincoln in seiner hohen Stellung so vorzuführen, wie wir ihm den Knaben Abraham zeigten, so werden wir nicht in die Details seines staatsmännischen Wirkens eingehen, das in der Bekämpfung der „Rebellen“ gipfelte. Seine von außerordentlichem Erfolge gekrönten Unternehmungen, eine aus mehr als zwei Millionen Mann bestehende „Unionsarmee“ ins Leben zu rufen, die gefährlichen Parteien im Zaume zu halten, sich das Vertrauen jedes wahren Patrioten im Lande zu gewinnen, auf tausend Schlachtfeldern Siege zu erringen, eine mächtige Kriegsflotte auszurüsten, dreitausend Millionen Dollars für den Krieg aufzunehmen, den öffentlichen Kredit wiederherzustellen, vier Millionen Sklaven zu emanzipieren und endlich dem Lande einen auf sicheren Grundlagen basierten Frieden zurückzugeben — alle diese Unternehmungen sind weltbekannt. Wollten wir die historischen Thatfachen im einzelnen verfolgen, es würde statt eines oder zwei Kapiteln ebenso viele Bände füllen, und doch dürfte uns das wahre, innere Wesen des Mannes nicht so klar aus ihnen entgentreten, wie es bei gewissen Ereignissen während seiner Präsidentschaft der Fall ist. Denn im Schalten und Walten des täglichen Lebens erkennen wir im Staatsoberhaupt die Eigenschaften des Geistes und des Gemütes, die ihm wahre Größe verleihen, und aus diesem Grunde werden wir seine Laufbahn als Präsident der Vereinigten Staaten durch Vorfälle aus seinem Leben im Weißen Hause illustrieren, die uns

besseren Aufschluß über den Kern seines Wesens geben, als die überschwenglichsten Lobezerhebungen es vermöchten.

Am 4. März des Jahres 1861 wurde Mr. Lincoln in sein hohes Amt eingeführt und ungeheure Menschenmassen waren in Washington zusammengeströmt, um der feierlichen Zeremonie beizuwohnen. Da man Befürchtungen hegte, es möchte bei dieser Gelegenheit zu einem Aufstande und möglicherweise zu einem Mordanfälle auf den Präsidenten kommen, so hatte General Scott für genügende Besatzung gesorgt, die erforderlichenfalls jeden Augenblick einschreiten konnte. Präsident Lincoln schloß seine Inaugurationsrede mit beweglichen, an die Feinde der Regierung gerichteten Worten:

„In eurer Hand, meine unzufriedenen Landsleute, nicht in der meinen liegt der folgenschwere Ausbruch des Bürgerkrieges. Die Regierung will euch nicht angreifen. Ihr werdet in keinen Kampf verwickelt werden, wenn ihr nicht selbst zum Angriff schreitet. Ihr habt euch nicht mit einem vor Gott geleisteten Schwur verpflichtet, die Regierung zu vernichten, mir aber wird durch den heiligsten Eid das Versprechen abgenommen, daß ich sie erhalten, schützen und verteidigen wolle. Es wird mir schwer, zu schließen. Wir sind nicht Feinde, sondern Freunde, wir brauchen nicht Feinde zu sein. Mag auch die Leidenschaft eine Spannung hervorgerufen haben, so braucht das Band der Bruderliebe doch nicht zu zerreißen. Die geheimnisvollen Saiten der Erinnerung, die von jedem Schlachtfelde, von jedes Patrioten Grab bis in das Herz und an den Herd jedes Bürgers in unserem Vaterlande reichen, werden beim Chorgesänge der Union in mächtigen Klängen ertönen, wenn sie, wie ich mit Sicherheit erwarte, von dem guten Engel in uns berührt werden.“

Am Morgen jenes Tages hatte er, wie Mrs. Lincoln erzählt, seiner Familie die Antrittsrede vorgelesen und als er ans Ende gekommen, bat er sie, ihn auf kurze Zeit allein zu lassen. Vom Nebenzimmer aus hörten sie, wie er in brünstigem Gebet sich, sein Vaterland und seine Familie dem Schutz und Schirme Gottes befohl; die Schwere der auf ihm ruhenden Verantwortung war zu groß, als daß er sie allein hätte tragen können. In sein Kabinett berief er William Seward als Staatssekretär, Salmon Chase als

Finanzminister; Simon Cameron als Kriegsminister, Gideon Welles als Marineminister, Caleb Smith als Minister des Innern, Montgomery Blair als Generalpostmeister und Edward Bates als Justizminister, Räte, mit denen die loyalen Unterthanen wohl zufrieden waren.

Unmittelbar nach dem Antritte sagte ein berühmter Senator zum Präsidenten Lincoln:

„Sie haben eine ebenso schwierige Aufgabe zu lösen, wie Washington, da er Befehlshaber der amerikanischen Armee wurde, und Ihnen stehen ebenso geringe Mittel zugebote, wie ihm.“

„Das ist im wesentlichen richtig“, entgegnete der Präsident, „doch stehen mir ergiebigere Hilfsquellen zur Verfügung.“

„Darin haben Sie recht, Herr Präsident“, versetzte der Senator, „meine Bemerkung bezog sich auch nur auf die bedrängte Lage der Staatsverwaltung, da die eben zurückgetretene Administration Ihnen weder Geld, noch Flotte noch Waffen — mit einem Worte fast nichts hinterlassen hat.“

„Aber ich habe etwas weit Besseres, ich kann auf den Patriotismus der loyalen Bevölkerung zählen“, lautete des Präsidenten hochherzige Antwort.

Dieser Zug charakterisierte Mr. Lincoln's Regierung von Anfang an; er setzte unbedingtes Vertrauen in die Gesinnungstreue und Vaterlandsliebe des Volkes.

„Von seinem eigenen Scharfsinn hatte er keine übermäßig hohe Meinung, war er sich doch lebhaft des Mangels an Menschen- und Geschäftskennntnis bewußt, die man nur durch Lebenserfahrung gewinnen kann; allein er baute darauf, daß die Bevölkerung den Prinzipien der republikanischen Staatsform treu bleiben, daß sie bei der Verfassung und der Union beharren würde, und daß sie die instinktive Klugheit einer großen Gemeinschaft besäße, die allezeit die berechnetesten Anschläge einer einzelnen Persönlichkeit übertrifft und in großen, gefahrdrohenden Krisen mehr den Anschein einer Inspiration, als das Gepräge bloßer Verstandeschlüsse trägt.“ Der Senator hatte auf Thatsachen angespielt, die im ganzen Lande bekannt waren; nämlich da während der letzten Administration die Staatsverwaltung unter der Kontrolle des Südens gestanden, so hatte des Kabinetts die günstige Gelegenheit benutzt, den Bürger-

krieg vorzubereiten, indem es von den ihm zugebote stehenden Hilfsmitteln Besitz ergriff, um die Macht des Nordens zu schwächen. Howell Cobb, der Finanzminister unter der vorigen Regierung, ein Sklavenhalter aus Georgia, hinterließ, als er sein Amt niederlegte, nicht einen Dollar im Staatsschafe, und der Staatskredit war so gesunken, daß es sich schwer, fast unmöglich erwies, Anleihen zu machen. Man glaubt, daß er mehrere Millionen Dollars vom Staatsvermögen für Vorbereitungen zur Rebellion ausgegeben habe. Der Kriegsminister John Floyd war ebenfalls ein Sklavenhalter und aus Virginien gebürtig. Wie sein Kollege die Kasse leerte, so beraubte er die Arsenalen des Nordens und sandte Gewehre, Kanonen und Munition nach den wichtigsten Posten im Süden. Ein in Tennessee erscheinendes sklavenfreundliches Journal schreibt:

„Bei Ausbruch der Rebellion wurden durch des Kriegsministers Floyd Vermittelung 7700 komplette Soldatenausrüstungen und 200 000 Revolver an bestimmten Punkten im Süden ausgeteilt.“ Als Marineminister fungierte Isaac Toucey aus Connecticut, der zwar kein Sklavenhalter, jedoch ein sehr gefügiges Werkzeug in den Händen der Aufrührer war und die neunzig Kriegsschiffe der amerikanischen Flotte weit zerstreut in die Ferne schickte, damit sie der Regierung, im Falle es zu einer Erhebung des Südens kommen sollte, nicht sofort zur Verfügung ständen. Bei Lincolns Regierungsantritt lagen von der ganzen Flotte nur zwei Kriegsschiffe in den nördlichen Häfen, ein Übelstand, der den Senator wohl zu ernstern Besorgnissen berechtigte.

Mr. Lincoln schloß seine Rede mit dem letzteren, indem er ihn fragte: „Haben Sie von der Prophezeiung gehört, die den Zeitungsberichten nach inbezug auf meine Administration ausgesprochen worden ist?“

Der Senator verneinte die Frage.

„Ei“, versetzte der Präsident, „ein Prophet verkündet, meine Regierung würde eine Herrschaft des Stahles sein, worauf ein Witzbold entgegnete, Und die Regierung Buchanan's war die Herrschaft des Diebstahles!“

Auf diese und ähnliche Weise half der angeborene Humor Mr. Lincoln über manche ernste Sorge leichter hinweg und gab seiner Hoffnungsfreudigkeit immer neue Spannkraft.



Es war unter den obwaltenden Verhältnissen von großer Wichtigkeit, daß einer der demokratischen Führer im Kongreß dem Präsidenten Lincoln in der Administration zur Seite stehe, und Senator Douglas, sein alter Gegner, erschien vor allen anderen die geeignetste Persönlichkeit. Als daher am 14. April 1861 das Fort Sumter eingenommen worden war, begab sich Mr. Ashmun von Massachusetts zu ihm und suchte ihn zur offenkundigen Bethätigung seiner Vaterlandsliebe zu bewegen.

„Niemand kann in diesem Augenblick den Vereinigten Staaten einen größeren Dienst leisten, als gerade Sie, Mr. Douglas“, sagte er; „aus diesem Grunde möchte ich Sie dringend bitten, zum Präsidenten zu gehen und ihn inbezug auf alle zur Unterdrückung der Rebellion notwendigen Maßregeln Ihres vollen Beifalles zu versichern.“

„Mr. Lincoln hat sich nicht allzu liebenswürdig gegen mich benommen“, entgegnete Mr. Douglas, „er hat mehrere meiner Freunde ihres Amtes enthoben und ich weiß nicht, ob ihm an meinem Rat oder meinem Beistand gelegen ist.“

„Was die Amtsenthebungen betrifft, so folgte der Präsident nur dem Beispiel der früheren demokratischen Regierung“, gab Mr. Ashmun zu bedenken.

„Aber sei dem wie ihm wolle; in einer so ernstern Zeit, wie der jetzigen, drängt die Sorge für die Erhaltung der Union alle Rücksichten auf Parteifreunde in den Hintergrund. Sie können Sich den ewigen Dank des Vaterlandes verdienen, wenn Sie unseren Landsleuten durch Ihr Beispiel zeigen, daß wir in der Stunde nationaler Gefahr über alle Parteibedenken erhaben sein sollten.“

„Wahr, sehr wahr“, erwiderte Mr. Douglas, nicht ohne Bewegung, „und an inniger Liebe zu meinem Vaterlande möchte ich hinter keinem zurückstehen. Mein ganzes Wesen empört sich gegen diese Rebellion, die ich von Grund der Seele verdamme.“

Jetzt legte sich auch Mrs. Douglas, die während der Unterredung zugegen gewesen, ins Mittel und bat ihren Gatten so inständig, den angedeuteten Schritt zu unternehmen, daß er, den vereinten Vorstellungen nachgebend, sich entschloß, seinen Freund ins Weiße Haus zu begleiten, wo die beiden „Riesen“ und früheren

Gegner sich bald Auge in Auge gegenüberstanden. Des Präsidenten Hand ergreifend, begrüßte Mr. Douglas ihn mit den Worten: „Als Präsident der Vereinigten Staaten sind Sie auch mein Präsident, Mr. Lincoln.“

Tief bewegt durch diese Anrede drückte der Präsident dem Senator herzlich die Rechte und dankte ihm für den angebotenen Beistand, indem er ihm versicherte, die Regierung würde seine patriotische Opferfreudigkeit ihrem vollen Werte nach anerkennen.

„Und jetzt erlauben Sie mir, Ihnen ein wichtiges Dokument vorzulesen“, fuhr Mr. Lincoln, seine Proklamation zur Einberufung von 75 000 Mann Soldaten aufnehmend, fort; „Sie haben eine ebenso genaue, wenn nicht genauere Kenntniß der Lage wie ich und werden sofort sehen, ob die Maßregel weise oder unweise ist.“

Senator Douglas erklärte sich bereit, dem Vortrag ein aufmerksames Ohr zu leihen und als Mr. Lincoln, der den Aufruf langsam und mit tiefster Stimme gelesen, fertig war, rief Douglas ohne auf eine Frage zu warten:

„Herr Präsident, ich stimme mit allem, was Sie in diesem Schriftstück sagen, vollkommen überein, nur würde ich statt 75 000 Mann 200 000 verlangen. Sie kennen die unredlichen Absichten der Feinde nicht so genau, wie ich.“

Und an eine im Zimmer hängende Landkarte tretend, bezeichnete er hierauf die vielen strategisch wichtigen Punkte, die ohne Aufschub besetzt werden müßten und fügte hinzu: „Die Regierung muß eine entschieden kriegerische Haltung bewahren, wenn sie die Rebellion unterdrücken will.“

Als sie das Zimmer des Präsidenten verließen, meinte Mr. Ashmun: „Sie haben dem Präsidenten und Ihrem eigenen Rufe Gerechtigkeit widerfahren lassen; das muß im ganzen Lande bekannt werden. Die Proklamation wird morgen nach allen Theilen des Landes telegraphirt werden und ein Bericht über die eben stattgefundene Unterredung sollte sie begleiten. Ich werde sie auf jeden Fall veröffentlichen, mag die Beschreibung aus Ihrer oder meiner Feder geflossen sein; lieber wäre es mir jedoch, wenn Sie sich mit der Aufgabe befaßten.“

Mr. Douglas willigte ein, den Bericht zu schreiben, und am

folgenden Tage wußte man überall, daß er, nun es die Erhaltung der Union galt, auf Lincoln's Seite stand. Von diesem Augenblick bis zu seinem Tode gehörte Mr. Douglas zu den treuesten und bewährtesten Freunden des Präsidenten, dem er sehr wertvolle Dienste leistete, da er nicht nur die Pläne der Rebellen bloßlegte, sondern dem Staatsoberhaupte auch einen tieferen Einblick in die wahren Beweggründe ihres Handelns erschloß.

Mr. Lincoln beharrte treulich bei dem in seiner Antrittsrede gegebenen Versprechen — „Ihr könnt in keinen Krieg verwickelt werden, wenn ihr nicht selbst zum Angriff schreitet.“ Doch als am 12. April 1861 im Charlestoner Hafen der erste Schuß auf das Fort Sumter abgefeuert wurde, da gab der Süden das Signal zum Kriege. Am vorhergehenden Nachmittage hatte General Beauregard, der Anführer der Rebellionstruppen, den Festungskommandanten Robert Anderson aufgefordert, sich zu ergeben, dieser aber erwiderte: Sowohl Ehr- als Pflichtgefühl zwingen mich, das Fort für meine Regierung zu erhalten.“ Als er gefragt wurde, ob er die Stadt als feindliches Gebiet behandeln werde, entgegnete er hochherzig: „Nur wenn man mich dazu zwingt.“

In seiner Behutsamkeit, jeglichen Anlaß zum Schießen auf die Unionsflagge zu vermeiden, hatte der Präsident statt eines Kriegsschiffes ein anderes Fahrzeug benutzen lassen, um der halbverhungerten Garnison Lebensmittel zuzuführen, doch wurde die Ausfolgung des Proviant's durch die Rebellionstruppen verhindert.

Am 12. April Morgens um halb fünf Uhr wurde das Bombardement von 12 000 Mann eröffnet, während nahezu 20 000 Mann als müßige Zuschauer verharrten. Erst volle zwei Stunden später ließ Major Anderson die Festungsgeschütze abfeuern, wollte er doch den Insurgenten Gelegenheit geben, ihre verräterischen Absichten unzweideutig an den Tag zu legen. Die fürchterliche Kanonade dauerte den ganzen Tag und die Nacht hindurch fort; die tapfere Besatzung harrte bei den Geschützen aus, bis die Kaserne in Brand geriet und man sich gezwungen sah, sechshundneunzig Fässer Pulver ins Meer zu rollen, die erschöpften Kräfte aber dem Löschen des Feuers zuzuwenden. Am Nachmittage des 13. April erfolgte auf Grund annehmbarer Bedingungen die Übergabe des Fort's, und die Besatzung zog unter Beibehaltung alles Privat-

eigentums mit wehenden Fahnen und unter Trommelgewirbel ab, während sie dem Sternenbanner mit fünfzig Salutschüssen huldigten.

Die Nachricht von dem Fall des Forts Sumter flog mit Blitzesschnelle über das ganze Land und ließ der loyalen Bevölkerung keinen Zweifel über die Gefahr, welche sie bedrohte. Die Angreifenden gaben den Ausschlag, welche Politik der Präsident verfolgen müsse. Sobald der Krieg gegen die Regierung seinen Anfang genommen hatte, blieb nichts übrig als zu den Waffen zu greifen, und von dieser Notwendigkeit durchdrungen, ließ Lincoln die Proklamation zur Einberufung von 75 000 Mann Soldaten ergehen. Von nun an widmete er sich mit ganzer Seele der schwierigen Aufgabe, die Rebellion zu unterdrücken, er rief eine Armee, sowie eine Marine ins Leben, machte Anlehen, um die Kriegskosten zu decken und betrieb die gesetzliche Bestätigung der zur Landesverteidigung notwendigen Einrichtungen. Dabei suchte er ganz besonders ein tieferes Verständnis der militärischen Angelegenheiten zu gewinnen und Mittel und Wege zu finden, um die Republik zu erhalten, denn er selbst, und niemand anders, war Präsident. Während er sich immer bereit zeigte, einen guten Rat anzunehmen, ja, von erfahrenen Staatsbeamten und Offizieren Rat schläge erbat, um sich selbst ein Urteil zu bilden oder seine Ansichten zu berichtigen, so behielt er doch immer die endgültige Entscheidung sich selbst vor. Ein hervorragendes Mitglied des Kabinetts bemerkte einst: „Der Präsident ist sein eigener Kriegsminister. Er dirigiert selbst die Bewegungen der Truppenkörper und versenkt sich mit großem Interesse in strategische Pläne, doch läßt er höheren Offizieren viel mehr freie Hand, als man gemeinhin annimmt.“

Dies war nicht nur in bezug auf Militär-, sondern auch auf Zivilbeamte der Fall. Während der Präsident dem Chef jedes Departements ziemlich freien Spielraum ließ und ihn für die gute Verwaltung seines speziellen Gebietes verantwortlich machte, gab er doch niemals das ihm zustehende Recht der Entscheidung auf. So machte zum Beispiel der Kriegsminister Cameron in seinem für den Kongreß bestimmten Jahresbericht den Vorschlag, man solle die Sklaven bewaffnen, damit sie einen erfolgreichen Aufstand



gegen ihre Herren unternehmen könnten, eine Maßregel, zu der man den Präsidenten schon vielfach hatte drängen wollen. Wohl wissend, daß das große Publikum ihn für alles verantwortlich halten würde, hatte Mr. Lincoln sich das Recht zu einem Einblick in alle Angelegenheiten vorbehalten und las auch diesen Bericht sorgfältig durch. Als er zu dem erwähnten Vorschlage kam, rief er, ihn mit einem Federzug durchstreichend, voll Unwillens:

„Das geht nun und nimmermehr! Sekretär Cameron darf solche Verantwortung nicht auf sich nehmen. Dies ist eine Frage, die ausschließlich in mein Ressort gehört.“

Als es bekannt wurde, daß die dem Südbunde in die Hände gefallenen Unionstruppen große Leiden auszustehen hätten, weckte diese Nachricht ebenso viel Mitgefühl unter der Bevölkerung, wie die Kunde von dem im Libbygefängnis und in Andersonville verübten Grausamkeiten ihren gerechten Unwillen entflammete. Einzelne bedeutende Männer rieten dem Präsidenten, er solle zur Wiedervergeltung die gefangenen Feinde in ihren Gewahrsamen einer ähnlichen Behandlung unterwerfen; allein ein solcher Vorschlag empörte sein Gefühl und er entgegnete Mr. Odell:

„Ich könnte niemals, niemals Menschen in solcher Weise dem Hungertode preisgeben. Mögen andere sagen oder thun, was sie wollen, ich kann und will mich einer solchen Behandlung menschlicher Wesen niemals schuldig machen.“

Viele Republikaner waren unzufrieden damit, daß Mr. Cameron ein Ministerportefeuille halte, und bald nachdem Mr. Lincoln die Regierung angetreten, machte ihm eine Deputation Bostoner und New-Yorker Banquiers ihre Aufwartung und drang in ihn, den Kriegsminister abzusetzen. Der Präsident hörte ihren Vortrag von Anfang bis zu Ende an, doch aufgebracht über die Haltlosigkeit ihrer Beweisgründe und die Hartnäckigkeit, mit der sie auf Erfüllung ihrer Bitte bestanden, schnitt er jede weitere Auseinandersetzung damit ab, daß er sagte:

„Ihnen fließen die Worte sehr gewandt von den Lippen, allein Sie haben mich nicht überzeugt. Nun denn, meine Herren, um General Camerons Entlassung herbeizuführen, brauchen Sie mir nur einen wohlbewiesenen Akt der Unredlichkeit vorzulegen, und ich verspreche Ihnen seinen ‚Kopf‘, doch können Sie Sich



versichert halten, ich werde auf das hin, was mir als gänzlich unbegründetes Geschwätz erscheint, nicht Ihrem Wunsche gemäß einschreiten.“

Ein vom Kongreß erwähltes Komitee wurde beauftragt, eine neuerfundene Schußwaffe zu prüfen und ein Urtheil über die Brauchbarkeit derselben abzugeben. Als der Bericht dem Präsidenten überbracht wurde, konferierte er gerade mit dem Hon. Mr. Hubbard aus Connecticut über den Gegenstand, und das umfangreiche Dokument mit schnellem Blick überfliegend, rief er: „Ich müßte ein Jahr länger zu leben haben, um das durchzulesen.“ Damit warf er es auf den Tisch und fügte hinzu: „Warum kann ein solches Komitee nicht auch einmal einen Gran gefunden Menschenverstandes an den Tag legen? Wenn ich einem Manne den Auftrag gebe, mir ein Pferd zu kaufen, so erwarte ich, daß er mir seine Haupteigenschaften bezeichnet, nicht aber, daß er mir sage, wie viele Haare es in seinem Schwanze habe.“

Der berühmte Fall der Gebrüder Smith aus Boston, die auf Befehl eines Kriegsgerichts festgenommen und Monate lang in Untersuchungshaft gehalten worden waren, weil man glaubte, sie hätten sich Veruntreuungen gegen die Regierung zuschulden kommen lassen, darf nicht unerwähnt bleiben. Mr. Lincoln untersuchte die Sache aufs gründlichste und gelangte zu der Überzeugung, daß die beiden Brüder unschuldig wären. Sobald er zu dieser Schlußfolgerung gekommen war, zauderte er nicht, die Verantwortung auf sich zu nehmen und erließ sonder Furcht und Bedenken folgenden Befehl:

„Da Franklin W. Smith Lieferungen im Betrag von einer und ein Viertel Million Dollars für das Marinement departement ausgeführt hat und dabei Gelegenheit hatte, sich eine Viertel Million unrechtmäßig anzueignen, jedoch nur angeklagt worden ist, zweitausend und zweihundert gestohlen zu haben — und da es sich jetzt darum handelt, ob er einhundert veruntreut habe, so glaube ich, er hat gar nichts gestohlen. Aus diesem Grunde sind hiermit Bericht und Befund verworfen, null und nichtig erklärt, und die Angeklagten sind von allen Beschuldigungen freigesprochen.“

Aus diesen Thatsachen erhellt, daß der Präsident bei aller Nachgiebigkeit auch Entschlossenheit bewies, sobald Festigkeit erfor-

derlich war, und daß die während seiner Regierung oft wiederholte Klage, „er habe keinen eigenen Willen“ und sei „ohne Willenskraft“ der Begründung entbehrt. Konnte er doch, wenn die Umstände es erheischten, sogar physische Gewalt anwenden, um seinen Worten Nachdruck zu verleihen, wie wir aus folgendem Vorfall ersehen werden.

Ein Offizier, der aus dem Militärdienst entlassen worden war, setzte eine weitläufige, schriftliche Selbstverteidigung auf und begab sich zum Präsidenten, ihm dieselbe vorzutragen.

„Ihrer eigenen Angabe des Sachverhalts nach, gestatten die Fakta keine Einmischung der Regierung“, lautete Mr. Vincolns Bescheid, nachdem er ihn angehört hatte. Der Offizier erschien zum zweiten und sogar zum dritten Male und brachte im wesentlichen die gleichen Angaben vor, wie bei der ersten Unterredung, doch ohne besseren Erfolg; der Präsident sah ein, daß seine Entlassung gerechtfertigt sei.

„Ich sehe schon, Sie sind nicht geneigt, mir Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, Herr Präsident“, rief der verabschiedete Offizier endlich pikiert aus.

Diese Bemerkung brachte des gleichmütigen Präsidenten Blut in Wallung; er erhob sich, nahm den Offizier beim Rockragen und warf ihn zur Thüre hinaus, indem er sagte: „Ich warne Sie bei Zeiten, mein Herr, sich nie wieder in diesem Zimmer blicken zu lassen. Wenn ich auch Tadel vertragen kann, so dulde ich doch keine Beleidigung. Der Offizier bat um seine Papiere, die ihm entfallen seien.

„Machen Sie, daß Sie fortkommen, mein Herr“, entgegnete ihm der Präsident; „Ihre Papiere sollen Ihnen zugestellt werden, ich wünsche Sie nie wieder zu erblicken.“

Das zweite Jahr seiner Administration brachte ihm außer den mit seinem Amte verknüpften vielen Schwierigkeiten und Prüfungen auch tiefes Herzeleid. „Ich glaubte, ich könne den Krieg kaum ertragen, aber dies Leid ist schlimmer als der Krieg“, klagte er, als sein Sohn Willie starb und „Lad“ zur selben Zeit todkrank darniederlag. Uns sind die Details jener Tage von Mrs. Rebecca Pomroy, einer sehr erfahrenen Krankenwärterin mitgeteilt worden, die der schwer betroffenen Familie in dieser Leidenszeit treu helfend

zur Seite stand. Miß Dix, eine Freundin des Präsidenten, hatte sie Mr. Lincoln empfohlen, als Willies Leben zu Ende ging, allein da sie im Hospital mit der Pflege von 20 bis 30 Soldaten beschäftigt war, von denen acht kaum noch 24 Stunden zu leben hatten, so konnte sie sich anfangs nicht entschließen, der Aufforderung nachzukommen.

„Sie müssen kommen“, versetzte Miß Dix, „es ist ein Fingerzeig Gottes; in zwei Stunden werde ich Sie abholen lassen“, und sie hielt Wort.

Als sie im Weißen Hause eintraf, führte Miß Dix sie in das grüne Zimmer, wo Willies Leichnam aufgebahrt lag, von dort begaben sie sich zu der durch Krankheit an ihr Lager gefesselten Mrs. Lincoln und traten endlich in das anstoßende Gemach, in dem der kleine „Tad“ seiner Auflösung entgegenzugehen schien. Die Ärzte hatten alle Hoffnung auf seine Genesung aufgegeben und erwarteten kaum, daß er den nächsten Tag überleben werde; Mr. Lincoln aber saß „das Bild der Verzweiflung“ neben dem schwerkranken Kinde. Als die Damen eintraten und Miß Dix ihre Freundin vorstellte, erhob sich der Präsident und sagte, indem er ihr die Hand zum Gruße reichte: „Es freut mich sehr, daß Sie gekommen sind; man hat mir so viel von Ihnen erzählt. Sie finden uns in tiefer Trauer.“ Von Bewegung übermannt versagte ihm die Stimme und heiße Thränen flossen ihm über die abgehärmten Wangen.

Dann traten sie an Tads Bettchen und nahmen, das bewusstlos daliegende Kind beobachtend, an beiden Seiten desselben ihre Plätze ein. Nach kurzer Zeit wurde dem Präsidenten ein von Port Hudson eingelaufenes Telegramm gebracht.

„Wie lauten die Nachrichten?“ fragte Mrs. Pomroy.

„O, schlimm genug, bei Port Hudson ist es zur entsetzlichen Schlacht gekommen und man weiß noch nicht, wohin sich der Sieg neigen wird. Ich hoffe, Gott wird uns hier siegen lassen, es würde ein großer Gewinn für uns sein.“

„Wir müssen Gott bitten, daß er uns den Sieg verleihe, Herr Präsident“, entgegnete Mrs. Pomroy. „Es geht nichts übers Beten.“

„Wahr, sehr wahr“, versetzte der Präsident. „Aber dieser

furchtbare Krieg und das Seelenleiden wegen meines teuren Kindes stimmen mich so tief, tief traurig! Warum mußte es so kommen, o, warum mußte es so kommen?“

Nach längerem Schweigen blickte Mr. Lincoln auf und fragte: „Was veranlaßte Sie, Sich der Krankenpflege zu widmen? Sie machen den Eindruck einer zarten Frau.“

„Gott schulte mich für den Beruf. Ich hatte fast 20 Jahre lang einen kranken Gatten zu pflegen.“

„Und wie geht es Ihrer Familie?“ fuhr der Präsident fort. „Erzählen Sie mir, bitte, von derselben.“

„Mein Mann und drei von meinen Kindern sind im Jenseits, der einzige Sohn, der mir geblieben ist, steht mit der Armee im Felde.“

„Wie unergründlich ist Gottes Walten“, entgegnete Mr. Lincoln, „ich hoffe innigst, daß Ihnen Ihr Sohn erhalten bleibt und Sie nach Beendigung des Krieges beide gesund in Ihre Heimat zurückkehren werden. Aber war dies Ihre ganze Schulung für den Hospitaldienst?“

„Ja, die Pflege meiner kranken Familie verlieh mir genügend Umsicht und Gewandtheit für die Krankenpflege der Soldaten. Der Herr hat mir wunderbar beigestanden und mich mit größerer Kraft ausgerüstet, als meine Freunde mir je zutrauten.“

„Wie zeigte sich dies?“ fuhr der Präsident fort. „Erzählen Sie mir das Nähere.“

„Zuerst starb meine Mutter, dann mein Bruder und darauf meine kleine Tochter — meine einzige Tochter, der Sonnenstrahl unseres Hauses — und dann zwei Söhne und zuletzt mein teurer Mann“, entgegnete Mrs. Pomroy, so ergeben, wie nur ein frommes Christengemüt sich äußern kann. „Als mein Gatte gestorben war, mußte unser kleines Haus mit allen Möbeln verkauft werden, um Schulden abzutragen?“

„Und wie erging es Ihnen denn weiter?“ unterbrach Mr. Lincoln sie lebhaft. „Sagen Sie mir, wie konnten Sie Schlag auf Schlag so vielen Jammer ertragen.“

„Gott half mir, wenn ich auch lange nicht das war, was ich hätte sein sollen. Mein Mann und alle anderen Familienglieder starben im vollen Glauben an ihren Erlöser, so daß ich allen Grund hatte, dankbar zu sein —“

„Waren Sie ergeben?“ fiel Mr. Lincoln ihr ins Wort.

„Nein, damals war ich nicht ganz ergeben.“

„Ihr Herz lehnte sich gegen Gottes Fügung auf?“ fuhr der Präsident mit tiefem Ernst fort.

„Ja, ich wußte, ,wen der Herr lieb hat, den züchtigt er‘, allein ich konnte es nicht begreifen. Ich glaubte nicht, daß er mich lieb habe, — ich konnte es nicht glauben. Indessen gelangte ich mit der Zeit zu einer höheren Stufe christlicher Erfahrung und konnte ohne Rückhalt sagen: ,Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt.“

„Und wie gelangten Sie zu dieser Überzeugung?“ fragte Mr. Lincoln, als befände er sich in ähnlicher Lage.

Mrs. Pomroy erzählte, daß fromme Freunde sie ihrer erschütterten Gesundheit halber zu einem Feldgottesdienst geführt hätten. Sie glaubten, die Ortsveränderung und der würzige Duft des Tannengehölzes würden eine bessere Heilkraft auf sie ausüben, als die Kunst der Ärzte. „Und dort“, schloß Mrs. Pomroy, „wurde meine Seele erfrischt und ich fing an einzusehen, wie freundlich Gott gegen mich gewesen und wie gerade eine gnadenreiche Schenkung geeignet gewesen war, mich zu einer besseren Arbeiterin in seinem Weinberge zu machen, wenn ich selbst nur treu sein wollte. Von dieser Zeit an habe ich nie mehr den leisesten Zweifel gehegt, daß Gott mich lieb habe.“

„Kann andern eine ähnliche Erfahrung zuteil werden?“ forschte der Präsident, „oder ist der ihrige ein Ausnahmefall?“

„Es ist durchaus kein Ausnahmefall, Herr Präsident; ich habe nur erfahren, was Gott allen denen verheißt, die sich von seinem Willen wollen leiten lassen.“

„Und wie können wir wissen, daß sein Wille uns leitet?“

„Wenn wir aufrichtig und ernstlich beten“, entgegnete Mrs. Pomroy. „Das Gebet ist mein Ein und mein Alles gewesen. So aber jemand unter euch Weisheit mangelt, der bitte von Gott, der da giebt einsältiglich jedermann und rückt es niemand auf.“

Sie sprachen noch längere Zeit in ähnlicher Weise, bis der Präsident auf seinen eigenen großen Kummer zurückkam, — daß eine Kind tot, das andere von den Ärzten aufgegeben, und daneben



die schwere Sorge der drohenden Gefahr fürs Vaterland sein Herz bedrückend.

„Was die Armeeen nicht können, das vermag das Gebet“, gab Mrs. Pomroy zu bedenken, „und niemals sind so viele Gebete für ein Land zum Himmel emporgestiegen, wie jetzt für unser Vaterland; nie ist so viel für einen Regenten gebetet worden, wie jetzt für Sie, Herr Präsident.“

„Ich weiß es“, entgegnete gerührt Mr. Lincoln, „und dies Bewußtsein gewährt mir großen Trost. Wir kämpfen für eine gerechte Sache und ich bin überzeugt, Gott wird uns den Sieg verleihen, aber diese Menschenschlächterei auf beiden Seiten ist schrecklich.“

Mrs. Pomroy hatte den Vorschlag gemacht, daß er sich im Nebenzimmer zur Ruhe begeben sollte und hatte versprochen, ihn zu wecken, wenn Tads Zustand sich verschlimmere. „Beten Sie für mich“, sagte er, als er sich anschickte, das Zimmer zu verlassen, und sich tief bekümmert über das kranke Kind beugend, fügte er hinzu, „und beten Sie auch für ihn, damit er, so es Gottes Wille ist, am Leben erhalten bleibe.“

„Aber Sie selbst müssen auch beten“, versetzte Mrs. Pomroy. „Das Gebet ist der beste Trost im Kummer, glauben Sie das nicht auch?“

„Gewiß“, lautete des Präsidenten Antwort, als er sich mit Thränen in den Augen und blutenden Herzens zurückzog. Nicht lange darauf hörte Mrs. Pomroy, wie er mit deutlich vernehmbarer Stimme sich, die Seinen und das Vaterland in Gottes Hände befahl. „Von dem Augenblicke an“, sagte sie, fühlte ich, daß unsere Sache den Sieg davon tragen würde. Des Präsidenten inbrünstiges Gebet verlieh mir diese Gewißheit.“

Er war kaum eingeschlummert, als ein Telegramm von Port Hudson einlief, das ihm sofort überbracht wurde. Vom Bette aufspringend eilte er an die in Tads Zimmer führende offene Thür und las beim Licht der Nachtlampe mit überströmenden Augen die Depesche.

„Gute Nachrichten, gute Nachrichten; Mrs. Pomroy! Port Hudson gehört uns“, rief er, für den Augenblick allen Kummer vergessend.

„Es geht nichts übers Gebet, Herr Präsident“, entgegnete lächelnd die Angeredete.

„Ja doch, das Lob- und Danklied“, versetzte er schnell, „Gebet und Lobgesang müssen Hand in Hand gehen.“

Tads Zustand war am folgenden Tage etwas weniger gefährlich und besserte sich mehr und mehr, bis der Knabe endlich genas. Drei Tage und drei Nächte aber wachte Mr. Lincoln an dem Krankenlager und zog sich nur von Zeit zu Zeit zu kurzem Schlaf ins Nebenzimmer zurück. Die Besorgung seiner Amtsgeschäfte übertrug er Mr. Seward und seinem Privatsekretär. „Es war“, sagt die Krankenpflegerin, „als ob er es nicht ertragen könnte, Tad auch nur einen Augenblick zu verlassen.“

Am Morgen von Willies Begräbnistage sprach Mrs. Pomroy dem trauernden Vater ihr tiefes Mitgefühl aus und suchte ihn mit der Versicherung zu trösten, daß gar viele in herzlicher Fürbitte seiner gedächten.

„Es freut mich, dies zu hören“, entgegnete er, sich die Thränen aus den Augen wischend, „es ist mir ein Trost, daß sie für mich beten, denn ich bedarf der Fürbitte und will selbst versuchen, mein kummervolles Herz vor Gott auszuschütten. Ich wollte, ich hätte den kindlichen Glauben, den Sie besitzen und hoffe, Gott wird ihn mir schenken.“

In der zweiten Nacht, da er mit Mrs. Pomroy an Tads Krankenlager wachte, sagte er: „Sie können Sich nicht vorstellen, wie mir die gestrige Unterhaltung mit Ihnen wohlgethan hat. Möchten Sie mir Ihre wunderbare Lebensführung noch einmal erzählen?“

Seiner Bitte nachkommend wiederholte sie, was sie ihm tags zuvor mitgeteilt hatte, während er sie von Zeit zu Zeit mit Fragen unterbrach, als ob er wünsche, von ihr zu lernen, wie er die über ihn verhängte, schwere Prüfung ertragen solle. Auch am dritten Abend kam er auf denselben Gegenstand zurück, und wenn er später das Soldaten-Asyl oder das Lazarett besuchte, in denen Mrs. Pomroy die verwundeten Krieger pflegte, so kam er immer auf jene Unterredung zurück, knüpfte eine oder die andere Frage an dieselbe und fügte hinzu, „Ihre Worte haben mir so wohlgethan.“

Wie viele andere Freunde warnte auch Mrs. Pomroy ihn eines Tages vor den in Washington lebenden rebellionsfreunden, die einen Mordanschlag auf ihn ausüben könnten, allein er versetzte gelassen: „Mein Leben steht in Gottes Hand; er thue mit mir, was er fürs Beste hält.“

Mr. Lincoln besaß noch immer seiner Mutter Bibel, die er schon als Knabe fleißig benutzt hatte und schöpfte täglich, gewöhnlich kurz vor dem Gabelfrühstück, geistige Stärkung aus den Worten der Heiligen Schrift. Als er eines Tages von dieser Bibel sprach, fügte er hinzu: „Meine Mutter war eine gute, fromme Christin und ihre Gebete haben mich bisher durchs ganze Leben begleitet.“ Hauptmann Mix, ein Hausfreund der Familie, versicherte: „Ich habe gar oft den schwungvollsten Reden unserer berühmten Prediger gelauscht, ohne daß mich dabei je ein solches Gefühl ehrfurchtsvoller Scheu überkommen wäre, wie ich empfinde, wenn unser gottesfürchtiger Präsident, den Arm um Tad geschlungen, mit dem tiefsten Ton seiner Stimme des Morgens ein Kapitel aus der Bibel vorliest.“

Er erkundigte sich aufs eingehendste, in welcher Weise Mrs. Pomroy mit den kranken und sterbenden Soldaten über religiöse Dinge spräche, was sie zu ihnen sagte, welche Antworten sie erhielt, und wie viele von ihnen sich zum lebendigen Glauben an den Erlöser bekannten. Gar oft ging er mit ihr ins Lazarett, um Augenzeuge ihres herzgewinnenden Einflusses zu sein und sprach selbst den Verwundeten aufmunternd zu. Als man ihm mitteilte, die Lazarettverwalter, welche der römisch-katholischen Kirche angehörten, hätten den protestantischen Krankenpflegerinnen verboten, mit den Soldaten zu beten oder ihnen aus der Bibel vorzulesen, schritt er sofort gegen diese Verfügung ein und erteilte den frommen Wärterinnen die Erlaubnis, hinfort Andachten halten, den „Jungens“ aus der Bibel vorlesen und mit ihnen beten zu dürfen, soviel sie immer Verlangen danach trügen. Zum Schluß bemerkte er: „Es würde weit besser für unser Land sein, wenn weniger geflucht und mehr gebetet würde; denn wir alle, Offiziere, wie Gemeine, bedürfen der Fürbitte, und ich glaube, wenn ich im Sterben läge, würde ich gerne beten hören.“

Willie war an einem Donnerstag gestorben und mehrere

Wochen lang schloß Mr. Lincoln sich an diesem Tage in sein Zimmer ein, um sich rückhaltlos dem Kummer hinzugeben. Ein intimer Freund theilte diesen Umstand dem in Washington weilenden Dr. Vinton aus New-York mit und bat ihn, den Präsidenten zu besuchen. Er erfüllte die Bitte und stellte dem trauernden Vater vor, daß es eine Sünde sei, sich seinem Schmerze so ganz hinzugeben. „Ihr Sohn lebt im Paradiese“, fügte er tröstend hinzu.

„Er lebt! Er lebt!“ rief der Präsident auffspringend, „o, Sie spotten meiner!“

„Nein, mein lieber Freund, glauben Sie mir; Christus selbst hat es gesagt.“

Mr. Lincoln blickte den Sprechenden einen Augenblick starr an, dann schlang er die Arme um des Geistlichen Nacken, legte den Kopf auf seine Schulter und wiederholte laut schluchzend: „Er lebt? Er lebt?“ Dr. Vinton wies auf den großen Trost hin, der in Christi Worten liege, und sprach und betete wohl eine Stunde lang in ernster, beweglicher Weise mit dem Präsidenten. Als er sich endlich verabschiedete, sagte er: „Ich habe eine Predigt über diesen Text, die Sie wahrscheinlich sehr interessieren würde.“

„Schicken Sie sie mir doch sobald wie möglich“, entgegnete Mr. Lincoln. Dr. Vinton erfüllte die Bitte, und der gebeugte Präsident las die Predigt nicht nur einmal, sondern wieder und immer wieder, ja er ließ sie sich abschreiben, um sie zur steten Benutzung zur Hand zu haben. „Von dieser Zeit an“, teilt uns einer seiner nächsten Verwandten mit, „änderten sich seine Ansichten über geistliche Dinge.“

Mr. Lincoln war ein zärtlicher Vater, und das Leben im Weißen Hause hinderte ihn nicht, der innigen Liebe zu seinen Kindern Ausdruck zu leihen; selbst wenn er von den höchsten Würdenträgern des Staates umgeben war, brach das natürliche Gefühl sich Bahn. Der Hon. W. D. Kelley aus Philadelphia schreibt:

„Das Verhältnis zwischen ihm und seiner Familie war ein ebenso schönes, wie das zwischen ihm und seinen Freunden, und ich glaube nicht, daß es einen Vater giebt, der inniger an seinen Kindern hängen kann, als er. Mir ist der Präsident nie größer vorgekommen, als wenn ich, abends unerwartet bei ihm eintretend,

ihn mit dem kleinen Tad zur Seite vor einem offenen Buche auftraf. Er erhielt von verschiedensten Seiten wertvolle Bücher zugesandt, und es schien ihm die größte Wonne zu bereiten, wenn er sie in stillen Abendstunden in Gegenwart seines Knaben öffnen und mit demselben durchsehen konnte, war es doch die einzige Zeit, in der er sich ihm ganz widmen durfte.“

Von dem Porträtmaler Carpenter wird uns mitgeteilt: „Gleichviel wer bei dem Präsidenten weilte oder wie sehr er sich in seine Arbeiten versenkt hatte, der kleine Tad kam ihm niemals ungelegen. Zur Zeit, da ich mich im Weißen Hause aufhielt, war er elf Jahre alt und gerade in dem Stadium, in dem der Geist anfängt, sich schnell zu entwickeln. Daß er an einem ihm seit frühester Kindheit anhaftenden Sprachfehler litt, schien ihn dem Vater besonders teuer zu machen. Es hat mich immer tief bewegt und gerührt, wenn ich sah, wie der mit Arbeiten überhäufte Präsident momentan alles beiseite schob und ganz der zärtliche Vater war; denn sobald die Besucher ihn verlassen, nahm er den kleinen Knaben auf den Arm und herzte ihn mit einer Innigkeit, die wir häufiger an Müttern als an Vätern zu sehen gewohnt sind.“

Präsident Lincolns Humor und Erzählungstalent gaben vielfach Anlaß zu herbem Tadel. Leute, die ihn nicht näher kannten, beschuldigten ihn des Leichtsinnes und der Spielerei, wo Ernst und Trauer mehr am Platze gewesen wären, indessen seine intimeren Freunde wußten wohl, was von solchem Gerede zu halten sei. Das schlichte Wesen, das Lincoln von jeher charakterisiert hatte, ließ ihn als Präsidenten im Weißen Hause in derselben Art handeln und sprechen, wie er im Privatleben gewohnt gewesen war, und wenn er seine Unterredungen mit anderen durch Einschaltung von Anekdoten würzte, so geschah dies, um auf den betreffenden Gegenstand besonderen Nachdruck zu legen. Mr. Herndon, sein vieljähriger Associé in der Advokaturspraxis, spricht sich über diese Eigentümlichkeit in Mr. Lincoln folgendermaßen aus:

„Man sagt, Newton habe einen Apfel vom Baume fallen sehen und in diesem Fall das Gravitationsgesetz entdeckt; Shakespeare erkannte die Natur des Menschen in seinem Lachen; Professor Owen erkannte das Tier an seiner Klaue, und Spencer sah die Entwicklung des Weltalls in dem Wachstum eines Samenkorns.“



Alle diese Männer fanden in der Natur selbst Anregung zu ihren Theorien. In ähnlicher Weise fand Mr. Lincoln, daß Anekdoten Weltweisheit enthielten und daß ein Scherz einen guten Lehrmeister abgebe . . . Die Welt, Ereignisse, Menschen und Prinzipien regten ihn zum Nachdenken an und sein helles Auge nahm mehr als die Oberfläche der Dinge wahr. Oft fand er es schwer, seinen Ideen Ausdruck zu leihen, da er einerseits die englische Sprache nicht völlig beherrschte, andererseits aber auch in ihr nicht die Worte fand, die seine Ideen präcis und ungeschwächt in ihrer eigentümlichen Färbung wiedergegeben hätten. Wenn es ihm an treffenden Bezeichnungen gebrach, dann nahm er seine Zuflucht zu Anekdoten, Maximen und Späßen, um in ihrem Gewand seine Ideen anschaulich zu machen.

„Im Weißen Hause jedoch bot ihm dies Geschichtenerzählen eine wahre Erholung und Erquickung. Er teilte seiner Umgebung mit, daß er Shakespeare und die ‚Rashby Papers‘ lese, um leichter über die mit seinem hohen Amte verknüpften schweren Aufgaben hinwegzukommen. Wenn er traurig gestimmt war, kehrte er den Witz und Humor heraus; ja, man darf sagen, sie waren sein Hilfsmittel, das ihn davor bewahrte, in Thränen auszubrechen. So sagte er einst, als er in großer Sorge um das Vaterland war, zu einem Kongreßmitgliede: ‚Könnte ich meinem übervollen Herzen nicht hier und da in solcher Weise Luft machen, ich würde zugrunde gehen.‘ Auf seinem Schreibtisch lag stets ein Exemplar der ‚Rashby Papers‘, damit er es als Antidot gegen Niedergeschlagenheit zur Hand habe; die heitere Lektüre übte allezeit heilsamen Einfluß auf sein Gemüt.“

Inbezug auf diese Eigentümlichkeit bemerkte ein Kongreßmitglied: „Sie ist seine Lebensretterin.“ Trotzdem wurde sie von manchen übel gedeutet, und da es nicht an erdichteten Späßen fehlte, die man ihm in den Mund legte, auch öffentlich scharf gerügt. In New-York erschien unter dem Titel „Des alten Abe Späße“ ein ganzer Band derselben im Druck, und als ein Freund ihm ein Exemplar mit der Bitte zusandte, er möchte ihm doch sagen, wieviele derselben seine eigenen Worte wären, erhielt er zur Antwort, daß „sechs“ aus der ganzen Zahl echt seien. Indessen reizten die Angriffe ihn nur um so mehr, seinem Witz freien Lauf

zu lassen; er konnte, wie er sagte, „Tadel vertragen, aber nicht Beleidigung.“ Einer seiner Freunde riet ihm, einen gewissen falschen Bericht in einer bedeutenden Zeitung zu widerlegen, allein er entgegnete: „O nein; wollte ich alle Artikel lesen oder gar beantworten, die Angriffe auf mich enthalten, so könnte ich dieses Lokal für jede andere Thätigkeit schließen. Ich wirke nach bestem Wissen und Vermögen und gedenke dies bis zum Ende meiner Amtszeit zu thun. Stehe ich dann gerechtfertigt da, so liegt nichts an den Beschuldigungen, die inzwischen gegen mich erhoben worden sind. Habe ich am Ende keinen Beifall errungen, so würde es keinen Unterschied machen, ob auch zehn Engel schwören, daß ich recht gehandelt hätte.“

Als Stonewell Jackson im Kampfe fiel und die „Washingtoner Chronik“ ihn in einem lobenden Nachruf einen irgeleiteten Mann, aber einen tapferen Soldaten nannte, schrieb Mr. Lincoln an den Redakteur:

„Ich kann nicht umhin, Ihnen meine Hochachtung auszusprechen, da Sie die Verdienste eines Mannes anerkennen, der zwar um ungerichter Sache willen die Waffe gegen uns erhob, aber nichtsdestoweniger ein tapferer Held war. An seinem frischen Hügel wollen wir seine Sünden der Vergessenheit übergeben.“

Wenn der Humor und die Freundlichkeit so unzertrennlich mit seiner Seelengröße verbunden zu sein schienen, daß sie bei jeder Gelegenheit in origineller Weise zum Vorschein kamen, so zogen ihm seine unbefangenen ausgesprochenen plötzlichen Einfälle doch häufig Tadel zu. Als ihm zum Beispiel einst die Meldung gemacht wurde, ein Brigadegeneral der Unionsarmee und eine Kavallerieskadron seien in der Nähe von Fairfax Court House von Guerillabanden gefangen genommen worden, erwiderte er: „Es thut mir sehr leid, daß wir die Pferde verloren haben.“

„Was wollen Sie damit sagen?“ fragte der über die scheinbare Herzlosigkeit entsetzte Berichterstatter.

„Ei“, versetzte der Präsident, der guten Grund hatte an der Tüchtigkeit des Generals zu zweifeln, „ich kann jeden Augenblick einen besseren Offizier zum Brigadegeneral ernennen; doch jedes dieser Pferde kostet der Regierung 125 Dollars.“

Es war gebräuchlich, daß der Staatssekretär die Reden ver-

faßte, mit welchen der Präsident die ausländischen Gesandten und zuweilen auch Deputationen des Inlandes ansprach, und dieser Sitte folgend trat eines Tages ein Beamter in des Präsidenten Zimmer und sagte: „Der Staatssekretär schickt Ihnen die Rede, mit der Sie den Schweizer Gesandten begrüßen sollen.“ Mr. Lincoln nahm lächelnd das Papier entgegen und bemerkte dann, als wolle er den Gebrauch lächerlich machen, mit so lauter Stimme, daß alle Anwesenden ihn hören mußten:

„O, dies ist eine Rede, die Mr. Seward für mich ausgearbeitet hat, nicht wahr? Nun, da will ich sie diesen Herren vortragen und sehen, wie sie sich von meinen Lippen ausnimmt.“ Er machte sich sofort daran, sie in mutwilliger Weise vorzulesen und rief, als er fertig war: „Nun, ich muß gestehen, dies gefällt mir. Es hat den Vorzug originell zu sein!“

Als er einst eine Deputation aus den Weststaaten empfing, die gegen einige seiner Maßregeln protestierte, ließ er die Herren alle Beschwerden vorbringen und entgegnete darauf:

„Meine Herren, nehmen wir an, Ihr ganzes Vermögen bestände in barem Gelde und Sie hätten es den Händen Blondins anvertraut, damit er es, auf dem Seile gehend, über den Niagara-fall trage; würden Sie das Seil in Schwingung versetzen oder dem Manne beständig zurufen: ‚Blondin, halten Sie Sich gerader — Blondin, bücken Sie Sich ein wenig mehr — gehen Sie etwas schneller — neigen Sie Sich ein wenig mehr dem Norden zu — beugen Sie Sich etwas mehr gegen Süden?‘ Mein, Sie würden nicht nur schweigen, Sie würden sogar mit verhaltenem Atem dastehen, bis er sicher drüben wäre. Die Regierung hat eine ungeheure Last zu tragen, es liegen unberechenbare Schätze in ihrer Hand und sie thut nach besten Kräften was sie thun kann. Quälen Sie sie nicht. Seien Sie still, so werden wir Sie sicher ans andere Ufer bringen.“

Ein Geistlicher äußerte gegen ihn: „Der Herr ist auf unserer Seite.“

„Darüber mache ich mir gar keine Unruhe“, gab Mr. Lincoln zur Antwort, „denn ich weiß, daß der Herr immer auf der Seite des Rechts ist. Allein es ist meine beständige Sorge und mein stetes Gebet, daß sowohl ich, als auch unsere ganze Nation auf des Herrn Seite stehen.“

Aus diesen und ähnlichen Vorfällen, die sich nach hunderten anführen ließen, sehen wir, daß Mr. Lincoln weder oberflächlich, noch leichtsinnig vorging, und daß seine eigentümliche Ausdrucksweise dem inneren Drange entsprang, vor seinen Hörern ein klares Bild der in Frage stehenden Angelegenheit zu entrollen. Einer der besten amerikanischen Schriftsteller hat die Eigenart und den Takt des Präsidenten Lincoln noch zu dessen Lebzeiten so treu geschildert, daß wir seine Worte hier einschalten.

„Seine Fragen sind Antworten und seine Antworten Fragen; seine Vermutungen sind Prophezeiungen; die Erfüllung seines Versprechens geht immer über das Maß des Versprochenen hinaus; redlich, aber scharfsichtig; arglos aber verschwiegen; bedächtig, aber dabei energisch; niemals verzweifelnd, niemals sanguinisch; sorglos inbezug auf Form, gewissenhaft in dem, was wesentlich ist; nie einen erprobten, guten Diener opfernd, nie einen guten Grundsatz aufgebend; neue Ideen nicht fürchtend und alte nicht verachtend; günstige Gelegenheiten benutzend, um Versehen einzugestehen; willig zu lernen; die Thatfachen erfassend; nichts thugend, wenn er nicht weiß, was er thun soll; vor nichts zurückbeugend, wenn er das Rechte erschaut; ohne die erforderlichen Eigenschaften eines Parteiführers dennoch seine Partei so leitend, wie niemand sonst es vermag; seine politischen Gegner in Missouri in ihrer Niederlage seine politischen Freunde in Maryland in ihrem Siege stützend; seiner Gesinnung nach konservativ, seinen Handlungen nach radikal; in seinem Stile Sokrates — in seiner Methode Bacon gleichend; seiner Religion in Wahrheitsliebe und Mäßigung Ausdruck leihend; fromme Leute bittend, für ihn zu beten und in den geschichtlichen Ereignissen die Hand Gottes erkennend — so steht er vor euch als das Musterbild vom ‚Bruder Jonathan‘, ein nicht vollkommener Mann und doch köstlicher, als feines Gold.“

Gleich Washington sprach Mr. Lincoln immer ganz unverhohlen sein inniges Vertrauen auf die göttliche Vorsehung und seine hohe Achtung vor den christlichen Einrichtungen aus. Als die Unions-Truppen in der Nähe von Washington eine schwere Niederlage erlitten hatten, bemerkte er gegen einen Freund:

„Ich habe nach bester Einsicht gehandelt und habe Gott gebeten, mich zu leiten; nun muß ich ihm die Sache anheimstellen.“

Zu Dr. Durhea und einzelnen Mitgliedern der Christlichen Kommission sagte er bei Gelegenheit einer Unterredung:

„Glaubte ich nicht an das höhere Walten der göttlichen Vorsehung, es würde mir inmitten aller dieser Verwickelungen schwer werden, den Kopf oben zu behalten. Doch ich bin fest überzeugt, daß der Allmächtige höhere Pläne hat und sie zu Ende führen wird, und mögen wir es einsehen oder nicht, sie sind auch für uns am zweckdienlichsten und besten. Ich habe Ihn immer um Erleuchtung gebeten, habe meine Pläne ihm vorgetragen und bei meinem Vorgehen nie einen Weg eingeschlagen, der nicht, so weit ich mich dessen versichern konnte, von Ihm gebilligt wurde.“

Ein anderes Mal äußerte er gegen seine Freunde:

„Wie oft bin ich durch die überwältigende Überzeugung, daß mir niemand auf Erden raten könne, zum Gebet getrieben worden!“ Und weiter sagte er: „Ich würde der anmaßendste Dummkopf von der Welt sein, wenn ich mir einbildete, ich könne auch nur einen Tag lang die Pflichten meines Amtes ohne den Beistand und die Erleuchtung dessen erledigen, der weiser und mächtiger ist, als alle anderen.“

Beim Ausbruch des Krieges erließ er eine Verordnung, daß die Sonntagsheiligung in der Armee strikter beobachtet werde, deren Wortlaut folgender ist:

„Die hohe Bedeutung des wöchentlichen Ruhetages für den Menschen und das Last- und Zugtier, das heilige Recht des christlichen Soldaten und Matrosen, eine geziemende Berücksichtigung der besten Empfindungen eines christlichen Volkes und die schuldige Ehrfurcht vor dem göttlichen Willen erheischen, daß die sonntägliche Arbeit in der Armee und der Marine auf das Maß beschränkt werde, welches die strikte Notwendigkeit erfordert.“

In diesem Erlasse wurde ferner die unter den Soldaten herrschende Neigung zum Fluchen gerügt:

„Die Mannszucht und der gute Ruf der Landestruppen sollten ebenso wenig wie die edle Sache, für die sie kämpfen, darunter leiden, daß sie den Tag des Herrn oder den Namen des Allerhöchsten entweihen“, heißt es in derselben. „In dieser Zeit allgemeiner Trübsal sagen wir, wie Washington im Jahre 1776, es giebt für alle Menschen genug im Dienste Gottes und



des Vaterlandes zu thun, ohne daß sie sich dem Laster oder der Roheit hinzugeben brauchen.' Der erste Armeebefehl, den der Vater unseres Landes nach der Unabhängigkeitserklärung erließ, kennzeichnet den Geist, in dem unsere Institutionen ins Leben gerufen wurden und in dem sie immer verteidigt werden sollten: „Der General hegt die Hoffnung und das Vertrauen, daß jeder Offizier und Gemeiner sich bestreben werde, so zu leben und zu handeln, wie es sich für einen christlichen Soldaten gehört, der die teuersten Rechte und die Freiheit seines Landes verteidigt.“

Die unter den Soldaten herrschende Neigung zum Trinken erfüllte den Präsidenten mit tiefer Betrübniß; er suchte die Offiziere, wie die Gemeinen durch Wort und Schrift auf die Gefahren des gewohnheitsmäßigen Trinkens aufmerksam zu machen und sein eigenes Beispiel ließ den Ratschlägen besonderen Nachdruck. Er blieb in Washington ein ebenso unbeugsamer Temperenzler, wie er an anderen Orten gewesen war, und im Weißen Hause wurden die Enthaltensgrundsätze mit derselben Strenge durchgeführt, wie in seinem einfachen Haushalt in Springfield. Als er eine Petition der Frauen von Massachusetts las, die um Unterdrückung der Trunksucht in der Armee baten, rief er: „Die guten, lieben Seelen! Wenn sie nur wüßten, wie viele Mühe ich es mir schon habe kosten lassen, dies große Übel zu beseitigen, sie würden sich freuen.“

Ungeachtet des großen Maßes von Berufsarbeiten gab Präsident Lincoln doch seine litterarischen Studien nicht ganz auf. Er suchte und fand in seinen Büchern die notwendige Erholung, und wenn er niedergeschlagen oder erschöpft war, so boten ihm Dichtungen in poetischer oder prosaischer Form oft die größte Erquickung. Indessen es liegt nicht in unserem Plane, Mr. Lincolns geistige Befähigung zum Gegenstand eingehender Erörterung zu machen; sie ist uns in allen seinen Worten und Handlungen entgegengetreten. Senator Trumbull übertrieb nicht, wenn er dem Präsidenten Lincoln die Anerkennung zollte: „Er ist ein Riese, und ohne das schmälernde Wort ‚kleiner‘ hinzuzufügen, sowohl ein Riese an Geist, wie an Gestalt.“

## Fünfundzwanzigstes Kapitel.

### Lincolns warmes Interesse für die Vaterlandsverteidiger.

---

Von der Zeit an, da Präsident Lincoln in seiner ersten Proklamation den Befehl zur Truppenaushebung ergehen ließ, brachte das Leben im Weißen Hause ihn vielfach mit den Unionsoldaten in Verührung. Er hegte die innigste Teilnahme für sie und sie waren ihm mit großer Wärme zugethan, hieß er in der Armee doch nur „Vater Abraham“, während er im Weißen Hause die Soldaten stets „die Jungs“ nannte. Wie er über die Krieger dachte, tritt uns aus seinen eigenen Worten entgegen; wir hören ihn sagen:

„Der furchtbare Krieg, in den wir jetzt verwickelt sind, trifft alle Klassen der Bevölkerung sehr schwer, am schwersten jedoch die Vaterlandsverteidiger, denn es heißt in der Schrift, ‚alles was ein Mann hat, giebt er für sein Leben dahin‘, und während die Übrigen aus ihrem Vermögen beisteuern, setzt der Soldat nicht nur sein Leben aufs Spiel, sondern opfert es vielfach für sein Vaterland. Also gebührt dem Soldaten die höchste Anerkennung.“

Während seiner kurzen Dienstzeit im „Schwarzen Habichtkriege“ hatte er aus eigener Erfahrung die mancherlei Entbehrungen und Plagen des Kriegslebens kennen gelernt, und ohne Zweifel trug die Erinnerung an jene Zeit dazu bei, seine Vorliebe für die loyalen und patriotischen „Jungs in den blauen Röcken“ zu verstärken.

Einzelne hochgestellte Männer machten den Vorschlag, der Präsident solle nicht fortwährend mit Bittgesuchen von Soldaten und

ihren Freunden belästigt und in seinen Berufsarbeiten gestört werden; man könne derlei Sachen einer besonderen Kommission zuweisen. Allein von solcher Einrichtung wollte er nichts wissen, die „Zungen“ gehörten zu seiner Familie und er ließ sich das Vorrecht, ihnen sein väterliches Auge zuzuwenden, durchaus nicht rauben. Daß seine Freunde den Wunsch hegen mußten, ihn vor Überanstrengung zu schützen, geht aus der Beschreibung seiner täglichen Leistungen hervor, die uns von einem genauen Bekannten des Präsidenten zugegangen ist.

„Mr. Lincoln“, heißt es in derselben, „steht sehr früh auf und wird dadurch in den Stand gesetzt, jeden Morgen zwei oder drei Stunden zur Besorgung seiner ausgedehnten Privatkorrespondenz und zum flüchtigen Lesen einer Zeitung zu benutzen. Um 9 Uhr frühstückt er, dann geht er ins Kriegsministerium hinüber, um Einblick in die wichtigsten Telegramme vom Kriegsschauplatz zu erhalten und mit General Halleck über strategische Angelegenheiten zu sprechen, für die er sich sehr interessiert. Ins Weiße Haus zurückgekehrt, liest er die morgens eingelaufenen Briefe, wobei ein Privatsekretär die Entgegnung auf einzelne derselben notiert, während der Präsident andere, die er selbst beantworten will, zurückbehält. Jeder Brief wird gelesen und alle, die eine Antwort erfordern, werden berücksichtigt, mögen sie auch in mangelhaftestem Stile abgefaßt und in uneleganter Handschrift ausgeführt sein. Dienstags und Freitags finden Kabinettsversammlungen statt; die übrigen Tage sind Empfangstage, an denen die Besucher, ihre Karten abgebend, im Vorzimmer warten, bis sie vorgelassen werden. Zuweilen hat der Präsident seine Briefe noch nicht beantwortet, wenn ihm der Diener schon eine Anzahl Visitenkarten überbringt, und wenn er die Namen gelesen, läßt er Bekannte zuerst eintreten. Während drei oder vier Stunden strömen sie in schneller Folge herein; bei weitem die meisten bitten um Anstellung, und der Präsident lauscht geduldig ihren Gesuchen . . . Die einfache, ungesuchte Ausdrucksweise, in die er seine Gedanken kleidet, läßt ihn jedem Besucher als ernstem, aufrichtigen Freund erscheinen. Nach vier Uhr nimmt der Präsident keine Besuche mehr an, sondern begleitet hie und da seine Frau auf ihrer Spazierfahrt . . . Um sechs Uhr diniert er, meist in Gesellschaft einiger vertrauter Freunde, und

schüttelt nun alle Amtszorgen so vollständig von sich ab, daß er die, welche Kentucky aus eigener Anschauung kennen, an die Herren der alten Schule erinnert, die dort in liebenswürdigster Weise Gastfreundschaft übten.“

Ein anderer Berichterstatter teilt uns folgendes mit:

„Abends von 10 bis 12 Uhr macht er gewöhnlich einen Rundgang, besucht erst den Staatssekretär Seward, dann General Halleck und würde, wenn General Burnside näher wohnte, ihm jeden Abend den letzten Besuch machen. Wer seine Gewohnheiten kennt und ihn spät abends zu sehen wünscht, folgt ihm von Haus zu Haus und findet ihn gewöhnlich bei General Halleck, weil er dort die letzten Nachrichten von der Armee hören kann. Während alle Welt schläft oder ausruht, ist der Präsident noch unterwegs.“

Wie der fortwährend in Anspruch genommene Präsident Zeit finden konnte, jeder Klage der Soldaten und ihrer Freunde ein aufmerksames Ohr zu leihen, die einzelnen Fälle genau zu untersuchen, auch daneben Hospitäler zu besuchen und zur Armee zu gehen, um sich persönlich zu überzeugen, „wie es den Jungens gehe“, ist kaum zu begreifen. Er war sich nur zu klar bewußt, daß die Fortdauer der Ration von dem Leben der Soldaten abhinge, daß die Truppenaushebung eine bittere Notwendigkeit sei, und meinte daher, daß dem Krieger die höchste Anerkennung gebühre. Bis zu seinem Todestage behandelte er die Vaterlandsverteidiger, wie wenn sie in der fürchterlichen Krisis höhere Bedeutung gehabt hätten, als die Gouverneure und Senatoren. An einem der Empfangstage kamen so viele Besucher zusammen, daß der Präsident vom üblichen Händedruck abstehen und sich gegen die Senatoren und Abgeordneten verbeugen mußte; als er jedoch einen verwundeten Krieger am Arme seiner dürftig gekleideten Mutter eintreten sah, verließ er schnell seinen Platz, bahnte sich einen Weg zu dem eben angekommenen Paare und hieß sie mit herzlichem Händedruck freudig willkommen, worauf er der Mutter Glück wünschte, solchen patriotischen Sohn zu haben und dem letzteren sein Mitgefühl über die erlittene Verkrüppelung aussprach. Es lag etwas sehr Rührendes in dieser Auszeichnung und vieler Augen wurden feucht, denn man hörte es des Präsidenten Stimme an, daß ihm die Worte aus dem innersten Herzen quollen.

Zu diesen, wie in so manchen anderen Vorfällen trat die wahrhaft republikanischen Einfachheit in Mr. Lincolns Wesen deutlich zutage, die Würde seines Amtes richtete keine Schranke zwischen seinem redlichen Herzen und dem des tapferen, treuen Kriegers auf.

Als er sich eines Tages durch einen Korridor in sein Privatzimmer begeben wollte, um eine Tasse Thee zu trinken, hörte er den Schrei eines Kindes. Sofort kehrte er in sein Arbeitskabinett zurück und schellte dem Diener.

„Daniel, ist im Vorzimmer eine Frau mit einem kleinen Kinde?“ fragte er den Eintretenden.

„Ja, Herr Präsident“, versetzte derselbe, „sie ist schon drei Tage hintereinander hier gewesen und nie an die Reihe gekommen, vorgelassen zu werden.“

„Schicke sie mir sogleich herein“, entgegnete Mr. Lincoln mit dem Ausdruck des Bedauerns, daß sie übersehen worden sei.

Die Frau erschien mit ihrem Kindchen im Arme und flehte den Präsidenten um die Begnadigung ihres Mannes an, der desertiert war und erschossen werden sollte. Da mehrere mildernde Umstände vorlagen, so erfüllte der Präsident ihre Bitte und schrieb seine Verfügung auf ein Blatt Papier.

„Hier, gute Frau, nehmen Sie diesen Zettel, er wird Ihnen Ihren Gatten zurückgeben“, sagte er und bezeichnete ihr den Ort, wohin sie das Dokument tragen müsse. Die Beglückte konnte ihre Freude nur durch krampfhaftes Schluchzen äußern, und als sie zum Zimmer hinaustrat, zupfte Daniel sie am Shawl und sagte: „Madam, das hat Ihr Säugling zuwege gebracht.“

Einmal stand ein kleiner, blasser, schwächlich aussehender Knabe harrend unter der Menge, die den Präsidenten zu sprechen wünschte. Als Mr. Lincoln ihn erblickte, rief er ihm zu: „Komm her, mein Junge, und sage mir, was du auf dem Herzen hast.“

Schüchtern näher tretend, legte der kleine Knabe seine Hand auf des Präsidenten Lehnstuhl und sagte:

„Herr Präsident, ich bin zwei Jahre lang in einem Regiment Trommelschläger gewesen, und mein Oberst wurde böse auf mich und jagte mich davon. Ich war lange im Hospital; heute bin ich zum ersten Male ausgegangen und hierhergekommen, um Sie zu bitten, ob Sie nicht etwas für mich thun könnten?“



Die Bitte rührte Mr. Lincoln in tiefster Seele; er fragte den Knaben: „Wo wohnst du, mein Sohn?“

„Ich habe keine Heimat“, entgegnete traurig der Knabe.

„Wo ist dein Vater?“

„Er ist vor kurzer Zeit im Kriege gefallen.“

„Und deine Mutter?“

„Meine Mutter ist auch tot. Ich habe weder Vater noch Mutter, noch Geschwister, und — hier brach er in Thränen aus — „auch keine Freunde, — niemand, der sich meiner annimmt.“

Mr. Lincoln's Augen schimmerten feucht und seine Lippen bebten, als er fortfuhr:

„Könntest du nicht Zeitungen verkaufen?“

„Nein, ich fühle mich noch sehr schwach, und der Doktor hat mir gesagt, ich müsse das Hospital verlassen. Aber ich habe kein Geld und weiß nicht, wohin ich mich wenden soll.“

Der Präsident fragte nicht weiter, er zog eine Karte heraus, schrieb auf dieselbe: „Nehmen Sie Sich des armen Knaben an“, und adressierte sie an einen bestimmten Beamten; dann überreichte er sie dem Knaben, dessen Antlitz von einem freudigen Lächeln verklärt wurde, hatte er doch in dem Staatsoberhaupt einen wahren Freund gefunden.

Von einem in Washington lebenden Herrn wird uns folgender Vorfall erzählt:

„Ich stand eines Tages im Empfangssaal und harrete des Augenblickes, da ich dem Präsidenten mein Anliegen vortragen könnte, als mein Auge auf das traurige Gesicht einer älteren Frau fiel, die in verblichenem Hut und Shawl eine Unterredung nachsuchte.

„Gleich darauf wandte Mr. Lincoln sich zu ihr und sagte in seiner gewöhnlichen Redeweise: „Nun, meine gute Frau, was kann ich heute Morgen für Sie thun?“

„Herr Präsident“, entgegnete sie, „mein Mann und meine drei Söhne sind alle in die Armee eingetreten. Mein Mann wurde in der Schlacht bei — getödet und da es mir seitdem recht kümmerlich geht, weil ich niemand zur Hilfe habe, so wollte ich Sie bitten, mir meinen ältesten Sohn zurückzugeben“. Mr. Lincoln sah sie einen Augenblick voll Mitgefühl an und erwiderte im freundlichsten

Tone: „Gewiß! Gewiß! Wenn sie uns Ihr alles gegeben haben und Ihnen jede Stütze genommen ist, so sind Sie vollkommen berechtigt, einen Ihrer Söhne zurückzuerhalten“. Er fertigte sofort den Entlassungsbefehl aus, den die Frau unter herzlichen Dankesworten in Empfang nahm.“

„Ich hatte“, fuhr der Erzähler fort, „den Vorfall vergessen, doch als ich vorige Woche wieder im Weißen Hause war, sah ich dieselbe Frau in den Empfangssaal eintreten. Sie war, wie es scheint, mit des Präsidenten Ordre zum Heere gegangen und hatte daselbst in Erfahrung gebracht, daß der betreffende Sohn bei einem der letzten Gefechte schwer verwundet und ins Hospital gebracht worden sei. Als sie das Hospital erreichte, war der Sohn schon gestorben oder er starb gleich nach ihrem Eintreffen. Der dienstthuende Chirurg machte auf der Rückseite des Entlassungsbefehls ein kurzes Verzeichniß der einzelnen Fakta und tief gebeugt begab die arme Mutter sich wieder zu dem Präsidenten. Von ihrem Aussehen und ihrer Erzählung sehr bewegt, sagte er: „Ich weiß im voraus, was Sie von mir erbitten möchten und ich werde Ihren Wunsch erfüllen, ohne daß Sie ihn aussprechen; ich will Ihnen Ihren zweiten Sohn zurückgeben“. Darauf ergriff er eine Feder und fing an den Befehl zu schreiben. Die arme Frau stand mit thränenüberströmten Wangen neben ihm und streichelte ihm sanft mit der Hand über das struppige Haar. Als er fertig war schimmerten auch ihm Thränen in den Augen, er händigte ihr das Papier ein und sagte: „Jetzt haben Sie einen und ich den anderen von den beiden Zurückgebliebenen; das ist nicht mehr als billig“. Sie nahm das Blatt, legte ehrfurchtsvoll die Hand auf sein Haupt und sagte feierlich: „Der Herr segne Sie, Mr. Lincoln! Möchten Sie noch tausend Jahre am Leben und immer das Oberhaupt unserer Vereinigten Staaten bleiben“.“

Mr. Colfax, der Präsident des Abgeordnetenhauses, verwandte sich für den Sohn eines seiner Wähler, der laut kriegsgerichtlichem Spruch erschossen werden sollte. Er trug seine Bitte am Abend eines Tages vor, an dem Mr. Lincoln sich infolge unaufhörlicher Besuche sehr abgespannt und der Ruhe bedürftig fühlte. Indessen erfüllte er Mr. Colfax' Gesuch und bemerkte bei dieser Gelegenheit:

„Einzelne unserer Generale führen Klage, daß ich durch Begnadigungen die Disziplin und Subordination in der Armee lockere, allein es verleiht mir ein Gefühl von Seelenruhe, wenn ich nach des Tages Anstrengung und Arbeit einen triftigen Entschuldigungsgrund finde, einem Manne das Leben zu retten, und ich lege mich fröhlich zum Schlasse nieder, wenn ich denke, wie glücklich meine Namensunterschrift ihn, seine Familie und seine Freunde machen wird.“

Bei einer anderen Gelegenheit erhob der Richter Kellogg von New-York Fürsprache für den Sohn eines seiner Nachbarn, der vom Kriegsgerichte verurteilt worden war, folgenden Tages erschossen zu werden. Es war gegen Mitternacht, als er beim Weißen Hause ankam und der Präsident hatte sich schon schlafen gelegt. Um ihn nicht zu stören, begab er sich zu dem Kriegsminister, da er hoffte, denselben zur Erhörung seiner Bitte zu bewegen.

„Es sind schon viele ähnliche Fälle unbestraft geblieben“, entgegnete der Kriegsminister, „es ist wirklich Zeit, endlich ein Exempel zu statuieren.“

„Aber es liegen hinreichend Gründe für seine Begnadigung vor“, gab der Richter zu bedenken, indem er sie der Reihe nach anführte.

„Ich werde trotzdem nicht hindernd einschreiten“, beharrte der Minister.

„Nun, Herr Sekretär“, rief der Richter in großer Aufregung, „erschossen soll der Junge nicht werden, darauf können Sie Sich verlassen!“ Mit diesen Worten eilte er fort und ins Weiße Haus, wo ihm die Schildwache den Weg vertrat.

„Ich habe Ordre, heute Nacht niemand einzulassen.“

„Aber ich muß hinein; es handelt sich um Leben und Tod“, entgegnete der Richter.

„Das ändert nichts an meiner Instruktion“, versetzte die Schildwache.

„Ich muß hinein und nehme die Verantwortung auf mich“, fuhr Mr. Kellogg fort, eilte ins Haus und trat, ohne sich melden zu lassen, direkt in des Präsidenten Schlafgemach. Die Thüre öffnend, rief er hastig und erregt:

„Herr Präsident, ich erfahre aus einer eben erhaltenen Depesche, daß der Sohn eines meiner Nachbarn morgen erschossen werden soll und möchte ihm so gerne das Leben retten.“

„Weswegen soll er die Todesstrafe erleiden?“ fragte Mr. Lincoln.

„Ich weiß es nicht und kann für das, was er gethan hat, nicht gut stehen. Allein er ist ein alter Nachbar von mir und ich kann nicht zugeben, daß er erschossen werde“, fuhr der Richter mit zunehmender Wärme fort.

„Nun, ich glaube auch nicht, daß ihm das Erschießen heilsam sein würde“, versetzte Mr. Lincoln. „Geben Sie mir eine Feder.“ Ohne sich vom Bette zu erheben, schrieb er in ein paar Zeilen die Verfügung nieder, daß der Verurtheilte begnadigt sei und übergab das Dokument dem Richter, damit er dem Delinquenten sofort die frohe Nachricht überbringen könne.

Benjamin Owen, ein aus Vermont gebürtiger junger Soldat, wurde verurtheilt, erschossen zu werden, weil er auf seinem Posten eingeschlafen war. Die entsetzliche Nachricht erfüllte seine Angehörigen mit tiefem Kummer, und während der kurzen Frist, die man ihm bis zur Vollstreckung des Urtheils gewährte, schrieb er folgenden Brief an seinen Vater:

Lieber Vater!

Wenn diese Zeilen Dich erreichen, bin ich im Jenseits. Anfangs kam mir mein Loos entsetzlich vor, doch seit ich reiflich über alles nachgedacht, finde ich es nicht mehr so schrecklich. Man hat mir versprochen, ich solle nicht festgebunden werden, sondern solle meinen Tod als ein Mann erleiden. . . Du weißt, ich versprach Gemmy Carrs Mutter, ich wolle auf ihren Sohn achtgeben und als er krank wurde, habe ich mich seiner nach besten Kräften angenommen. Er war noch angegriffen, als er wieder Dienst thun mußte, und am Tage vor jener Nacht habe ich während des Marsches außer meinem Gepäck auch das seinige getragen. Gegen Abend mußten wir im Geschwindigkeit marschieren, und wenn mich das Gepäck auch schwerer drückte, waren doch die anderen alle ebenfalls sehr müde; hätte ich Gemmy nicht oft mit meinem Arm gestützt, er würde unterwegs liegen geblieben sein. Ich war ganz

erschöpft, als wir im Lager ankamen, und dann war Jimmy an der Reihe Wache zu halten und ich erbot mich, es an seiner Statt zu thun. Aber ich war zu müde, Vater, ich hätte nicht wach bleiben können, selbst wenn sie eine Kanone neben mir abgefeuert hätten. Allein ich war mir dessen nicht eher bewußt, Vater — nun, nicht eher, als bis es zu spät war . . . Unser guter Oberst würde mich gerne retten, wenn er es könnte. Er sagt, und Du mußt ihm deswegen nicht grollen, Vater, daß er nur seiner Pflicht nachkommt. Lege meinen Tod auch nicht Jimmy zur Last; der arme Junge ist in Verzweiflung und bittet und fleht ohne Aufhören, ihn statt meiner sterben zu lassen. Der Gedanke an Mutter und an die Schwester übermannt mich. Tröste sie, Vater! Gott stehe mir bei, es ist sehr schwer zu tragen! Lebe wohl, Vater! Ich fühle Gottes Nähe und bin Seiner Liebe gewiß, glaube auch, daß Er mich nicht ins ewige Verderben stoßen wird, sondern daß Er Mitleid mit seinem armen, sündigen, tiefgebeugten Kinde hat und mich zu Sich und meinem Heiland in den Himmel nehmen wird, damit ich dort ein besseres, viel besseres Leben genieße. Gott segne Euch alle!

Seine Schwester, die viele Berichte über des Präsidenten weiches Gemüt gelesen hatte, nahm den Brief, eilte, so schnell der Dampf sie tragen wollte, nach Washington und ließ sich bei dem Präsidenten melden.

„Nun, mein Kind, was willst denn du heute schon in so früher Stunde von mir?“ fragte der Präsident.

„Meines Bruders Leben“, erwiderte sie, am ganzen Körper zitternd.

„Wie heißt er?“

Sie nannte seinen Namen und den Grund seiner Verurteilung.

„Ach ja, der verhängnisvolle Schlaf“, entgegnete Mr. Lincoln; „dieser Schlaf hätte tausenden das Leben kosten können.“

„Das sagt Vater auch; aber er war so müde geworden, weil er Jimmys Gepäck getragen hatte“, und mit diesen Worten reichte sie dem Präsidenten des Bruders Zeilen hin, indem sie hinzufügte, sie würden ihm alles Nähere mittheilen.

Mr. Lincoln ließ Benjamins Brief, dann schrieb er tief bewegt den Befehl zu seiner Begnadigung, bestellte, damit kein Auf-



schub stattfinden solle, schnell seinen Wagen und lieferte eigenhändig die Ordre bei der betreffenden Behörde ab. Ehe er indessen sein Arbeitskabinett verließ, sagte er zu der Schwester des Verurteilten:

„Gehe nachhause, mein Kind, und sage deinem Vater, der das Urteil seiner Regierung gut heißen konnte, selbst wenn es das Leben eines solchen Sohnes forderte, daß Abraham Lincoln dies Leben für viel zu kostbar halte, um es hinzuopfern.“ Zu gleicher Zeit gab er Befehl, daß der junge Soldat Urlaub erhalte, damit er seine Schwester nach Vermont begleite, und als die Geschwister insolgedessen miteinander ins Weiße Haus kamen, ihm ihren Dank auszusprechen, befestigte der Präsident auf des jungen Mannes Schulter ein Rangabzeichen, indem er sagte: „Die Schulter des jungen Mannes, der eines kranken Kameraden Gepäck tragen konnte und ohne zu murren den Tod erleiden wollte, muß dies Abzeichen tragen.“

Der Vater eines zum Tode verurteilten Soldaten bat den vorerwähnten Mr. Kellogg, seines Sohnes Begnadigung zu vermitteln. Mr. Kellogg überzeugte sich, daß es ein Fall sei, in dem der Präsident von seinem milden Rechte Gebrauch machen müsse und sagte zum Vater: „Bleiben Sie hier, bis ich gesehen habe, was sich thun läßt.“

Er ging unverzüglich zum Präsidenten Lincoln und trug ihm die Angelegenheit vor. Als er in seiner Erzählung des furchterlichen Gefechtes auf einer Brücke erwähnte, in dem der junge Krieger besonderen Heldenmut bewiesen habe, fuhr Mr. Lincoln von seinem Sitze auf und fragte in größter Spannung: „Wollen Sie damit sagen, daß der junge Mann verwundet wurde?“

„Allerdings, er wurde schwer verwundet“, ergänzte Mr. Kellogg.

„Dann hat er sein Blut fürs Vaterland vergossen?“ meinte Mr. Lincoln.

„Gewiß, und zwar in heldenmütigem Gefechte“, versetzte Mr. Kellogg.

„Kellogg“, fuhr der Präsident mit heiterem Gesichtsausdruck fort, „steht nicht in der Bibel ein Spruch, daß in dem vergossenen Blute die Sünde vergeben werde?“

„Sie haben recht“, entgegnete Mr. Kellogg.

„Nun, das ist ein guter Anhaltspunkt, der sich nicht umgehen läßt“, fügte der Präsident hinzu, indem er an seinen Schreibtisch trat, um die Begnadigung auszufertigen, die Mr. Kellogg dem hocherfreuten Vater überbrachte.

Bei aller Nachsicht mit den Vergehen einzelner Soldaten und seiner Vorliebe für die Ausfolgung von Begnadigungen fand er keine Entschuldigung, wenn Männer, welche Vertrauensämter bekleideten, mit den Rebellen sympathisierten. Als Alexander Long aus Ohio im Repräsentantenhause den Vorschlag machte, den Südbund anzuerkennen, sprang General Garfield von seinem Sitze auf und rügte den „Verrat“ in Worten bitterster Verachtung, indem er den Urheber des Vorschlages mit Benedikt Arnold verglich, der sein Vaterland in der Stunde der Gefahr verraten habe, und bat die loyalen Repräsentanten nicht zu glauben, daß ein zweites ähnliches „Gewächs auf dem Boden Ohios die Züge der Natur entstelle, und Gottes hellen Tag in Finsterniß verkehre“. Der Vorfall wurde dem Präsidenten berichtet, kaum hatte er den Inhalt der Rede erfahren, so sprach er in rückhaltlosester Weise seine Billigung aus und dankte in der Folge dem General Garfield, daß er „Long bei lebendigem Leibe das Fell abgezogen habe.“

Einst besuchte der Präsident den Oberstabsarzt in City Point und kündete ihm an, er wünsche alle dortigen Hospitäler zu besichtigen und jedem Soldaten die Hand zum Gruße zu reichen.

„Wissen Sie wohl, welcher Aufgabe Sie Sich damit unterziehen, Herr Präsident?“ fragte der Arzt.

„Wieviele Vermundete haben Sie in den Lazaretten?“ entgegnete Mr. Lincoln.

„Zwischen fünf und sechs Tausend,“ lautete die Antwort. „Sie werden erschöpft sein, ehe Sie die Hälfte der Krankensäle durchwandert haben.“

Mr. Lincoln aber erwiderte lächelnd: „Ich glaube, ich bin der Aufgabe gewachsen. Jedenfalls kann ich den Versuch machen und sehen, wie weit ich komme. Ich werde die Jungens nie wiedersehen und wünsche, sie sollten wissen, wie sehr ich anerkenne, was sie für das Vaterland gethan haben.“

Er trat vom Oberstabsarzt geführt den Rundgang an, blieb bei jedem Feldbette stehen und streckte dem einen mit freundlichem Gruße, dem anderen mit Worten innigen Mitgeföhles oder mit teilnehmenden Erkundigungen die Hand entgegen, die alle gerne erfaßten. Dabei kam er an das Lager eines feindlichen Soldaten. Ehe der Präsident ihm die Hand reichen konnte brach der reuige Empörer in Thränen aus und sagte:

„Mr. Lincoln, ich habe mich lange darnach gesehnt, Sie zu sehen und um Verzeihung zu bitten, daß ich je die Hand gegen die alte Fahne erhoben habe.“

Mr. Lincoln drückte ihm tief bewegt die Rechte und versicherte, daß er keinen Groll mehr gegen ihn hege. Als er die Kunde durch alle Abteilungen gemacht und sich eben im Zimmer des Oberstabsarztes zum Ausruhen hingesezt hatte, kam die Meldung „ein Krankensaal sei übersehen worden, und die Verwundeten trügen großes Verlangen, den Präsidenten zu sehen.“

„Sie sind sehr ermüdet, Herr Präsident, und ich nicht weniger“, sagte der Arzt; „es ist daher besser, Sie gehen nicht hinüber. Es kommt wirklich nicht darauf an.“

„Aber ich muß hinübergehen“, entgegnete Mr. Lincoln; „ich werde mit Wissen und Willen keinen einzigen vernachlässigen, und es würde eine große Enttäuschung für die Jüngens sein, wenn sie mich nicht zu sehen bekämen.“

Er führte seinen Vorsatz aus und kehrte sehr befriedigt nach dem Weißen Hause zurück, war er doch überzeugt, daß er den tapferen Jüngens, die er so väterlich liebte, Freude gemacht und Trost gebracht habe.

Die Nachrichten von blutigen Gefechten füllten des Präsidenten Gemüt immer mit großem Kummer. „Schrecklich! Schrecklich!“ klang es wieder und immer wieder von seinen Lippen, und als die Meldung von einer mit großen Verlusten verbundenen Niederlage einlief, rief er jammernd: „Mein Gott! mein Gott! Zwanzigtausend arme Seelen an einem Tage vor Gottes Richterstuhl zu schicken! Ich kann es nicht ertragen, ich kann es nicht ertragen!“

Eines Morgens fand der Staatssekretär Seward ihn mit niedergeschlagenem Gesichtsausdruck im Zimmer auf- und abschreitend und fragte ihn, ob ihm nicht wohl sei.

„Die letzte schreckliche Nachricht von den Jungens hat mir Schlaf und Appetit geraubt“, entgegnete er. „Ich habe in der Nacht kein Auge schließen und heute Morgen keinen Bissen hinunterbringen können!“ Ein anderes Mal veranlaßte ihn die Meldung einer von schweren Verlusten begleiteten Schlacht zu dem Ausrufe: „Ich werde nie wieder froh werden!“ Dr. Holland sagt inbezug auf Mr. Lincoln und die Soldaten:

„Er hatte das innigste Mitgefühl mit den Soldaten, die zur Verteidigung des Vaterlandes in den Kampf zogen. Wenn man ihm zu einem Siege Glück wünschte, so verfehlte er nie, in dankbarer Anerkennung der edlen Männer zu gedenken, die ihn errungen hatten. Die Beschwerden, die diese Männer zu ertragen hatten, und der Umstand, daß sie Behagen, Gesundheit ihrer Glieder und ihr Leben opferten, flößten ihm eine Theilnahme ein, die an seinem Lebensmarke zehrte. Sie lagen ihm beständig im Sinne, und es wurde keine Schlacht geliefert, deren Opfer nicht auch einen Theil seiner Lebenskraft mit fortnahmen. Er bewunderte die Kämpfer und sah im gewissen Sinne zu ihnen empor. Machte er sich auch keiner moralischen Feigheit schuldig, so fühlte er doch, daß das Schlachtfeld ein entsetzlicher Ort sei, dem er, wenn ihn nicht die Begeisterung für die gute Sache ganz erfüllt hätte, gewiß den Rücken kehren würde. Übrigens traute Mr. Lincoln sich weniger Mut zu, als er in Wirklichkeit besaß, wenn er auch infolge seiner angegriffenen Gesundheit zaghafter geworden war.

„Dies Mitgefühl für die Soldaten trat in mancherlei Weise zu Tage, besonders aber in den Fällen, da es sich um Übertretungen der Kriegsgesetze handelte. In einem Briefe an den Verfasser dieser Zeilen schreibt ein persönlicher Freund des Präsidenten: „Nicht lange nach dem Ausbruch des Krieges besuchte ich ihn einmal und fand ihn im Begriff, den Befehl zur Begnadigung eines jungen Mannes auszufertigen, der nach kriegsrechtlichem Spruch erschossen werden sollte, weil er auf seinem Wachtposten eingeschlafen war. Als er mir den Wortlaut der Ordre mitgeteilt, sagte er:

„Ich könnte nicht mit dem Blut dieses armen jungen Mannes an meinen Sohlen vor Gottes Angesicht treten. Es ist nicht zu verwundern, daß ein auf dem Lande groß gewordener Junge, der wahrscheinlich immer mit Dunkelwerden ins Bett gekrochen ist, nun

auch einschlafen sollte, wenn man von ihm verlangt, daß er Wache halte, und ich kann nicht meine Einwilligung geben, daß er für dies Vergehen erschossen werde!“

Von einem höheren Offizier hören wir folgendes:

„Zu der ersten Woche nachdem wir in's Feld gerückt waren, wurden 24 Deserteure vom Kriegsgericht verurteilt, erschossen zu werden. Als man dem Präsidenten die Vollstreckungsordre vorlegte, damit er sie durch seine Namensunterschrift bestätige, weigerte er sich, der Forderung nachzukommen. Ich begab mich nach Washington, um ihm Vorstellungen zu machen. „Herr Präsident“, sagte ich, „wenn nicht an diesen Männern ein Beispiel statuiert wird, so droht der ganzen Armee Gefahr. Den wenigen Gnade zu erweisen, heißt gegen viele grausam sein.“ Er aber entgegnete: „Herr General, es gibt ohnehin schon zu viele trauernde Witwen in den Vereinigten Staate; verlangen Sie um Gottes willen nicht, daß ich ihre Zahl noch vergrößere; ich werde es doch nicht thun.“

Wie Dr. Holland andeutet, machten heldenmüthige Thaten großen Eindruck auf den Präsidenten Lincoln und er verlor die Offiziere oder Gemeinen, die sich im Gefecht ausgezeichnet, nie aus den Augen. Als er in Folge vieler Niederlagen der Unionstruppen sehr trübe gestimmt war, wurde ihm die frohe Botschaft des im Westen erfochtenen Sieges bei Chikamanga überbracht. An diese Nachricht knüpfte sich ein Bericht über Oberst Garfields Tapferkeit, seinen tollkühnen Ritt von General Rosecrans zu General Thomas, sowie über seinen Provianttransport den Big-Sandyfluß hinauf.

„Wie geht es nur zu“, fragte Mr. Lincoln einen anwesenden Offizier, „daß Garfield in 14 Tagen zustande bringen konnte, was auszuführen einem Ihrer Linienoffiziere zwei Monate gekostet haben würde?“

„Das kommt daher, weil er nicht in West Point erzogen wurde“, versetzte der Offizier lachend.

„Nein, nein, das ist nicht der Grund“, entgegnete der Präsident. „Es kommt daher, weil er sich schon als Knabe sein Brot verdient hat.“

Er machte Garfield zum General-Major, und als einige Monate später von Ohio aus der Vorschlag gemacht wurde, ihn in den Kongreß zu schicken und Garfield Einwände erhob, erklärte der



Präsident: „Schicken Sie ihn jedenfalls her; wir brauchen im Kongreß einen so hochbegabten Mann, der praktische Erfahrung in der Kriegskunst hat.“

Wenn er gelegentlich hörte, welche Opfer vonseiten der Eltern, der Gattinnen und der Schwestern gebracht wurden, so ward er tief bewegt und schien sich ganz in die Empfindungen patriotisch gesinnter Mütter und Gattinnen hinein versetzen zu können, die fröhlich ihre Liebsten zur Rettung des Vaterlandes von dannen ziehen ließen. Als man ihn darauf aufmerksam machte, daß eine Mutter in Boston fünf Söhne im Kampfe verloren habe, setzte er sich sofort hin und schrieb folgende Zeilen an sie:

Im Residenzgebäude.

Washington, den 21. November 1864.

Hochgeehrte Frau!

Man hat mir in den Listen des Kriegsdepartements eine Meldung des Generaladjutanten von Massachusetts gezeigt, nach der Sie die Mutter von fünf Söhnen sind, die alle einen ruhmvollen Tod auf dem Felde der Ehre fanden. Ich bin mir lebhaft bewußt, daß jeder Versuch, Sie über einen so herben Verlust zu trösten, fruchtlos sein würde; doch kann ich nicht umhin, Ihnen wenigstens den Trost zu spenden, daß Sie die Republik, für deren Erhaltung Ihre Söhne starben, zu innigstem Danke verpflichtet haben. Möge unser himmlischer Vater die Herbheit Ihres Verlustes mildern und Ihnen nur die glorreiche Erinnerung an die lieben Verlorenen und das erhabene Bewußtsein edlen Stolzes erhalten, daß Sie ein so kostbares Opfer auf dem Altar der Freiheit niedergelegt haben.

Mit dem Ausdruck vorzüglichster Hochachtung und Verehrung  
Abraham Lincoln.

Mrs. Bigby, Boston=Massachusetts.

Im Interesse der Unionstruppen begrüßte er jede zur Pflege und Erquickung der franken und verwundeten Soldaten getroffene Einrichtung mit großer Freude. Seinem Mitgefühl für die im Felde stehenden Vaterlandsverteidiger öffentlich Ausdruck zu leihen, begab er sich nach Baltimore und Philadelphia und zeichnete die zum Besten der Verwundeten veranstalteten Bazars durch seinen Besuch aus. Vor drei Jahren hatte er, einem Mordanschlage zu entgehen, heimlich durch Baltimore reisen müssen, und in den

Straßen der Stadt war dem zum Schutze von Washington bestimmten und auf dem Marsche nach der Hauptstadt begriffenen sechsten Infanterie-Regimente von Massachusetts ein blutiger Empfang bereitet worden, der mehreren Soldaten das Leben kostete. Damals war die Stadt ein Herd der Rebellion gewesen; nun aber hatten sich die Verhältnisse geändert und des Präsidenten Anwesenheit lockte Tausende in das Verkaufslokal. Auf den Umschwung hinweisend sagte er in seiner Rede: — „Wenn wir uns daran erinnern, daß wir in Baltimore sind, so drängt sich uns die Wahrnehmung auf, daß es in der Welt keinen Stillstand giebt. Der Anblick der vielen Menschen, die sich hier zusammengefunden haben, um nach besten Kräften für die Unionstruppen zu sorgen, ruft mir den Umstand ins Gedächtnis zurück, daß diese Soldaten vor drei Jahren nicht unbehelligt durch Baltimore marschieren konnten. Möge Gottes Segen den Männern, die diesen Umschwung in der Lage der Dinge hervorgebracht haben, und den Frauen, die ihnen darin beistanden, aufs reichste lohnen!“ In beiden Orten sprach er mit väterlicher Zärtlichkeit von der Loyalität und den Leiden der „Jüngens“ und zollte den amerikanischen Frauen hohes Lob, wegen ihres selbstverleugnenden, menschenfreundlichen Wirkens zum Besten der Krieger. Der Reinertrag des in Philadelphia abgehaltenen Bazar's belief sich auf 1,300,000 Dollars, ein Resultat, das den Präsidenten mit Begeisterung füllte, und als man ihm erzählte, daß die in elf Städten veranstalteten Bazar's 5 Millionen Dollars eingebracht hätten, rief er freudig aus: — „Hat je ein anderes Land solchen Patriotismus und solche Opferfreudigkeit an den Tag gelegt? Wie viele Leiden werden den tapferen Jüngens erspart werden!“

Als er erfuhr, daß die Sanitätskommission innerhalb zehn Tagen nach der Schlacht von Antietam eine große Sendung von Hemden, Handtüchern, Matrasen und Kissen, dreißig Fässer mit alter Leinwand, Binden und Charpie; über dreitausend Pfund Mehl, nahezu ebensoviel condensierte Milch, fünftausend Pfund Fleischextract und Fleisch in Blechdosen, mehrere Fässer Zitronen und anderer Früchte, Thee, Zucker, zinnerne Becher und viertausend Hospitalanzüge nach dem Kriegsschauplatz gesandt habe, die von den zahlreichen freiwilligen Vermittlern der Christlichen Kommission

in liebevollster Weise unter die Verwundeten verteilt worden waren, fand er keine Worte, seinen Dank auszusprechen, seine tiefe Nührung aber zeigte, wie sehr das schnelle Einsichreiten ihm das Herz bewegte.

Wir haben schon mitgeteilt, daß Mr. Lincoln ein entschiedener Gegner von Vergeltungsmaßregeln im Kriege war, indessen änderten sich seine Ansichten, als ihm die Leiden der gefangenen Unions-soldaten in einzelnen Gefängnissen des Südens geschildert wurden und er entschloß sich, unter besonderen Umständen von der Wiedervergeltung Gebrauch zu machen.

Die Untersuchung des vom Kongreß ernannten Komitees bestätigte die herzerreißenden Berichte, welche über die in Feindeshand gefallenen Gefangenen laut geworden waren, und Mr. Lincoln vernahm blutenden Herzens die Meldung haarsträubender That-sachen, die ihn mit Entrüstung füllten.

Ein Brief des Primararztes Chapel vom Wests Buildings Hospital in Baltimore, in dem viele aus den südlichen Gefängnissen heimkehrende Soldaten Aufnahme fanden, entlockte ihm heiße Thränen. Das Schreiben war an den Vorsitzenden des Kongreß-Komitees gerichtet und lautete folgendermaßen: —

„Gehrter Herr! — Ihrem Wunsche nachkommend erlaube ich mir, Ihnen die Photographie von Johann Breiring zu übersenden, der ich die detaillirten Angaben beigelegt habe. Es thut mir sehr leid, daß Ihr Komitee diese Fälle nicht sofort in Augenschein nehmen konnte, als sie in unsere Behandlung kamen. Man kann sich nach diesen Photographieen keine richtige Vorstellung ihres damaligen Zustandes machen; nicht einer unter zehnen konnte sich auf den Füßen halten; einzelne waren so mit Ungezieser bedeckt und so zerstoehen, daß sie beinahe Blatterfranken glichen, und so abgemagert, daß sie wirklich lebende Skelette und selbst nicht einmal das waren, denn wie das Resultat zeigt, sind aus einer Zahl von 104 bis zum heutigen Tage 40 gestorben. Wenn in der Geschichte dieser satanischen Rebellion schon irgend etwas so Entsetzliches, so Teufliches verübt worden ist, wie diese Massen-aushungerung, so ist es mir wenigstens nicht zu Ohren gekommen. Die Schlächtereien bei Lawrence, Fort Pillow und Plymouth haben den Helden einen leichteren Tod gebracht, als diese Opfer des zollweisen Mordens durch langsame Aushungerung erleiden.

Mr. Lincoln konnte sich nicht dazu verstehen, die gefangenen Rebellionstruppen Not leiden oder in irgendeiner Weise grausam behandeln zu lassen; wenn Wiedervergeltung geübt werden sollte, so mußte sie eine andere Form annehmen, sonst weigerte er sich, sie zu billigen. Sein Mitgefühl für die Leiden und Gefahren der Soldaten dehnte sich auch auf die gefangenen Feinde aus. In Frederick, Md., besuchte er ein Haus, in dem viele verwundete Südbiändler verpflegt wurden. Als er die Leidenden eine kurze Weile betrachtet hatte, sagte er zu ihnen:

„Wenn Sie nichts dagegen haben, möchte ich Ihnen allen gerne die Hand geben. Die heilige Pflicht, die wir gegen unser Land und die nachkommenden Generationen haben, nötigt uns, den Krieg fortzuführen. Viele von Ihnen sind ohne Zweifel durch die Macht der Verhältnisse gezwungen worden, sich uns feindlich entgegenzustellen. Ich hege keinen Groll gegen Sie und kann Ihnen in herzlicher Teilnahme und freundlicher Gesinnung die Hand drücken!“

Amfangs zauderten die Angeredeten, der Aufforderung Folge zu leisten; doch bald war das Eis gebrochen, und einer nach dem anderen schritten sie heran, des Präsidenten dargebotene Rechte zu ergreifen. Mehrere waren zu schwer verwundet, als daß sie sich hätten erheben können; Mr. Lincoln trat auf sie zu und schüttelte jedem die Hand.

„Seid guten Mutes, Jungens“, rief er tröstend, „dann werdet ihr euch bald erholen. Ihr sollt aufs beste verpflegt werden!“

Viele von den Konföderierten verrieten tiefe Rührung, sie hatten augenscheinlich eine andere Behandlung erwartet. Mr. Lincoln aber glaubte, daß diese Art Wiedervergeltung eine bessere Wirkung übe, als jede andere, und wenn es ihn peinlich berührte, hie und da scharfe Maßregeln gestatten zu müssen, so machten ihm Vorfälle, wie der folgende, die größte Freude. Ein Agent der Christlichen Kommission fand in einem Scheunenhof eine Anzahl verwundeter Soldaten der konföderierten Armee, die von ihrem Chirurgen verlassen, drei Tage lang ohne Speise und Trank hilflos inmitten der Toten dagelegen hatten. Der Agent holte eilends Nahrungsmittel herbei, und als er unter dem Beistand anderer begann, die Ver-

wundeten zu waschen, fing einer, dem er die blutgetränkten Strümpfe abziehen wollte, heftig zu weinen an.

„Was fehlt Euch? Thue ich Euch wehe?“ fragte der Agent.

„Nein“, erwiderte schluchzend der Krieger.

„Was kann Euch denn fehlen? Ich bin wirklich nicht imstande mit meiner Arbeit fortzufahren, bis Ihr mir den Grund Eurer Thränen nennt.“

„Grund genug“, stieß der Soldat hervor. „Sie nennen uns Rebellen und ich glaube, wir sind es auch, denn ich habe gegen die alte Fahne gekämpft; aber nun wir verwundet sind, kommen Sie zu uns her, nicht wie ein Engel, sondern wie der Herr Jesus Christus selber, und waschen uns die Füße. Dabei kann ich nicht ruhig bleiben — ich nicht!“

Das war eine Behandlung der Feinde, die Mr. Lincoln's innerstem Wesen entsprach und die Erzählung dieses Vorfalls machte ihn sehr glücklich.

Tausende von den tapferen Männern, die Abraham Lincoln verehrten und liebten, haben ihre letzte Ruhestätte in dem Boden der südlichen Staaten gefunden; sie sanken im Laufe von vier schrecklichen, blutigen Jahren auf tausend Schlachtfeldern ins Heldengrab, und kein Herz schlug in tieferer Teilnahme für ihre Leiden, kein Auge beweinte ihren Tod mit heißeren Thränen, als das des Präsidenten. Wohl mag die große Armee der Republik das Andenken ihres hochherzigen Oberhauptes ehren, der sie nicht nur mit seinen Gedanken auf alle Schlachtfelder begleitete, sondern auch ihren Leistungen die höchste Anerkennung und den innigsten Dank zollte.



## Sechszwanzigstes Kapitel.

### Lincolns Wirken im Interesse der farbigen Rasse.

Präsident Lincolns Regierung zeichnete sich so sehr durch sein Wirken im Interesse der Neger aus, daß wir weder ihm, noch diesem Zweige seiner Leistungen Gerechtigkeit widerfahren ließen, wollten wir ihrer nicht eingehender erwähnen. Er war nicht nur der „Retter seines Landes“, sondern auch der „Befreier einer Rasse“, und während sein hauptsächliches Streben dahin ging, die Union zu erhalten, stellte es sich ihm zugleich als unumgänglich notwendig heraus, daß er den Sklaven die Freiheit schenke. Nachdem der Krieg drei Jahre lang gewüthet, ließ er seinen inzwischen gewonnenen Ansichten in folgenden charakteristischen Worten Ausdruck :

„Ich bin von Natur ein Gegner der Sklaverei. Wenn die Sklaverei nicht unrecht ist, so giebt es überhaupt kein Unrecht. Ich kann mich keiner Zeit entsinnen, da ich nicht eingesehen, gedacht und gefühlt hätte, daß sie unrecht sei, und dennoch habe ich mir nie klar gemacht, daß die Präsidentschaft mir ein unbeschränktes Recht verleiht, nach dieser Einsicht und diesem Gefühl von amtswegen zu handeln . . . Ich könnte nicht die Überzeugung gewinnen, daß ich mich nach bestem Vermögen bestrebt hätte, die Verfassung zu erhalten, wenn ich zur Aufrechthaltung der Sklaverei, oder irgendeiner untergeordneten Einrichtung, den Untergang von Regierung, Land und Verfassung gestatten würde . . . Ich mache keinen Anspruch darauf, die Ereignisse gelenkt zu haben, sondern bekenne offen, daß ich von den Ereignissen zum Handeln getrieben

worden bin. Jetzt, da drei volle Jahre im Kampfe verfloßen sind, befindet sich die Nation in einer Lage, die weder von einer noch der anderen Partei geplant oder vorausgesehen werden konnte. Gottes Walten allein hat sie herbeigeführt. Wohin sie zielt, scheint klar zu sein. Wenn Gott nun will, daß ein großes Unrecht abgeschafft werde, und wenn Er ferner will, daß wir im Norden nicht weniger, als Ihr im Süden für unsere Mitschuld an dem Unrecht leiden sollen, so wird die unparteiische Geschichtsforschung hierin einen neuen Grund finden, Gottes Gerechtigkeit und Güte anzuerkennen und zu verehren.“

Sein denkwürdiger Brief an Horace Greeley enthält folgende Sätze :

„Sollte es Leute geben, die die Union nicht erhalten wollten, wenn sie nicht zu gleicher Zeit auch die Sklaverei beibehalten könnten, so stimme ich nicht mit ihnen überein.

Sollte es Leute geben, die die Union nicht erhalten wollten, wenn sie nicht zu gleicher Zeit die Sklaverei aufheben könnten, so stimme ich nicht mit ihnen überein. Mein Hauptbestreben ist, die Union zu erhalten und nicht, die Sklaverei beizubehalten oder aufzuheben.

Könnte ich die Union erhalten, ohne einem Sklaven die Freiheit zu schenken, ich würde es thun; könnte ich sie dadurch erhalten, daß ich alle Sklaven für freie Männer erklärte, ich würde es gleichfalls thun; und könnte ich sie dadurch erhalten, daß ich einigen die Freiheit schenkte und andere in der Knechtschaft ließe, so würde ich auch dies thun. Was ich inbezug auf die Sklaverei und die farbige Rasse thue, thue ich, weil es beiträgt, die Union zu erhalten, und was ich unterlasse, unterlasse ich, weil ich nicht glaube, daß es zur Erhaltung der Union erforderlich ist.

Ich werde weniger thun, sobald sich mir die Überzeugung aufdrängt, daß das, was ich thue, der Sache schadet, und ich werde mehr thun, sobald ich die Ansicht gewinne, daß ein tieferes Eingreifen die Sache fördert.

Ich werde mich bemühen, Irrtümer zu berichtigen, wenn man mir beweist, daß es Irrtümer sind, und ich werde mich neuen Ansichten nicht verschließen sobald ich mich überzeuge, daß es richtige Ansichten sind.

Ich habe in dem Vorgehenden mein Streben dargelegt, wie es meiner Auffassung der mir obliegenden Amtspflicht entspringt, und ich hege nicht die Absicht, meinen oft ausgesprochenen persönlichen Wunsch, daß alle Menschen frei sein möchten, zu beschränken.“

Auf diesen Prinzipien fußend und diesen Zielen zustrebend, unternahm Mr. Lincoln den Kampf gegen die Sklaverei, die eigentliche Grundursache der Rebellion; und nachdem nahezu 200 000 Neger als Soldaten für die Unionarmee angeworben waren, schenkte er allen Sklaven im Lande die Freiheit.

Sojourner Truth, eine als Missionärin wohlbekannte Negerin, wurde Mr. Lincoln mit der Bemerkung vorgestellt, sie sei den weiten Weg von Michigan gekommen, um ihn zu sehen.

„Es freut mich außerordentlich, Sie persönlich kennen zu lernen“, entgegnete Mr. Lincoln, sich erhebend und der alten Frau herzlich die Hand drückend. „Nehmen Sie Platz.“

„Herr Präsident“, entgegnete Sojourner, „als Sie Ihr Amt antraten, fürchtete ich, man würde Sie zerreißen, denn Sie kamen mir vor wie Daniel, der in die Löwengrube geworfen wurde, und ich wußte, wenn die Löwen Sie nicht zerrissen, so wäre es Gottes Hand, die sie errettete. Darum beschloß ich bei mir, wenn der Herr mich am Leben erhalten würde, wollte ich Sie vor Ablauf der vier Jahre aufsuchen. Er hat es gethan, und nun bin ich gekommen, Sie mit eigenen Augen zu sehen.“

„Wie freut es mich, daß Sie den heutigen Tag erleben dürfen“, — erwiderte Mr. Lincoln.

„Ich stelle Sie sehr hoch“, fuhr die alte Frau fort, „Sie sind der beste Präsident, den wir je gehabt haben.“

„Ah, ich vermute, Sie denken an die Emanzipation Ihrer Rasse“, gab der Präsident zur Antwort und setzte die Unterhaltung eine halbe Stunde lang mit solcher Herzlichkeit und Höflichkeit fort, wie wenn sie eine der feingebildeten Damen der weißen Rasse wäre.

Als er bei einer Gelegenheit erfuhr, daß Frederick Douglass der berühmte Exsklave, in Washington sei, schickte er ihm seine eigene Equipage mit der Aufforderung, ihn zum Thee zu besuchen.

Mr. Douglass nahm die Einladung an und war der erste

Farbige, der das Residenzgebäude als Gast des Präsidenten besuchte. Inbezug auf die bei dieser Gelegenheit stattgefundenene Unterhaltung bemerkte er später:

„Mr. Lincoln ist einer der wenigen Männer, die mich, wenn ich mich eine Stunde mit ihnen unterhalte, in keiner Weise daran erinnern, daß ich ein Neger bin.“

Ein Bewohner von Washington, der den Präsidenten einst in seinem Arbeitszimmer besuchte, fand ihn mit dem Zählen von Banknoten beschäftigt.

„Dies ist eine ungewohnte Arbeit für mich“, sagte Mr. Lincoln, „aber ein Präsident der Vereinigten Staaten hat eine Menge Pflichten zu erfüllen, die weder in den Verfassungsurkunden noch in den Kongressakten spezifiziert sind.“

Die Antwort des Besuchers lautete sehr artig und er gab zu verstehen, daß er gerne wissen möchte, welche besondere Pflicht mit diesem Hausen Banknoten verknüpft wäre.

„Das Geld gehört einem im Schatzamte als Portier bediensteten Neger, der augenblicklich schwer krank an den Blattern darnieder liegt“, entgegnete der Präsident. „Er ist im Hospital und konnte, da er nicht imstande ist, die Quittung zu unterschreiben, seinen Gehalt nicht beziehen. Es hat mir ziemlich viel Mühe gekostet, die Schwierigkeit zu überwinden und ihm das Geld zu verschaffen; denn es galt manchen Beamtenzopf zu beseitigen. Nun teile ich das Geld und hebe, seinem Wunsche gemäß, eine bestimmte Summe auf, die ich in ein mit genauer Aufschrift versehenes Couvert stecke.“

Eine Deputation der Neger von Louisiana machte dem Präsidenten ihre Auswartung und bat um die Verleihung größerer Rechte.

„Ich bedauere sehr, meine Herren, daß Sie nicht imstande sind, Sich aller Ihrer Rechte zu versichern“, erwiderte Mr. Lincoln, „und daß die Umstände der Regierung nicht erlauben, sie Ihnen zu verleihen. Ich möchte Ihnen raten, dem Gesuche noch einzelne Ausgaben hinzuzufügen, die, meiner Ansicht nach, Ihrer Bitte größeren Nachdruck verleihen, und wenn dies geschehen ist, händigen Sie es mir gefälligst ein.“

„Wenn Sie erlauben, so will ich die Änderung gleich hier vornehmen“, entgegnete der Obmann der Deputation.

„Haben Sie denn dies schwungvoll ausgedrückte Bittgesuch selbst abgefaßt?“ fragte Mr. Lincoln.

„Ob schwungvoll oder nicht — aufgesetzt habe ich das Gesuch“, entgegnete der Negger, indem er an des Präsidenten Seite Platz nahm und die angedeuteten Änderungen machte. Ein aus den Südstaaten gebürtiger Herr, der zufällig anwesend war, schloß aus dieser Thatsache, Mr. Lincoln wisse nicht, daß die Deputation von Louisiana aus „Schwarzen“ bestände.

Wie schon erwähnt, ließ die Regierung der Konföderierten den in Port Hudson, Morris Island und anderen Orten im Dienste der Union stehenden Negern eine sehr grausame Behandlung zuteil werden. Sobald der Präsident die haarsträubenden Thatsachen erfuhr, erließ er sofort folgende Proklamation zum Schutze der farbigen Soldaten.

„Im Residenzgebäude, den 30. Juli 1863.

„Es ist die Pflicht jeder Regierung, ihren Bürgern Schutz angedeihen zu lassen, welchem Stande und welcher Klasse sie auch angehören und in welcher Lage sie sich immer befinden mögen, insbesondere denjenigen, die als Soldaten in den Staatsdienst aufgenommen worden sind. Das Gesetz aller Nationen und der unter zivilisierten Völkern übliche Kriegsbrauch gestatten in der Behandlung der Kriegsgefangenen keinen Unterschied, mag nun der Feind eine dunkle oder eine weiße Hautfarbe haben. Einen Gefangenen seiner Farbe wegen zu verkaufen oder zum Sklaven zu machen, ist eine Rückkehr zum Barbarentum und ein Verbrechen gegen die Zivilisation unseres Zeitalters. Die Regierung der Vereinigten Staaten will jedem ihrer Soldaten den gleichen Schutz gewähren, und wenn der Feind einen derselben seiner Farbe wegen verkaufen oder zum Sklaven machen sollte, so wird die Übertretung der gesetzlichen Bestimmung mit Wiedervergeltung an den in unsere Hände gefallenen Kriegsgefangenen bestraft werden. Demzufolge wird hiermit der Befehl gegeben, daß für jeden in Übertretung der Kriegsgesetze getöteten Soldaten der Vereinigten Staaten ein Soldat der feindlichen Truppen erschossen werden und für jeden vom Feinde zum Sklaven gemachten oder als Sklave verkauften Gefangenen ein Kriegsgefangener im Zuchthaus schwere Arbeit verrichten soll, und zwar so lange, bis dem ersteren die Freiheit zurückgegeben



und ihm eine Behandlung zuteil geworden sein wird, wie sie den Kriegsgefangenen gebührt.

Abraham Lincoln.

Im Auftrage des Kriegsministers

E. D. Townsend, General-Adjutant.“

Wie sehr Mr. Lincoln's innerstes Wesen sich auch gegen die Kriegsmaßregel der Wiedervergeltung auflehnte, so sah er doch ein, daß er sich im äußersten Notfalle ihrer bedienen mußte, um den fürs Vaterland kämpfenden Soldaten Schutz angedeihen zu lassen. Er wollte unter keinen Umständen einwilligen, daß die Gefangenen Hunger leiden oder anderen Qualen ausgesetzt werden sollten, allein er gab seine Zustimmung, daß Leben um Leben genommen werde. Auch ließ er keine Gelegenheit vorübergehen, die Tapferkeit und Loyalität der Negersoldaten öffentlich anzuerkennen, und in einer Unterredung mit dem Richter J. T. Mills aus Wisconsin sagte er:

„Mir ist von niedrigdenkenden Leuten der Vorschlag gemacht worden, ich solle die schwarzen Krieger von Port Hudson und Ostsee in die Sklaverei zurückschicken und mir dadurch den Respekt der Herren gewinnen, die von ihnen besiegt wurden. Thäte ich dies, so verdiente ich in Zeit und Ewigkeit verdammt zu werden. Komme, was da will, ich werde dem Freunde und dem Feinde Wort halten.“

Man verwendete sich bei ihm, er solle einen Sklavenhändler begnadigen, der zu fünfjähriger Gefängnisstrafe und einer Geldbuße von tausend Dollars verurteilt worden war. Die Haftzeit hatte er bereits abgesehen, aber da er die Summe Geldes nicht erlegen konnte, so schrieb er einen rührenden Brief an den Präsidenten und ließ ihn durch einen Freund übermitteln.

Mr. Lincoln hörte des Sklavenhändlers Fürsprecher an und las den kläglichen Brief; dann aber sagte er: „Diese Zeilen appellieren in den rührendsten Ausdrücken an mein Gefühl. Sie wissen, es ist eine Schwäche von mir, durch Gnadengesuche möglicherweise zu leicht milde gestimmt zu werden, und wenn dieser Mann sich des ränkevollsten Mordes schuldig gemacht hätte, den ein Mensch verüben kann, so möchte ich ihm auf solche flehentliche Bitte hin Nachsicht zuteil werden lassen. Aber ein Mann, der nach einem fremden Erdteil gehen, ihn seiner Kinder berauben und diese in

lebenslängliche Gefangenschaft verkaufen konnte, um seine Säckel mit Dollars und Cents zu füllen, ist um so viel schlimmer als der verkommenste Mörder, daß ihm von mir keine Begnadigung gewährt wird. Nein, er mag eher im Gefängnis verfaulen, ehe ihm durch ein Wort von mir die Freiheit zurückgegeben wird.“

General Wadsworth schrieb kurze Zeit vor seinem Tode an Mr. Lincoln und fragte, „ob nicht im Falle eines günstigen Erfolges auf dem Schlachtfelde die allgemeine Amnestie mit allgemeiner Stimmberechtigung Hand in Hand gehen solle“.

Mr. Lincoln entgegnete: „Die Frage, wie die Lage der farbigen Rasse zu verbessern sei, ist lange sorgfältig von mir erwogen worden, daher glaube ich zu völliger Klarheit gelangt zu sein und beschlossen zu haben, welchen Weg ich inbezug hierauf einschlagen werde. Die Neger haben auf dem Schlachtfelde heldenmütig ihre Mannheit dargethan, indem sie halfen, die Republik zu erhalten; sie haben mit ihrem Blute den Beweis geliefert, daß sie ein Recht besitzen, sich an den Wahlen zu beteiligen, die nur der menschliche Schutz des Banners sind, welches sie so furchtlos verteidigt haben.“

War die Verehrung der Neger für den Präsidenten auch zu allen Zeiten groß, so erreichte sie doch ihren Höhepunkt, als die Emanzipations-Proklamation veröffentlicht wurde. An einem der Empfangstage im Weißen Hause versammelte sich eine große Schar von Negern in der Nähe des Residenzgebäudes und ließ zwei Stunden lang die vielen zur weißen Rasse gehörenden Besucher an sich vorüber ein- und ausgehen. Endlich traten sie zaghaft in den Empfangssaal, als fürchteten sie, nicht gern gesehen zu werden; Mr. Lincoln aber schritt mit freundlichem Lächeln auf sie zu und streckte ihnen aufmunternd die Hand entgegen. Ihre Freude war grenzenlos und sprach sich in lebhaftester Weise aus; ein Augenzeuge berichtet: „Sie lachten und weinten, weinten und lachten und riefen unter Thränen: ‚Gott segne Sie! Gott segne Sie, Abraham Lincoln! Gott segne Massa Vincum!‘“

Als Präsident Lincoln nach Abzug der feindlichen Truppen die Stadt Richmond besuchte, überließen die Neger sich den Ausbrüchen der lebhaftesten Freude. Er traf ohne alles Aufsehen zu Fuß ein, und nur „Tad“ sowie die Marinesoldaten, die ihn den James-

fluß hinaufgerudert hatten, begleiteten ihn; sobald aber die Negerinne wurden, daß der „Große Emanzipator“ wirklich in der Stadt war, kannte ihre Wonne keine Grenzen. Einzelne jubelten, andere weinten, alle waren außer sich vor Entzücken. „Lob und Preis dem Herrn! Heil uns! Heil uns! Heil uns!“ so tönte es aus aller Kehlen.

„Ich danke Dir, lieber Herr Jesus, daß Du mich den Präsidenten Lincoln hast sehen lassen“, rief auf der Straße eine alte Frau, die vor Freude wie ein Kind schluchzte.

„Preist den Herrn, preist den Herrn!“ klang es dazwischen, während die wonnetrunkenen Neger Luftsprünge machten, als hätten sie den Verstand verloren.

Ein Augenzeuge berichtet: „Ein alter Neger entblößte sein Haupt und rief unter hervorquellenden Freudenthränen: ‚Möge der liebe Gott Sie segnen, Präsident Lincoln!‘ Lincoln nahm den Hut ab und verneigte sich schweigend, aber es war eine Verbeugung, welche die Formen, Gesetze und Gebräuche von Jahrhunderten umstürzte und dem Kastengeist den Todesstoß versetzte.“

Oberst Mc Kaye, der mit mehreren anderen Herren nach Nord-Carolina geschickt wurde, um über die Lage der dortigen befreiten Neger zu berichten, erzählt uns, daß ihr Gotteshaus ein großes Gebäude sei, welches sie „Bethaus“ nennen, und daß ein ehrwürdiger, alter Neger, der die Andachten leite, den Namen „der Väter“ führe. Eines Tages, da eine Menge Leute zum Gottesdienste versammelt waren, machte sich eine allgemeine Verwirrung geltend, weil mehrere zu gleicher Zeit erklären wollten, wer und was „Massa Vincum“ wäre. Da gebot der greise Vorsteher der aufgeregten Gemeinde Stillschweigen. „Brüder“, hub er an, „ihr wißt nicht, was ihr sprecht. Hört mich an; Massa Vincum ist überall; er weiß alles.“ Und andächtig gen Himmel blickend fügte er hinzu: „Er wandelt auf Erden wie der Herr!“

Als Mr. Lincoln diesen Bericht vernahm, ward er sichtlich bewegt. Er lächelte nicht, wie die meisten gethan haben würden, sondern erhob sich und schritt mehreremale schweigend im Zimmer auf und ab. Als er wieder Platz nahm, sagte er mit tiefem Ernst: „Es ist etwas Großes, von Gottes Vorsehung

zum Werkzeug der Befreiung einer Klasse auserkoren worden zu sein.“

Die Regier von Baltimore beschenkten den Präsidenten mit einer sehr wertvollen und schönen Bibel, die von drei Geistlichen und zwei Laien aus ihrer Mitte überreicht wurde. Auf die zarte und ehrfurchtsvolle Anrede der Deputation erwiderte der Präsident inbezug auf die Bibel:

„Es ist das beste Geschenk, das Gott den Menschen gegeben hat. Alles Gute, was der Heiland der Welt für uns gethan, ist uns in diesem Buche mitgeteilt worden, und ohne dasselbe könnten wir nicht unterscheiden, was recht und was unrecht ist. Es enthält alle Wahrheiten, die der Mensch zu wissen nötig hat. Ich sage Ihnen meinen aufrichtigsten Dank für das schöne Exemplar des großen Gottesbuches, mit dem Sie mich beschenken.“

Die Bibel trug die Inschrift:

„Dem Präsidenten der Vereinigten Staaten  
Abraham Lincoln

dem Freunde der allgemeinen Freiheit,

als ein Zeichen der Verehrung und Dankbarkeit von den loyalen farbigen Bewohnern Baltimores.“

Baltimore, den 4. Juli 1864.

Eine Negerin aus Philadelphia beschenkte ihn mit einer Anzahl aus Wachs gebildeter Früchte, die, schön geordnet, in einem reich verzierten, eleganten Behälter lagen. Ihr Pfarrer, Mr. Hamilton, hielt bei Überreichung des Geschenkes eine kurze Anrede und schloß dieselbe mit der Bemerkung, „vielleicht würde Mrs. Johnson gerne selbst ein paar Worte hinzufügen“. Wie Mrs. Johnson dies ausführte, hören wir am besten von ihren eigenen Lippen:

„Ich sah zu Boden und hatte ein Gefühl, als ob ich nichts zu sagen wüßte; im nächsten Augenblicke aber fing das Feuer an zu brennen (bei diesen Worten legte sie die Hand auf die Brust) und es brannte und brannte, bis ich über und über in Blut war. Ich glaube, es war der heilige Geist, der mir das Herz warm machte, und ich blickte auf und sagte: ‚Herr Präsident, ich glaube, Gott hat Sie aus einem Felsen gehauen, damit Sie diese große, gewaltige Aufgabe erfüllten. Viele haben sich durch Gold und

Silber und Geschenke bestechen und auf Abwege verleiten lassen. Sie aber haben fest gestanden, weil Gott mit Ihnen war, und wenn Sie treu bleiben bis zum Ende, so wird Er Sie nicht verlassen.' Mit Thränen im Auge ging er um den Tisch herum, besah das Geschenk, das er sehr schön fand, und dankte mir freundlich, setzte aber hinzu: „Mich müssen Sie nicht preisen — das Lob gebührt dem Herrn droben!“

Mehrere einflußreiche Männer baten Mr. Lincoln schon lange, ehe er den entscheidenden Schritt that, er möchte die Emanzipation der Neger proklamieren. Als eine Deputation von Geistlichen aus Chicago ihn drängte, diese Maßregel zu ergreifen, erwiderte er:

„Ich möchte keine Verordnung ergehen lassen, die augenscheinlich ohne Wirkung bleiben müßte, wie des Papstes Bulle gegen den Kometen.“

Nach eingehender Erörterung der Sache versicherte er ihnen jedoch, daß „die Angelegenheit ihn Tag und Nacht beschäftige und zwar mehr als jede andere“, dann fügte er hinzu: „Ich werde thun, was mir Gottes Wille zu sein scheint.“

Zwei oder drei Wochen vor der Schlacht bei Antietam berief er einen außerordentlichen Kabinettsrat und machte den Ministern folgende Mitteilung:

„Ich habe eine Emanzipations-Proklamation entworfen, denn ich bin der Ansicht, es sei jetzt an der Zeit, dieselbe zu verkündigen. Wenn ich Sie zusammenberufen habe, so ist es geschehen, um Ihren Rat in der Sache im allgemeinen zu vernehmen. Mein Entschluß ist gefaßt; allein ich wünsche, Sie von meiner Absicht in Kenntniß zu setzen und die Einwände zu hören, die Sie vermutlich gegen einen oder den andern Satz erheben werden.“

Die Minister waren sehr überrascht, sprachen jedoch den lebhaften Wunsch aus, den Wortlaut zu hören. Der Präsident erfüllte ihre Bitte und las die Proklamation langsam und mit klarer Stimme vor, wobei man ihm deutlich ansah, wie tief er die schwere Verantwortung empfand, die er mit diesem Schritt auf sich nahm. Als er den Vortrag geendet und die Herren aufgefördert hatte, ihre Bedenken zu äußern, meinte der Finanzminister Chase:

„Ich dünkte, die Bewaffnung der Neger dürfte in etwas kräftigeren Ausdrücken hervorgehoben werden.“



„Meiner Ansicht nach würde es unpolitisch sein, die Proklamation jetzt zu verkündigen“, warf der Justizminister ein. „Es wird der Administration die Herbstwahl kosten.“ (Es war im September.)

„Diese Fragen habe ich sorgfältig erwogen, meine Herren“, lautete Mr. Lincolns Antwort.

Nun bemerkte der Staatssekretär Seward:

„Herr Präsident, ich bin vollkommen einverstanden mit der Proklamation, allein ich muß die Zweckmäßigkeit der jetzigen Veröffentlichung in Frage stellen. Die Niedergeschlagenheit in der öffentlichen Stimmung ist nach unseren wiederholten Niederlagen so groß, daß ich die Wirkung eines so wichtigen Schrittes fürchte. Es wäre möglich, daß man ihn für die letzte Maßregel einer erschöpften Regierung hielte, für einen Hilferuf, indem die Staatsverwaltung Ätiopien die Hand entgegenstrecke, anstatt daß Ätiopien die Hand hilfesuchend der Staatsverwaltung zustrecke, ja, für unseren letzten Aufschrei beim Rückzuge. Ich glaube, es würde besser sein, mit der Verkündigung zu warten, bis sie, von Erfolgen auf dem Schlachtfelde begleitet, dem Lande bekannt gemacht werden kann, anstatt jetzt, da uns im Kriege die größten Mißgeschicke befallen haben.“

„Der Gedanke ist mir in den Sinn gekommen“, versetzte der Präsident schnell, „ich nehme Ihren Einwurf an und werde einen entschiedenen Sieg abwarten.“

Ehe die Diskussion zu Ende geführt war, erhob der Staatssekretär Seward noch ein Bedenken:

„Herr Präsident, ich bin der Ansicht, Sie sollten dem ‚anerkennen‘ die Worte ‚und erhalten‘ hinzufügen.“

„Ich habe die Wichtigkeit dieses Ausdruckes wohl erwogen“, gab Mr. Lincoln zur Antwort, „aber ich bin nicht gewohnt, mehr zu versprechen, als ich mit Sicherheit auszuführen vermag, und ich bin nicht imstande, zu behaupten, daß ich dies ‚erhalten‘ kann.“

„Dessenungeachtet müssen Sie darauf fußen“, fuhr der Staatssekretär fort. „Die Würde der Regierung erheischt es und die Proklamation wäre ohne diesen Zusatz nicht vollständig.“

Nach kurzem, ernstem Nachsinnen versetzte der Präsident: „Sie haben recht, Seward, die Worte sollen eingeschaltet werden.“

Die Proklamation wurde demnach beiseite gelegt, bis die Schlacht bei Antietam stattgefunden hatte. Als Mr. Lincoln sich überzeugte, daß die Unionstruppen einen bedeutenden Sieg errungen, berief er das Kabinett wieder zu einer außerordentlichen Sitzung zusammen und erklärte:

„Nun ist der Zeitpunkt da, wo die Emanzipation der Neger bekannt gemacht wird, es darf damit nicht länger gewartet werden! Die öffentliche Meinung wird jetzt der Proklamation günstig sein, viele meiner wärmsten Freunde und Gönner verlangen sie, und ich versprach meinem Gott, ich wollte sie verkündigen.“

Der Finanzminister Chase verstand den letzten Satz nicht ganz und bat um eine Erklärung desselben. Mr. Lincoln entgegnete: „Ich habe mit feierlichem Schwur vor Gott gelobt, ich wolle, wenn General Lee aus Pennsylvania zurückgedrängt würde, den Erfolg unserer Waffen damit krönen, daß ich die Sklaven für frei erklärte.“

Das Kabinett war mit dem Entschluß des Präsidenten einverstanden, und am 22. September des Jahres 1862 wurde die Proklamation verkündet, welche verhiess, daß am 1. Januar im Jahre des Herrn 1863 in den Staaten oder den zu den Staaten gehörenden Territorien, deren Bewohner noch in der Rebellion gegen die Vereinigten Staaten verharren würden, alle als Sklaven gehaltenen Personen frei sein und von dem Tage an für immer frei bleiben sollten, und daß die Regierung der Vereinigten Staaten, mit Einschluß der Militär- und Marinebehörden, die Freiheit solcher Personen anerkennen und erhalten und keine Handlung oder Handlungen vornehmen würden, solche Personen, oder irgendwelche von ihnen, in den Bestrebungen zurückzuhalten, die sie zur Erlangung ihrer thatsächlichen Freiheit unternehmen.

Mit dieser Proklamation waren in den Nordstaaten viele Gegner der Sklaverei nicht einverstanden; sie hätten lieber gesehen, wenn der Präsident, ohne eine Warnung auszusprechen und ohne eine Bedingung zu stellen, der Sklaverei den Todesstoß versetzt hätte; allein spätere Ereignisse haben sie und die zivilisierte Welt gelehrt, daß unter den vorliegenden Umständen des Präsidenten Verfahren das zweckmäßigste war. Im Süden rief die Proklamation der in Aussicht gestellten Befreiung eine ungeheure Aufregung

hervor und der Kongreß des Sonderbundes ließ sich zu heftigen Drohungen hinreißen. Aber die hunderttägige Frist verlief und an dem für die amerikanische Nation so denkwürdigen 1. Januar des Jahres 1863 wurde die Emanzipation der Sklaven proklamiert.

Präsident Lincoln unterzeichnete die Proklamation, nachdem der öffentliche Empfang der Neujahrsgratulanten beendet war, und Mr. Colfax meinte, „die Unterschrift sieht etwas zitternd und ungleichmäßig aus“.

„Darau ist weder Unsicherheit noch irgendein Bedenken meinerseits schuld“, entgegnete der Präsident, „allein der öffentliche Empfang war eben vorüber, und wenn ein Mann drei Stunden lang seinen Besuchern die Hand gedrückt hat, so kann man kaum erwarten, daß diese Anstrengung seiner Handschrift besondere Festigkeit verleihe. Die Südstaaten sind rechtzeitig gewarnt worden, daß ich, wenn sie nicht zu ihrer Pflicht zurückkehrten, einen Streich gegen diese Säule ihrer Macht führen würde. Jetzt muß das gegebene Versprechen gehalten werden, und ich nehme kein einziges Wort zurück.“

Mr. Carpenters edel aufgefaßtes, zur Verherrlichung der „Sklavenbefreiung“ ausgeführtes Gemälde erregte des Präsidenten großen Beifall. Als das Kunstwerk nahezu vollendet war, sagte der Maler zu ihm: „Es erfüllt mich mit Stolz, daß ich der erste Künstler war, der die Idee hatte, ein Gemälde zur Verherrlichung der Sklaven= Emanzipation auszuführen.“

„Ja“, versetzte der Präsident, „infolge der Wendung, welche die Dinge genommen, hat sie sich als die Haupthandlung meiner Administration und das große Ereignis des 19. Jahrhunderts herausgestellt.“

## Siebenundzwanzigstes Kapitel.

### Verlängerter Aufenthalt im Weißen Hause.

---

Im Sommer des Jahres 1864 wurde Mr. Lincoln zum zweitenmale für die Präsidentenwürde in Vorschlag gebracht, obgleich zahlreiche Parteiführer, denen er zu bedächtig und zu milde war, gegen seine Wiedererwählung stimmten. Ihre Opposition war indessen von kurzer Dauer. Als der Nationalkonvent in Baltimore zusammentrat, machte der Enthusiasmus für Mr. Lincoln sich in solchem Grade geltend, daß die Gegner davor verstummten, und die von der Armee eingelaufenen Nachrichten bewiesen, daß alle Unteroffiziere und Gemeine von dem gleichen Gefühl beseelt waren — die „Jungens“ verlangten, daß „Vater Abraham“ wieder als Kandidat für die Präsidentenwürde aufgestellt werde. Der Oberst eines am Potomac stationierten Regiments, in dem sich viele Demokraten befanden, hörte zufällig eine diese Frage betreffende Unterhaltung seiner Truppen mit an, die er in folgenden Worten berichtete:

„Wem giebst du deine Stimme, Toe?“ fragte ein Soldat seinen demokratisch gesinnten Kameraden.

„Vater Abraham, natürlich; ein neuer Präsident würde alles über den Haufen werfen“, lautete die Antwort.

„Vielleicht würde ein neuer Präsident die Rebellion schneller unterdrücken“, rief ein anderer dazwischen.

„Aber wir wissen, wen wir jetzt an der Spitze der Regierung haben“, versetzte der Demokrat; „wenn ihr einen neuen Präsidenten bekommt, so müßt ihr euch eine Zeit lang gedulden, bis ihr dies herausgefunden habt.“

„Das ist wahr“, bestätigte einer der Kameraden, „ein Waffenstillstand würde jetzt nicht angemessen sein.“

„Die Soldaten denken zu hoch von Lincoln, als daß sie ihn um eines anderen willen in Stich lassen sollten“, bemerkte einer aus der Schar.

In dieser Weise wurde die Angelegenheit weiter erörtert, bis endlich ein Deutscher, der bis dahin schweigend zugehört, rund heraus erklärte: „Ich stimme für Vater Abraham. Er hat uns Soldaten gerne, und wenn wir drei Jahre im Kriege gedient haben, so giebt er uns 400 Dollars und läßt uns als Veteranen wieder in die Armee eintreten. Vater Abraham hat nun 4 Jahre gedient und wir werben ihn auf weitere 4 Jahre an und machen ihn zum Veteranen.“

In diesem Regimente gab der Deutsche den Ausschlag; ähnliche Empfindungen, wie die seinen, machten sich fast durchgehend in der Unionsarmee geltend.

Im Konvent gaben, mit Ausschluß von Missouri, alle Staaten Mr. Lincoln ihre Stimme. Die zweiundzwanzig Stimmen des Staates Missouri erhielt General Grant, doch sobald das Ergebnis des Ballotements bekannt gemacht worden war, wurden auch sie auf Mr. Lincoln übertragen.

Noch waren nicht zwei Monate nach seiner Wiederernennung verfloßen, da beschloß der Präsident, eine neue Truppenaushebung von 500 000 Mann anzuordnen. Als er im Kabinett die Sache zur Sprache brachte, wurden sofort Einwände erhoben.

„Es wird Ihnen zum Schaden gereichen“, meinte einer der Minister.

„Es wird Ihre Wiederwahl vereiteln, Herr Präsident“, gab ein anderer zu bedenken.

„Sie werden Ihren Feinden eine Waffe in die Hand geben“, fügte der erste hinzu, „die Leute sind des Kriegeß überdrüssig“.

Die ins Auge gefaßte Maßregel wurde eingehender erörtert und der Präsident lauschte mit gewohnter Ehrerbietung den Ansichten seiner Räte, während er von Zeit zu Zeit eine kurze Bemerkung einschaltete. Endlich aber traf er eine Entscheidung, die jeden Zweifel beseitigte. Sich von seinem Sitze erhebend und die gebietende Haltung annehmend, die ihm, wenn er eine edle Sache



verfocht, eigen war, sagte er mit tiefem Ernst und großem Nachdruck:

„Meine Herren, es ist nicht notwendig, daß ich wiedergewählt werde; allein es ist notwendig, daß unsere tapferen Jüngens im Felde verstärkt und das Vaterland gerettet werden. Ich werde die Aushebung von weiteren 500 000 Mann anordnen, und wenn diese Maßregel meinen Fall mit sich bringt, so will ich, dem ‚Cumberland‘ gleich, mit Ehren unterliegen.“

Gott krönte seinen hochherzigen Entschluß mit günstigem Erfolg, und statt zu unterliegen, wurde er mit der größten Majorität, die bisher bei den Präsidentenwahlen vorgekommen, aufs neue zum Lenker der Vereinigten Staaten gewählt. Als man ihm zu diesem Ergebnis öffentlich Glück wünschte, entgegnete er:

„Ich danke Gott für den Beifall, den das Volk mir spendet. Aber wenn der Ausdruck seines Vertrauens mich auch tief bewegt, so glaube ich doch mein Herz genau genug zu kennen, um sagen zu dürfen, daß meine Dankbarkeit frei ist von jeder Beimischung persönlichen Triumphes. Was auch die Motive derjenigen sein mögen, die ihre Stimme gegen mich erheben, ich lasse sie unangefochten. Es macht mir kein Vergnügen, über irgendeinen Menschen zu triumphieren, aber ich danke dem Allmächtigen für diesen sichtlichen Beweis, daß die Bevölkerung entschlossen ist, bei der freien Regierung und den Menschenrechten zu beharren.“

Die Wiedererwählung des Präsidenten Lincoln war gleichbedeutend mit der Verstärkung der Armee um 500 000 Mann. Sie nahm der Rebellion die letzte Hoffnung; als der Wahltag anbrach, waren die Kräfte des Südbundes schon erschöpft und von diesem Zeitpunkte an wurde seine Auflösung beschleunigt.

Am 4. März des Jahres 1865 fand Mr. Lincolns zweite Inauguration als Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika statt. Eine große Menschenmenge war bei der imposanten Zeremonie zugegen und lauschte seiner Antrittsrede. Der Landessitte gemäß küßte Mr. Lincoln, nachdem er den Amtseid geleistet, die geöffnete Bibel, und Mr. Widdleton, der ihm die heilige Schrift gereicht, bezeichnete sogleich die Verse, welche der Präsident mit seiner Lippe berührt hatte. Es waren der 26. und 27. Vers des 5. Kapitels im Jesaias:

„Denn er wird ein Banner aufwerfen, ferne unter den Heiden, und dieselben locken vom Ende der Erde. Und siehe, eilend und schnell kommen sie daher.

Und ist keiner unter ihnen müde oder schwach, keiner schlummert noch schläft, keinem geht der Gürtel auf von seinen Lenden, und keinem zerreißt ein Schuhrieme.“

Die in kürzester Zeit folgende Besiegung der Rebellen ließ diesen Worten eine merkwürdige Bedeutung; sie sind eine herrliche Prophezeiung, die für immer mit der Erinnerung an Präsident Lincoln verknüpft bleiben wird.

Seine bei dieser Gelegenheit gehaltene Rede ist oft mit Washingtons Abschiedsrede zusammengestellt worden, war es doch die letzte Ansprache, die Lincoln an das amerikanische Volk hielt; und da sie kurz und bündig, so lassen wir sie im Wortlaute folgen:

„Mitbürger! Heute, da ich zum zweitenmal an diesem Platze stehe, um als Präsident den Amtseid zu leisten, bedarf es keiner so ausführlichen Rede wie das erste Mal. Damals erschien es angezeigt und ratsam, die ins Auge gefaßten Maßregeln eingehender zu beleuchten. Jetzt aber, nach Ablauf von vier Jahren, in denen wir fortwährend öffentliche Erklärungen über jede Entwicklungsstufe und jede Phase des noch immer die ganze Aufmerksamkeit und alle Kräfte der Nation in Anspruch nehmenden großen Kampfes abgegeben haben, jetzt könnten wir wenig Neues hinzufügen. Der Erfolg unserer Armee, von dem hauptsächlich alles andere abhängt, ist dem Publikum ebenso wohl bekannt, wie mir selbst und erfüllt, wie ich glaube, alle, deren Erwartungen nicht zu hoch gespannt sind, mit Befriedigung und Zuversicht. Hegen wir auch kühne Hoffnungen für die Zukunft, so unterfangen wir uns doch nicht, einen günstigen Ausgang bestimmt vorauszusagen.

Heute vor vier Jahren waren bei der Inauguration alle Gedanken voll banger Sorge auf den drohenden Bürgerkrieg gerichtet. Alle fürchteten den Ausbruch — alle suchten ihn abzuwenden. Während hier an dieser Stelle die Antrittsrede gehalten wurde, die ganz von dem Wunsche durchdrungen war, die Union ohne Krieg zu erhalten, suchten Agenten der Rebellen sie in dieser Stadt ohne Krieg zu vernichten — die Union aufzulösen

und das Staatseigentum auf dem Wege der Unterhandlungen zu teilen. Beide Parteien scheuten den Krieg, doch die eine wollte lieber den Krieg provocieren, als die Union fortbestehen lassen; und die andere wollte lieber den Krieg aufnehmen, als sie zugrunde gehen lassen. Und so kam es zum Kriege.

Der achte Teil der ganzen Bevölkerung bestand aus Neger=sklaven, die nicht zerstreut in den Vereinigten Staaten, sondern in dem südlichen Teile derselben zusammengedrängt lebten. Diese Sklaven waren der Gegenstand eines besonderen, mit großer Macht verknüpften Interesses. Jedermann wußte, daß dieses Interesse auf eine oder die andere Weise die Ursache des Krieges war. Die Verstärkung, Erhaltung und Ausdehnung dieses Interesses bildeten den Zweck, um dessentwillen die Insurgenten die Union, sei es auch durch einen Krieg, auflösen wollten; während die Regierung nicht mehr zu thun beanspruchte, als die Ausdehnung der Sklaverei auf freie Gebiete zu verhindern. Keine der Parteien erwartete, daß der Krieg eine solche Ausdehnung gewinnen und von so langer Dauer sein würde, wie es nun der Fall ist; keine sah voraus, daß die Ursache des Kampfes mit dem Ende oder sogar vor dem Ende des Krieges aufgehoben sein würde. Jede Partei hoffte auf einen leichteren Sieg und auf ein weniger durchgreifendes, weniger staunenerregendes Ergebnis. Beide lesen die gleiche Bibel und beten zu demselben Gott, und jede ruft ihn um Hilfe gegen die andere an. Es mag wohl seltsam erscheinen, daß ein Mensch wagen sollte, den Beistand eines gerechten Gottes zu erflehen, um den Lohn der Arbeit an sich zu reißen, den andere im Schweiße ihres Angesichts erwerben. Doch wir wollen nicht richten, damit wir nicht gerichtet werden. Beider Gebete können nicht erhört werden — bis jetzt ist weder die eine, noch die andere Partei völlig erhört worden. Der Allmächtige hat seine besonderen Zwecke. ‚Wehe der Welt, der Ärgernis halber! Es muß ja Ärgernis kommen, doch wehe dem Menschen, durch welchen Ärgernis kommt.‘ Wenn wir annehmen, daß die Sklaverei in Amerika eins der Ärgernisse ist, die nach Gottes Vorsehung kommen müssen, die er aber, nachdem sie ihre Zeit gedauert, aus dem Wege räumen will, und wenn wir ferner annehmen, daß er sowohl dem Norden wie dem Süden in diesem schrecklichen Kriege das Wehe schickt,

das denen gebührt, durch welche das Ürgerniß kam — werden wir darin eine Abweichung von den Attributen sehen, welche die an einen lebendigen Gott Glaubenden demselben zuschreiben? Wir hoffen inständig und flehen in brünstigem Gebet, daß diese furchtbare Kriegsgeißel bald von uns abgewendet werden möge. Allein wenn Gott wollte, daß der Kampf fort dauere, bis aller Reichtum, den die ungelohnte, schwere Arbeit der Sklaven während 250 Jahre zusammengehäuft hat, zerronnen, und jeder unter Peitschenhieben hervorgequollene Tropfen Blut mit einem durchs Schwert vergossenen Tropfen Blut wieder gut gemacht worden wäre, so müssen wir dennoch sagen, „die Rechte des Herrn sind wahrhaftig, allesamt gerecht.“

Niemanden lassend, voll Liebe für alle, mit Festigkeit beim Rechte beharrend, soweit Gott uns erleuchtet das Rechte zu erkennen, werden wir uns bestreben, das begonnene Werk zu Ende zu führen, die Wunden der Nation zu verbinden, für die, welche das Vaterland verteidigten, zu sorgen — ja, nicht nur für sie, sondern auch für ihre Witwen und Waisen — und alles zu thun, was einen dauernden Frieden im eigenen Lande und ein gutes Einvernehmen mit allen anderen Nationen herbeiführen und erhalten kann.“

Charles Sumner sagt von dieser Rede: „Die Inaugurationsrede, die Lincoln bei seinem zweiten Regierungsantritt hielt, war kürzer als alle derartigen Ansprachen, welche in der Geschichte der Vereinigten Staaten verzeichnet sind; aber sie hat eine größere Wirkung hervorgerufen und wird länger bekannt bleiben, als jede andere ... Ihre Schlußworte klangen wie ein von Engelnklippen verkündeter Segen.“

Wenn die Einführung von Reformen in bezug auf Anstellung der im Staatsdienste stehenden Beamten zur Zeit vielfach erörtert wird, so beschäftigte dieselbe schon in hohem Grade Mr. Lincolns Gedanken, als er zum zweitenmal die Präsidentschaft antrat. Er sagte bei einer Gelegenheit zum Senator Clarke von New-Hampshire:

„Könnten Sie und andere nicht die öffentliche Meinung dahin beeinflussen, daß in der Besetzung von Ämtern nicht ohne guten Grund Veränderungen vorgenommen werden dürften?“

„Es würde eine ausgezeichnete Einrichtung sein“, entgegnete der Senator. „Sie wollen doch sagen, es sollte niemand lediglich aus Parteirücksichten entlassen oder angestellt werden?“

„Das ist's, was ich meine. Ich habe ein Gefühl, als könnte der bloße Gedanke mich töten, daß ich alles, was ich im ersten Jahre hier durchgemacht, noch einmal durchmachen müßte.“

„Das finde ich sehr begreiflich“, fuhr Mr. Clarke fort.

„Neun Zehntel von allen Ihren Besuchern sind Leute, die um Anstellung bitten oder Ihnen ganz unwichtige Angelegenheiten vortragen.“

„Davon abgesehen, ist es sehr unrecht, Staatsbeamte, die ihrer Brauchbarkeit wegen im Dienste bleiben sollten, zu entlassen, um Politiker, die ihrer Partei genützt haben, ein Amt zu verleihen“; erwiderte Mr. Lincoln und fügte in bezug auf die Bewerber um Anstellungen hinzu: „Mir ist's immer, als ob jeder Besucher sich auf mich stürzte und mit Daumen und Zeigefinger ein Stück meiner Lebenskraft mit fortnahm.“

Der Senator lachte über dies Gleichniß und der Präsident fuhr fort: „Ich habe den Entschluß gefaßt, in meiner zweiten Regierungsperiode sehr wenige Veränderungen unter dem Beamtenpersonal vorzunehmen, ja, ich glaube, ich werde nur die entlassen, die sich eines Verbrechens schuldig machen. Es ist sehr leicht, einen Mann zu entlassen, doch wenn ich seinen Platz wieder ausfüllen will, so bewerben sich zwanzig andere um die Stelle und von diesen muß ich mir neunzehn zu Feinden machen.“

Senator Clarke gab dem Präsidenten recht und sprach die Hoffnung aus, daß er imstande sein würde, seine Theorien praktisch anzuwenden, worauf Mr. Lincoln die Unterredung mit der Bemerkung schloß:

„Wenn ich hier sitze, wo alle Kanäle der Patronage in einen Knotenpunkt zusammenzulaufen scheinen, so kommt es mir wirklich vor, als ob unsere Landsleute sich schnell dem Augenblicke näherten, da man sagen kann, daß sieben Achtel von ihnen sich bemühen herauszufinden, wie sie auf Kosten des übrigen Achtels leben können.“

Drei Wochen, nachdem Mr. Lincoln zum zweitenmal mit der Präsidentenwürde bekleidet worden, begab er sich zur Stärkung



seiner erschöpften Kräfte, und um dem Kriegsschauplatz näher zu sein, nach City Point, und die „Jungens in den blauen Röcken“ begrüßten ihn mit dem größten Enthusiasmus.

Dem Präsidenten zu Ehren war für den 25. März eine große Revue angesetzt worden; allein General Lee machte am Morgen dieses Tages einen Angriff auf Fort Stedman und eroberte dasselbe, und statt der geplanten Revue entspann sich ein blutiger Kampf, um den feindlichen Truppen die Festung wieder zu entreißen, ein Unternehmen, das innerhalb weniger Stunden glorreich zu Ende geführt wurde. Präsident Lincoln besuchte gleich nach dem errungenen Siege das Schlachtfeld, und als ihm von mehreren Seiten ein Bedauern ausgedrückt wurde, daß die Revue vereitelt worden sei, rief er: „Dieser Sieg ist mehr wert, als alle Revuen.“

Sofort wurde in City Point ein Kriegsrat gehalten, dem der Präsident und die Generale Grant, Sherman, Sheridan, Meade und Ord beimohnten, und infolge der von ihnen gefaßten Beschlüsse kam es am Freitag, Sonnabend und Sonntag zu den heißen Gefechten, welche das Geschick Richmonds besiegelten.

Mr. Lincoln blieb in City Point und nahm dort die Depeschen vom Kriegsschauplatz in Empfang, die er nach Washington beförderte.

Sein erstes am Sonnabend aufgegebenes Telegramm an den Kriegsminister lautete:

„Heute Morgen heißer Kampf, unsere Truppen zurückgedrängt.“

Wenige Stunden später telegraphierte er:

„Die verlorene Stellung ist wiedergewonnen.“

Am Sonntag Morgen enthielt seine Depesche die Nachricht:

„Glorreicher Sieg unserer Armeen nach zweitägigem heißen Kampfe, in dem die beiderseitigen Truppen bewunderungswürdige Tapferkeit entfalteten.“

Am Nachmittage meldete er:

„General Grant hat 12000 Gefangene gemacht und fünfzig Stück Geschütze genommen.“

Die Depesche vom Montag Morgen lautete:

„Richmond ist gefallen.“

Ein wenig später telegraphierte er:

„Ich bin im Begriff in Richmond einzuziehen.“

Der Kriegsminister telegraphierte umgehend zurück:

„Sehen Sie Ihr Leben nicht aufs Spiel.“

Am folgenden Morgen schickte er die Antwort:

„Ich erhielt gestern Ihre Depesche, ging nach Richmond und bin heute früh hierher zurückgekehrt.“

Was ihn zu diesem Schritte bewog, war nicht Tollkühnheit, sondern die philosophische Auffassung, die er von der drohenden Gefahr hatte.

Am Montag nahm der Präsident Besitz von Richmond. Jefferson Davis, das Haupt der Rebellen, hatte sich aus dem Staube gemacht, und Mr. Lincoln durchschritt ohne Gepränge, sogar ohne militärische Eskorte die Straßen der Stadt, um sich in des besiegten Feindes Hauptquartier zu begeben. Aber trotz des Mangels an äußerer Machtausfaltung wird die Geschichte seinen Einzug als einen Triumphzug bezeichnen.

Präsident Lincoln blieb bis zum nächsten Morgen in Richmond und bewohnte das Haus, welches der Erzverräter in so wenig zeremonieller Weise geräumt hatte. Die loyale Bevölkerung des ganzen Landes zitterte für sein Leben, als es laut wurde, daß er sich dorthin begeben, viele nannten es „ein tollkühnes Wagnis“, und alle waren froh, als die Telegramme meldeten, daß er nach Washington zurückgekehrt sei.

Als der Sprecher Colfax ihm Vorstellungen über seine Nichtachtung der Gefahr machte, entgegnete der Präsident:

„Ich würde selbst Unruhe empfunden haben, wenn ein anderer Präsident gewesen und dorthin gegangen wäre; ich selbst fühlte mich in keinerlei Gefahr.“

Richmonds Fall wurde im ganzen Norden und Westen durch Freudenfeuer, Illuminationen, Reden und allgemeinen Jubel gefeiert; überall wurde der weisen Regierung, dem Patriotismus und den Errungenschaften des Präsidenten das höchste Lob gespendet.

Als acht Tage später die Nachricht einlief, daß General Lee im Gerichtshause zu Appomattox eine Kapitulation angenommen habe, kannte der allgemeine Jubel keine Grenzen. Der Krieg

war beendet und die konstitutionelle Freiheit aufrecht erhalten worden.

Die Botschaft „Lee hat kapituliert“ rief eine Aufregung hervor, die sich kaum beschreiben läßt. Die Kirchendiener eilten in die Gotteshäuser, um das Ereigniß durch Glockengeläute zu verherrlichen, dazwischen erschallten Kanonenschüsse, Bekannte umarmten sich beim Beegnen in der Straße, die einen weinten, die anderen lachten vor Freude, alle jubelten im Übermaße des Entzückens.

Mr. Lincoln hatte das Ziel erreicht, das er sich bei Übernahme der Administration gesteckt — er hatte die Rebellion unterdrückt und die Union gerettet.

Charles Sumner sagt von Lincolns Regierung:

„Der Grundstein der nationalen Unabhängigkeit liegt schon an seinem Platze und trägt den Namen Georg Washington. Dem Grundstein muß ein anderer Stein beigelegt werden, nämlich die Unabhängigkeitserklärung mit der Erfüllung aller ihrer Versprechen. Auf diesen Stein wollen wir voll Dankbarkeit den Namen Abraham Lincoln verzeichnen.“

Beide standen während einer an Drangsalen reichen Zeit an der Spitze der Republik, beider Gedanken waren mit schlichtem, reinen, unverwandten Sinn einzig und allein auf das Wohl des Volkes gerichtet, so daß beide Namen gleichbedeutend mit der unverfälschten Hingabe an das Vaterland sind. Einer wie der andere war Oberhaupt des Staates während der Zeit eines sieggekronen Krieges. Einer wie der andere war in einer großen historischen Epoche Repräsentant seines Vaterlandes.

Die Thaten, welche Lincoln auszuführen berufen war, glichen ihrem Wesen nach denjenigen, welche Washington vollbrachte. Was Washington unvollendet ließ, setzte Lincoln fort. In ihren Leistungen und ihrem Patriotismus einander so gleich, war es nur natürlich, daß ihnen beim Tode die gleichen Ehrenbezeugungen erwiesen wurden.

## Achtundzwanzigstes Kapitel.

### Vom Menehelmörder erschossen.

---

Von der Zeit an, da Mr. Lincoln für die Präsidentenwürde in Vorschlag gebracht worden war, hegten, wie wir gesehen, seine Freunde vielfach die Befürchtung, daß er ermordet werden möchte.

Der Präsident selbst hatte guten Grund zu glauben, daß sein Leben in Gefahr stehe, denn er besaß ein ganzes Paket Drohbrieife, die er mit der Aufschrift: „Mordbrieife“ bezeichnet und beiseite gelegt hatte. Als man ihm Vorstellungen machte, er solle sich nicht unnötigerweise der Gefahr aussetzen, entgegnete er:

„Schon bald nachdem ich in Chicago zum Kandidaten für die Präsidentschaft ernannt worden, erhielt ich Briefe, in denen mein Leben bedroht wurde. Der erste und zweite flößten mir leises Unbehagen ein; allmählig aber gewöhnte ich mich so sehr an diese Art Zuschriften, daß ich jede Woche eine bestimmte Anzahl erwartete und in dem Zeitraum bis zum Inaugurationstage liefen ihrer eine Menge ein. Es ist auch jetzt nichts Ungewöhnliches, daß ich derartige Drohbrieife erhalte, allein sie flößen mir keine düsteren Ahnungen mehr ein.“

Man wunderte sich, daß er gleichgültig gegen eine Gefahr sein konnte, die seinen Freunden sehr naheliegend schien, und teilte ihm dies mit; er aber versetzte:

„O, man gewöhnt sich ganz an derlei Dinge!“

Als man ihm zum Schutze eine Kavalleriewache vor dem Thore des Weißen Hauses postierte, bat er, daß sie fortgenommen werde und äußerte einem Freunde gegenüber: „Ich fühlte mich nicht eher glücklich, als bis ich sie wieder los war.“

Und zum Oberst Halpine sagte er: „Es gehört sich nicht, daß ein Präsident Wachen mit gezogenem Säbel vor seiner Thüre habe, wie wenn er sich einbildete, er wäre ein Kaiser, oder wie wenn er versuchte oder sich herausnahm, als solcher aufzutreten.“

Da ihm, ohne daß er darum ersucht hätte, vom General Wadsworth ein Detachement Reiterei zur Eskorte bei seinen Fahrten in das Soldatenasyl gegeben wurde, suchte er General Halett in seiner Privatwohnung auf und protestierte gegen diese Vorsichtsmaßregel.

„Ei“, rief er halb im Scherz, aber doch voll Ernstes aus, „meine Frau und ich können vor dem Säbelgerassel und Sporengeklirr kaum unsere eigenen Worte hören, und einzelne von den Reitern scheinen noch ungeübt und ungeschickt zu sein, sodaß ich mehr fürchte, durch das zufällige Abfeuern eines Karabiners oder Revolvers getötet zu werden, als durch einen Mordversuch, den vielleicht einer oder der andere von Stewarts herumschweifenden Reitertruppen ausüben wollte.“

In ähnlicher Weise antwortete er dem Obersten Halpine, der ihn zu größerer Behutsamkeit im Weißen Hause ermahnte und ihm sagte: „Es drohen Ihnen zweierlei Gefahren, die Gefahr eines aus politischen Gründen vorbedachten Mordes und die der wilden Leidenschaft wahnsinniger Menschen.“

Hierauf entgegnete der Präsident:

„Nun, was den aus politischen Gründen angestellten Mordversuch betrifft, so sagen Sie mir, glauben Sie, daß die Bewohner von Richmond lieber Hannibal Hamlin an meinem Platze sehen möchten als mich? Für diesen Fall habe ich mein Leben so hoch versichert, daß ich das halbe Prairieland von Illinois dafür ersetzen könnte! Außerdem aber“ — fügte er ernster hinzu — „wenn wirklich ein Komplott bestände und die Verschworenen sich an mich herandrängen wollten, so würde die strengste Wachsamkeit sie nicht fernhalten können. Unsere Verpflichtungen sind so vielseitig, daß trotz der größten Vorsichtsmaßregeln eine Verschwörung, die den Zweck verfolgte, mich zu morden, auch sehr leicht für eins oder mehrere ihrer Werkzeuge freien Zutritt bei mir erhalten könnte.“

Wollten wir solche Befürchtungen verraten, indem wir Wachen aufstellen ließen oder dergleichen Maßregeln trafen, so würden wir



ihnen dadurch nur die Idee in den Kopf setzen und vielleicht gerade das herbeiführen, was wir vermeiden wollten.

Was die überspannten Leute betrifft, Herr Oberst, so muß ich hinnehmen, was mir beschieden ist, — augenblicklich sind, fürchte ich, einzelne meiner allzueifrigen Anhänger überspannter, als alle anderen. Daß solche Gefahren, wie Sie und andere mir schildern, existieren, ist sehr leicht möglich; doch ich glaube nicht, daß wir die Sache bessern würden, wenn wir merken ließen, daß wir uns von vornherein vor ihnen fürchten.“

Als einmal der unzweifelhafte Beweis geliefert wurde, daß unter den Rebellen ein Komplott bestände, Mr. Lincoln heimlich zu überfallen und wegzuschleppen oder ihn bei dem Versuche zu töten, und man ihm die Thatsachen meldete, da erwiderte er gelassen:

„Ei nun, selbst wenn es wahr wäre, begreife ich nicht recht, was die Rebellen zu gewinnen hoffen, wenn sie mich töten oder in ihre Gewalt bekommen könnten. Ich bin nur ein einzelner Mensch und es würde weder ihrer Sache nützen noch auch den geringsten Unterschied in dem Fortgange des Krieges machen.“

Am Morgen des 14. April 1865 kehrte des Präsidenten Sohn, der Hauptmann B. Lincoln vom Kriegsschauplatz zurück und brachte seinem Vater den detaillierten Bericht über Lees Waffenstreckung. Zur selben Zeit erhielt er einen Brief vom General Owen Allen aus New-York, der ihn flehentlich bat, sein Leben nicht wieder aufs Spiel zu setzen, wie er bei der Besitzergreifung von Richmond gethan habe, und er schrieb in seiner Antwort:

„Ich werde dem Räte meiner Freunde folgen und die nötige Vorsicht brauchen.“

Der 14. April war für die loyale Bevölkerung zu einem Festtage ins Auge gefaßt worden; es war der Jahrestag der vor vier Jahren erfolgten Räumung des Fort Sumter und man hatte beschlossen, das Sternenbanner solle an diesem Tage zum erstenmale wieder an seinem alten Platze entfaltet werden. Der mit diesem Akte verbundenen Feier in Charleston wohnten viele patriotisch gesinnte Männer aus allen Teilen des Landes bei. Für den Abend des bedeutungsvollen Tages war in Washington eine Festvorstellung in Fords Theater veranstaltet worden, zu der Präsident Lincoln,

General Grant und andere hervorragende Persönlichkeiten Einladungen erhielten, und die Zeitungen meldeten, daß diese Würdenträger der Aufforderung Folge leisten und bei der Vorstellung zugegen sein würden.

Als des Präsidenten Wagen am Portal des Weißen Hauses vorfuhr, befand Mr. Lincoln sich in Gesellschaft der Herren Ashmum und Colfax. Letzterer beabsichtigte am folgenden Morgen nach Californien zu reisen, Mr. Ashmum aber wünschte den Präsidenten in einer wichtigen Angelegenheit zu sprechen, und ehe Mr. Lincoln in den Wagen stieg, schrieb er auf eine Karte:

„Es ist Mr. Ashmum und seinem Freunde gestattet, mich morgen früh um neun Uhr zu besuchen.

A. Lincoln.“

Das waren die letzten Worte, die er schrieb. Dann wendete er sich zu Mr. Colfax und sagte:

„Vergessen Sie nicht, den Leuten in den Bergwerksdistrikten mitzuteilen, was ich Ihnen heute Morgen über die mit dem Frieden verknüpfte Entwicklung sagte!“ Und nachdem er im Wagen Platz genommen, fügte er, als die Pferde anzogen, noch hinzu: „Ich will Ihnen nach San Francisco telegraphieren, Colfax.“

Es war zwanzig Minuten vor neun Uhr, als er in Begleitung seiner Gattin, der Miß Harris und des Majors Rathbone die Theaterloge betrat. General Grant war nach Philadelphia gerufen worden.

Die ungeheuer zahlreiche Versammlung erhob sich und begrüßte das Oberhaupt der Regierung mit jubelnden Zurufen, die deutlich verrieten, wie sehr man den heißersehnten Frieden schätzte. Eine Stunde später wurden die Zuschauer durch einen Pistolenschuß erschreckt; indessen glaubten im ersten Momente viele, daß er zur Vorstellung gehöre. Mr. Lincolns Ausschrei und der Sprung des Mörders von der Loge des Präsidenten auf die Bühne lieferten ihnen jedoch den Beweis, daß hier ein wirkliches Trauerspiel aufgeführt worden war. Mit dem Ausrufe: „Sic semper tyrannis!“ (So ergehe es allen Tyrannen) war der Meuchelmörder auf die Bühne gesprungen, wo er, einen funkelnden Dolch schwingend, frohlockend hinzufügte: „Der Süden ist gerächt“, und mit diesen Worten verschwand.

Einen Augenblick war die Versammlung wie gelähmt und kaum imstande, den tragischen Vorgang zu begreifen.

„John Wilkes Booth!“ rief plötzlich eine Stimme aus dem Publikum.

„Schießt ihn nieder! Schießt ihn nieder!“ „Hängt ihn!“ ertönte es von allen Seiten wild durcheinander, denn jetzt erst wurde es den Zuschauern klar, daß sie durch den Schuß eines Mörders erschreckt worden waren.

Die Scene, die nun folgte, spottet jeder Beschreibung. Frauen schriekten und sanken ohnmächtig zu Boden, Männer stießen mit zornigen Geberden leidenschaftliche Drohungen aus: überall herrschten Verwirrung und Entsetzen. Die Anwesenden waren plötzlich von der höchsten Freude in die tiefste Betrübniß geschleudert worden. Beim Austritt aus dem Theatergebäude wurden die bangen Befürchtungen und düsteren Ahnungen der aufgeregten Menge noch durch das umlaufende Gerücht vermehrt, daß der Staatssekretär Seward und der Vizepräsident Johnson gleichfalls ermordet wären. Sofort bemächtigte sich Hunderter der Gedanke, die oft ausgesprochene Drohung der Rebellen, sie wollten die Kabinettsmitglieder töten und die Regierung mit Gewalt an sich reißen, werde jetzt ausgeführt.

Es verbreiteten sich in der Stadt Gerüchte von Gewaltthatigkeiten und Blutvergießen, die bange Besorgniß weckten, daß die republikanischen Institutionen sich in Anarchie auflösen würden und eine entsetzliche Mezelei das vernichten dürfte, was zu zerstören dem Verrat nicht gelungen war.

Das Gerüchte erwies sich insoweit begründet, als es den Staatssekretär Seward betraf. Einer der Verschworenen, Lewis Payne, ein übelberufener Mensch, war in das Schlafzimmer des krank darniederliegenden Mr. Seward gedrungen, hatte ihm drei Dolchstiche versetzt, und wäre der Diener nicht mutig und mit großer Kraftanstrengung dem Mörder in den Arm gefallen, so würde er den Staatssekretär auf der Stelle getötet haben. Mr. Seward's Sohn, der zuhause war, und vier andere Personen wurden bei dem Versuche, den Schurken festzuhalten, schlimm verwundet, und es gelang ihm, sich aus dem Staube zu machen.

Der bewußtlos zusammengesunkene Präsident war inzwischen

in das nahegelegene Haus des Mr. Peterson getragen, wohin bald die geschicktesten Ärzte und Chirurgen der Stadt geeilt kamen, ihm Beistand zu leisten. Allein es stellte sich bald heraus, daß der gute und große Mann nicht durch menschliche Kunst am Leben erhalten werden könne. Der Schuß war durch den Hinterkopf gegangen, die hinter dem linken Ohr eingedrungene Kugel hatte den Weg durchs Gehirn genommen und war unmittelbar hinter dem rechten Auge sitzen geblieben.

Gegen Mitternacht umstanden alle Minister das Lager des sterbenden Präsidenten, an dem außer der herbeigeholten Krankenpflegerin Mrs. Dixon, der Hauptmann Robert Lincoln, seine fast verzweifelte Mutter und mehrere intime Freunde der Familie weilten. Als der Generalstabsarzt Barnes verkündigte, es sei „auch nicht der leiseste Schimmer von Hoffnung“ vorhanden, da rief Sekretär Stanton in Thränen ausbrechend:

„Nein, nein, Doktor, nein, nein!“

Senator Sumner stand, eine Hand des Präsidenten in der seinen haltend, neben ihm und schluchzte, wie wenn er den eigenen Vater dem Tode entgegengehen sähe. Alle waren aufs tiefste erschüttert. Mrs. Lincoln schritt ratlos und händeringend von einem Zimmer ins andere und kehrte, von Seelenangst getrieben, bald wieder an das Sterbelager zurück, immer aufs neue wiederholend:

„Warum mußte es so kommen? Warum traf die Kugel nicht mich, statt meines Gatten? Ich muß mit ihm gehen!“

Wenn Hauptmann Robert Lincoln auch große Selbstbeherrschung übte und seine Mutter in liebevollster Weise zu trösten und auf Gottes Beistand hinzuweisen suchte, so war doch auch er oft nicht imstande, seinem Schmerz zu gebieten; er trat von Zeit zu Zeit in die Vorhalle hinaus, seinen Empfindungen freien Lauf zu lassen und kehrte mit wiedergewonnener Ruhe zurück, um den Kummer der Mutter zu lindern. Es war eine Nacht des Leides und der Seelenqual; die Stunden schienen nimmer verrinnen zu wollen, aber der sterbende Präsident war bewußtlos und fühlte weder Schmerzen, noch sah er den Kummer der Freunde, die sein Bett umstanden. Am folgenden Morgen verkündete Sekretär Stanton's Telegramm dem Lande die Trauerbotschaft:

„Heute Morgen um 7 Uhr 22 Minuten starb Abraham Lincoln.“

Was den Mörder betrifft, so wurde er von mehreren, die ihn nach der verruchten That auf die Bühne springen sahen und seine Stimme vernahmen, als John Wilkes Booth, ein nichtsnutziger, ausschweifender Mensch erkannt, der große Sympathie für das Sklavensystem hegte. Die Behörde that sofort Schritte, ihn und seine Mitschuldigen zu fangen; dabei stellte sich heraus, daß Booth Vorbereitungen für die Frevelthat getroffen und daß ihm mehrere Genossen bei Ausführung derselben beigestanden hatten. Außerdem erhielt man unzweifelhafte Beweise, daß auch auf andere Mitglieder des Kabinetts ein Attentat hatte verübt werden sollen und daß General Grant nur durch seine unvermutete Abreise dem Tode entgangen war. Ein in Booths Koffer vorgefundener Brief verriet, daß der Mordversuch schon für den 4. März, den Tag, an welchem Mr. Lincoln's Inauguration stattfand, geplant worden war, und daß dieses Vorhaben scheiterte, weil die Mitschuldigen nicht eher vorgehen wollten, „als bis sie aus Richmond Nachricht erhalten hätten.“

Oberst Baker und seine gewandtesten Leute kamen Booth auf die Spur und verfolgten ihn bis zu dem Farmhause eines gewissen Garret in Lower Maryland, wo sie ihn und einen Mitverschworenen, namens Herold, in einer Scheune versteckt fanden. Herold gab sich gefangen, Booth jedoch weigerte sich zum Vorschein zu kommen und da die Scheune in Brand gesteckt wurde und er den Versuch machte, zu entfliehen, so streckte ihn Boston Corbetts Kugel zu Boden. Lewis Payne, der das Attentat auf den Staatssekretär Seward verübt, Georg Agerodt, der den Vizepräsidenten Johnson ermorden sollte, Michael D'Langhlin und Edward Spangler, die Booth im Theater behilflich waren, Samuel Arnold, Mary E. Suratt und Dr. Samuel A. Mudd wurden als Mitverschworene verhaftet und vor einer Militärkommission ins Verhör genommen. Herold, Agerodt, Payne und Mrs. Suratt wurden zum Tode durch den Strang verurteilt und erlitten ihre Strafe am 7. Juli desselben Jahres.

Unmittelbar nachdem das Attentat auf den Präsidenten verübt worden, hatte sich die unheilvolle Kunde mit Blitzesschnelle im ganzen Lande verbreitet; allen Städten, die mit Washington in Telegraphenverbindung standen, ging die Schreckensbotschaft unber-



zügig zu; Statthalter, Bürgermeister und andere Beamte wurden in ihrer Nachtruhe gestört, um von dem erschütternden Ereignis verständigt zu werden, und in kürzester Zeit folgte der erhaltenen Mitteilung Mr. Stantons Telegramm mit der Anzeige von des Präsidenten Tode.

Die Trauer in den Vereinigten Staaten war eine allgemeine und tiefempfundene. Vom Gipfelpunkt der Freude, in die tiefste Betrübniß gestürzt, empfand die ganze Nation den erlittenen Schlag um so schmerzlicher, als der Wechsel ein äußerst jäher und erschütternder war; selbst starke Männer weinten, als sie die Trauerkunde vernahmen; Handel und Wandel gerieten ins Stocken, niemand hatte Lust zu kaufen oder zu arbeiten; einer rief dem andern zu: „Entsetzlich, entsetzlich!“ und alle fühlten sich von schwerem Kummer bedrückt.

Als die ersten trüben Stunden verronnen waren, eilte alt und jung in Kirchen und Kapellen, um das große Leid vor Gottes Antlitz zu tragen und in gemeinsamem Gebet Trost und Stärkung zu suchen.

An einzelnen Orten, unter anderen auch in New-York, äußerte sich der Kummer in offen zur Schau getragenerm Rachedurst. Hier versammelten sich früh am Sonnabend Morgen bewaffnete Männer in den Straßen und bedrohten die nicht loyalfinnten Bürger mit sofortigem Tode. Schnell an der Zahl wachsend, hatten sich bald 50 000 Männer vor der Börse in Wallstreet zusammengedrängt, in ihrer Mitte wurde ein tragbarer Galgen emporgehalten, und sie schwuren dem ersten Rebellenfreunde, der den Mund aufzuthun wagte, Rache. Ein unvorsichtiger Bursche bemerkte, „Lincoln hätte schon längst erschossen werden sollen“, und wurde sofort niedergestossen. Die aufgeregte rachedurstige Menge wogte unter Androhung von Gewaltthatigkeiten nach dem Redaktionslokal der *World*, einer verfassungsfeindlichen Zeitung. Es schien fast unmöglich, einer leidenschaftlichen Demonstration vorzubeugen und Blutvergießen zu verhüten. In diesem kritischen Augenblicke trat ein Mann von imposanter Gestalt auf den Balkon des Stadthauses, von wo aus dem Volke die einlaufenden Telegramme bekannt gemacht wurden, und die Rechte erhebend, um Schweigen zu gebieten, rief er mit klangvoller, weittönender Stimme:

„Mitbürger! Wolken und Dunkel sind um Ihn her. Sein Gezelt um Ihn her ist finster und schwarze, dicke Wolken, darinnen Er verborgen ist. Gerechtigkeit und Gericht ist Seines Stuhles Festung; Gnade und Wahrheit sind vor Seinem Angesicht! Mitbürger: Gott sitzt im Regimente und die Regierung in Washington lebt noch!“

Die Wirkung dieser Worte grenzte aus Wunderbare. Es war, als hätte die Bevölkerung eine Botschaft vom Himmel vernommen; die maßlose Erregung der ungeheuren Menschenmenge legte sich und gab einer tiefen Stille Raum. Der Redner aber war General James A. Garfield, der sechzehn Jahre später zum Präsidenten der Vereinigten Staaten gewählt und nach viermonatlicher Ausübung seines hohen Amtes gleichfalls durch den Schuß eines Meuchelmörders getötet wurde.

Unter den vielen Leidtragenden betrauerte niemand den großen Toten tiefer, als die Meger; weinend und händeringend wanderten sie in den Straßen von Washington umher, standen sie in Gruppen beisammen und klagten laut über den herben Verlust, den sie erlitten.

Einzelne schienen ganz untröstlich.

Ein Korrespondent der New-Yorker Tribune schrieb aus Charleston:

„Ich habe nie so traurige Gesichter gesehen, nie solch' Wehklagen gehört, wie an dem Tage, da die Schreckensnachricht hier in Charleston eintraf. Die Meger — treue Seelen — geberdeten sich wie Kinder, denen der weise, geliebte Vater durch den Tod entrisen worden ist. Mir begegnete eine alte Frau, die ganz in Schmerz versunken und starren Auges vor sich hinblickend, die Straße entlang schritt und dabei laut klagte: ‚D, Herr! D, Herr! D, Herr! Massa Sam ist tot, Massa Sam ist tot!‘“

‚Wer ist tot, Tautchen?‘ fragte ich sie.

‚Massa Sam‘, entgegnete sie, ohne mich anzusehen und aufs neue in Wehklagen ausbrechend: ‚D, Herr! D, Herr! D, Herr! Massa Sam ist tot.‘

‚Wer ist Massa Sam?‘ fragte ich wieder.

‚Dufel Sam‘, entgegnete sie, ‚D, Herr! D, Herr! D, Herr!‘

Nicht ganz sicher, ob sie den Präsidenten meine, fragte ich aufs neue: ‚Wer ist Massa Sam, Tautchen?‘

„Mr. Linkum!“ versetzte sie trostlos und rang stöhnend die Hände. War sie auch zu unwissend, um den Unterschied zwischen dem gestaltlosen Onkel Sam und dem wirklichen Präsidenten zu begreifen, so sagte ihr doch das Herz, daß der, welcher ihr als Gebetserhörung vom Himmel gesandt worden, jetzt in ein blutiges Grab gesunken war und daß sie und ihre Klasse vaterlos zurückblieben.“

Ein Freund des Schreibers dieser Zeilen hielt sich in einer Stadt von Nord-Karolina auf, als die Kunde von der Ermordung des Präsidenten einlief. Die schwarze Bevölkerung folgte in tiefster Betrübniß ihrem Führer in das Gotteshaus, das sie bis in den letzten Winkel füllte. Unser Freund begab sich gleichfalls dorthin und fand die ganze Gemeinde bitterlich schluchzend und stöhnend auf den Knien liegen. Selbst der greise Führer war zu traurig, um sprechen zu können, er weinte mit seinen Brüdern. Endlich erhob sich eine vom Alter gebeugte Frau und ließ, vor Bewegung bebend, ihrer Trauer Worte. Die schwärzlichen Hände faltend rief sie mit überströmenden Augen gen Himmel blickend:

„Lobet den Herrn! Lobet den Herrn! Sie haben Massa Linkum getötet; Gott aber können sie nicht töten!“

„Amen! Amen! Amen!“ klang es von allen Seiten und in ihrem großen Leid fanden sie Trost in dem Gedanken, daß Gott ihnen nicht genommen werden könnte.

Der atlantische Kabel trug die Schreckensnachricht: „Ein Attentat auf den Präsidenten Lincoln“, über das Meer und auch in fernen, fremden Ländern erregte die Kunde Entsetzen und allgemeine Teilnahme.

Von Kaiser und Königen, von Fürsten und Präsidenten liefen aufrichtige Beileidsbezeugungen ein, und sowohl die Königin Viktoria von England, wie die Kaiserin der Franzosen richteten eigenhändig Worte tiefempfundener Teilnahme an Mrs. Lincoln. Der Geschichtsschreiber Georg Bancroft durfte mit Recht sagen: „Das Echo seines Grabgeläutes schallt durch die ganze Welt, und die Freunde der Freiheit in allen Ländern und Zonen betrauern seinen Tod.“

Vom Sprecher Colfax wurde dem Verstorbenen ein Nachruf gewidmet, dem wir folgenden Auszug entnehmen:

„Nun da ich im Begriffe stehe, das Bild des edlen Mannes

zu zeichnen, der so voll tiefer Empfindung, so selbstvergessend, so ganz uneigennützig, so rein, und milde und gut war, der für uns lebte und endlich für uns starb, nun fühle ich erst, wie wenig ich der Aufgabe gewachsen bin, seine vielen Vorzüge, seine intellektuelle Bedeutung, seinen hochherzigen Charakter, seine glühende Vaterlandsliebe zu schildern.

---

„Er mordet, eingefargt, begraben, wird er unter den wenigen unsterblichen Namen fortleben, denen keine Vergänglichkeit droht, fortleben als der Vater der Getreuen zu einer Zeit, welche die Seelen der Menschen auf die Probe stellte; fortleben in den dankerfüllten Herzen der farbigen Rasse, die er unter der Bedrückter Fersen hervorzog und zur Würde der Freiheit und Menschlichkeit erhob; fortleben in jedem schwergeprüften Familienkreise, der Vater, Gatten, Sohn oder Freund dahingegeben, um gleich ihm den Tod fürs Vaterland zu sterben; fortleben in der glorreichen Gemeinschaft der Märtyrer, die im Kampf für Freiheit, Gerechtigkeit und Menschlichkeit, die drei dem Himmel entstammenden Prinzipien, den Tod erlitten: fortleben in der Liebe aller Menschen unter der Sonne, die Tyrannei, Sklaverei und das Unrecht verabscheuen. Das Lebensbild, das er zurückläßt, zeigt uns, wie Redlichkeit und gute Grundsätze ihm, der sich durch eigene Kraft und Regsamkeit aus der bescheidensten Sphäre des Volkes emporgearbeitet, zu einer der hervorragendsten Stellungen unseres Erdballes verhalfen und ihm einen Namen verliehen, der in den Augen der Nachwelt immer herrlicher strahlen wird.

„Schritt er doch von der obersten Staffel der Ruhmesleiter ins Jenseits.“

---

## Neunundzwanzigstes Kapitel.

### Die Begräbnisfeierlichkeiten.

---

Unmittelbar nachdem der Präsident verschieden, wurden Vorbereitungen zur feierlichen Beisetzung der Leiche getroffen, die ins Weiße Haus überführt, einbalsamiert und in einem auf hohem Katafalk stehenden, kostbaren Sarg gebettet ward.

Am Montag Morgen fand im Kapitol eine Versammlung von Kongreßmitgliedern und anderen hervorragenden Männern von Washington statt, in der Charles Sumner zum Vorsitzenden eines Komitees gewählt wurde, das die Anordnungen für die Begräbnisfeierlichkeiten treffen sollte. Das Komitee setzte den folgenden Mittwoch für das Leichenbegängnis fest, bezeichnete sechs Senatoren und sechs Repräsentanten, welche die Zipfel der Sargdecke tragen sollten und bestimmte, daß ein aus je einem Vertreter jedes Staates und Territoriums gebildetes und die ganze Nation repräsentierendes Komitee die Leiche nach Springfield in Illinois begleiten sollte.

Am Dienstag Morgen wurden die Thüren des Weißen Hauses den Tausenden und Abertausenden geöffnet, die das Antlitz ihres geliebten Regenten noch einmal sehen wollten; den ganzen Tag über bis spät am Abend wallte ohne Unterbrechung eine dichtgedrängte Schar von Menschen aus allen Klassen der Gesellschaft nach dem Residenzgebäude und Tausende mußten enttäuscht heimkehren, da sie nicht imstande gewesen waren, ins Innere zu gelangen.

Als die Stunde des Leichenbegängnisses am Mittwoch herannahte, war die ganze Stadt, waren alle öffentlichen Gebäude mit Trauerabzeichen versehen, die nur zu deutlich verrieten, wie tief der große Verlust von der Bevölkerung empfunden wurde.



Der Trauergottesdienst wurde im Ostzimmer des Weißen Hauses abgehalten, wo mit Ausschluß der tiefgebeugten Witwe die Familie und die intimsten Freunde des Präsidenten nebst vielen hohen Würdenträgern Platz fanden; die Feier war einfach und herzbewegend, ganz wie es sich für den schlichten, republikanischen Staatsmann gehörte, den die Nation betrauerte.

In der kurzen vom Pfarrer Dr. Gurley gehaltenen Leichenrede heißt es unter anderem:

„Wahrscheinlich hat seit den Tagen Washingtons kein Mann einen so großen, festen Platz in den Herzen der amerikanischen Bürger eingenommen wie Abraham Lincoln. Und das Vertrauen und die Liebe, die sie zu ihm gefaßt, waren wohlbegründet; sie waren verdient, voll und ganz verdient. Er gewann sie durch seinen Charakter, durch seine Handlungen, durch sein reines, edles Wesen. . . Er war sich der Würde und der Bedeutung seiner hohen Stellung bewußt und suchte ihr gerecht zu werden; er erkannte seine Pflicht als Oberhaupt eines großen, von Gefahren bedrohten Volkes und beschloß seiner Verpflichtung, seiner vollen Verpflichtung nachzukommen, indem er die Führung und den Beistand dessen suchte, von dem geschrieben steht: ‚Er giebt den Müden Kraft und Stärke genug dem Unvermögenden‘. . . Nie werde ich vergessen, mit welchem Nachdruck und wie tief bewegt er in diesem Zimmer zu einer Anzahl Geistlichen und anderer Herren sprach, die ihm in den trübsten Tagen des Bürgerkrieges ihre Aufwartung machten: ‚Meine Herren‘, sagte er, ‚meine Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang dieses großen, schrecklichen Kampfes ruht auf der unerschütterlichen Grundfeste, die wir in Gottes Gerechtigkeit und Güte haben. Und wenn auch die Vorfälle sehr bedrohlich und die Aussichten sehr trübe sind, so hoffe ich, obgleich wir es mit leiblichen Sinnen nicht fassen können, dennoch, daß alles gut enden wird, da unsere Sache gerecht und Gott auf unserer Seite ist.‘ Dies war seine erhabene und heilige Überzeugung; sie war der sichere unverrückbare Anker seiner Seele. Sie machte ihn fest und stark, verlieh ihm Kühnheit, den Pfad der Pflicht zu wandeln, wie rauh und gefährvoll er auch sein mochte, sie stählte ihn zu tapferem Kampfe für das Recht, die Sache Gottes und der Menschlichkeit, und ließ ihn in seiner Administration ohne Wanken eine Politik verfolgen,

welche, wie er dachte und wir jetzt alle glauben, vor Gott und Menschen die richtige war.“

Nach Beendigung des Trauergottesdienstes im Weißen Hause wurde die Leiche, von einem unabsehbaren Gefolge begleitet, ins Kapitol überführt. Die breite Allee zwischen diesen beiden Gebäuden war dicht gedrängt mit trauernden Menschen gefüllt, und als der von acht schwarz verhängten Grauschimmel gezogenen Leichenwagen sich dem Kapitole näherte, stimmten mehrere Musikhöre einen Trauermarsch an, während von der Festung Minutenschüsse abgefeuert wurden. Nachdem der Sarg in der Rotunde auf einen Katafalk niedergesetzt worden, wurde nach Beendigung der Trauerfeierlichkeiten dem Publikum freier Zutritt gestattet, und die ganze Nacht hindurch bis spät am folgenden Tage strömten viele Tausende durch die Halle, um die Züge des Verstorbenen noch einmal zu betrachten.

Der zur Überführung der Leiche nach Illinois bestimmte schwarzverhängte Zug verließ Washington am Morgen des 21. April. Neben dem Sarge des Präsidenten stand der Willys — Vater und Sohn wurden, im Tode vereint, der fernem Heimat zugetragen, wie sie vor vier Jahren gemeinsam die Reise nach der Hauptstadt zurückgelegt hatten.

An allen größeren Orten, wie Baltimore, York, Philadelphia, New-York, Cleveland und Columbus in Ohio, Chicago und anderen Städten wurde der Sarg geöffnet und Tausende von Menschen wallten an demselben vorüber, des teuren Verbliebenen Antlitz zum letzten Mal zu sehen. Die Häuser trugen Trauerschmuck und überall that sich der Kummer in ergreifender Weise kund. An den kleineren Stationen standen, während der Zug unter dem Geläute der Glocken langsam vorüberglitt, entblößten Hauptes die Bewohner der umliegenden Dörfer und Flecken und weinten dem Dahingeshiedenen heiße Thränen nach.

Als die Leiche am Sonnabend in Philadelphia eingetroffen und in der schwarzdrapierten, mit Flaggen und Blumen geschmückten Unabhängigkeithalle ausgestellt war, erinnerten sich alle, welche sie daselbst sahen, der prophetischen Worte, die der Präsident, als er vor vier Jahren im Begriff war, sein hohes Amt anzutreten, an dieser Stelle ausgesprochen hatte.

„Alle meine politischen Gesinnungen“, sagte er damals, „entspringen, soweit ich sie auf ihren Ursprung zurückführen kann, den Gesinnungen, die in dieser Halle in Worte gekleidet und von hier aus der Welt verkündet worden sind. Ich habe nie eine politische Ansicht gewonnen, die nicht der in der Unabhängigkeitserklärung verkörperten Denkart entspränge.“

„Wohlan denn, meine Freunde, kann unser Vaterland auf dieser Grundlage gerettet werden? Wenn es möglich ist und ich dazu beitragen kann, es zu retten, so werde ich mich für einen der glücklichsten Menschen in der Welt halten. Kann es auf diesem Prinzip nicht gerettet werden, so stehen uns entsetzliche Zeiten bevor. Kann aber unser Vaterland nicht gerettet werden, ohne daß wir dieses Prinzip aufgeben, so möchte ich beinahe sagen, ich wollte lieber auf der Stelle ermordet werden.“

Nach einigen weiteren Worten fügte er zum Schluß hinzu:

„Ich habe nichts gesagt, was ich nicht mit meinem Leben und wenn es in des allmächtigen Gottes Ratschluß liegen sollte, mit meinem Tode zu besiegeln willens bin.“

Hatten die Ehrenbezeugungen, die man den sterblichen Überresten des Präsidenten auf der ganzen Strecke bewiesen, überall das Gepräge aufrichtiger Herzenstrauer gehabt, so war dies bei dem Begräbniß in seinem Heimatsorte Springfield in ganz besonderer Weise der Fall und es kamen erschütternde Scenen vor, als intime Freunde und frühere Genossen die allbekanntesten, im Tode erblaßten Züge wiedersehen. Alte und junge Leute betrauertem ihn wie ihren Bruder oder Vater; von mehr als fünfzig Meilen im Umkreise strömte die Bevölkerung herbei, um bei der Beerdigung zugegen zu sein, und als der Sarg auf dem Dak-Bridge Gottesacker in die Gruft gesenkt wurde, da konnten mehrere Morgen Landes kaum die Zahl der Leidtragenden fassen. Es waren gerade vierzehn Tage verflossen, seitdem der Trauerzug Washington verlassen, um die Leiche sechzehn hundert (engl.) Meilen weit übers Land zu der Ruhestätte zu tragen, die von der dankbaren Nation mit einem schönen Monumente geschmückt worden ist.

Wir aber schließen unsere Mitteilungen über den Mann, der sich aus der bescheidenen Sphäre der Pionierheimat zur höchsten Stellung im Weißen Hause emporarbeitete, mit dem

Schlußparagraphen einer vom Bischof Simpson gehaltenen Gedächtnisrede:

„Erhabener Führer, lebe wohl! . . . Stumm wie deine Lippen sind, reden sie doch eine vernehmliche Sprache: Der Klang deiner Stimme ist verhallt, aber in tausendfachem Echo schallt das Wort der Freiheit durch die ganze Welt und die Söhne der Knechtschaft leihen ihm freudig ihr Ohr. Im Tode gebunden, wandelst du frei umher und Ketten und Handschellen fallen ab, wo du sie berührst. Du wurdest nicht deiner selbst willen zum Opfer erkoren; der Mörder hegte keinen Haß gegen dich. Auf unsere Herzen wurde gezielt, dem nationalen Leben wurde nachgestellt. Wir krönen dich als unseren Märtyrer und die Menschlichkeit hebt dich als ihren siegreichen Sohn auf den Thron. Held, Märtyrer, Freund, lebe wohl!“







71. 2009.084 02719





